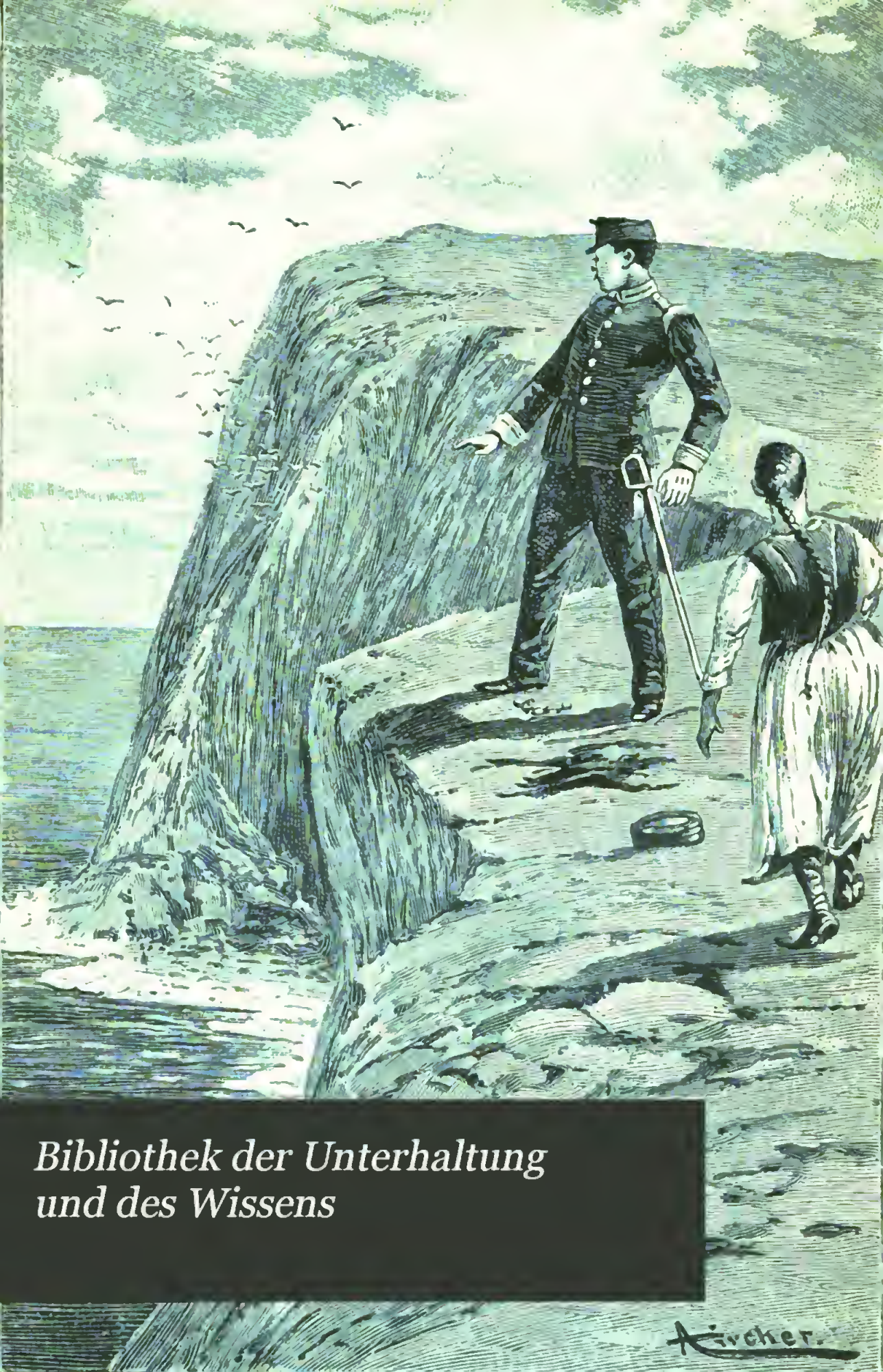


Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

MAX BÜRK

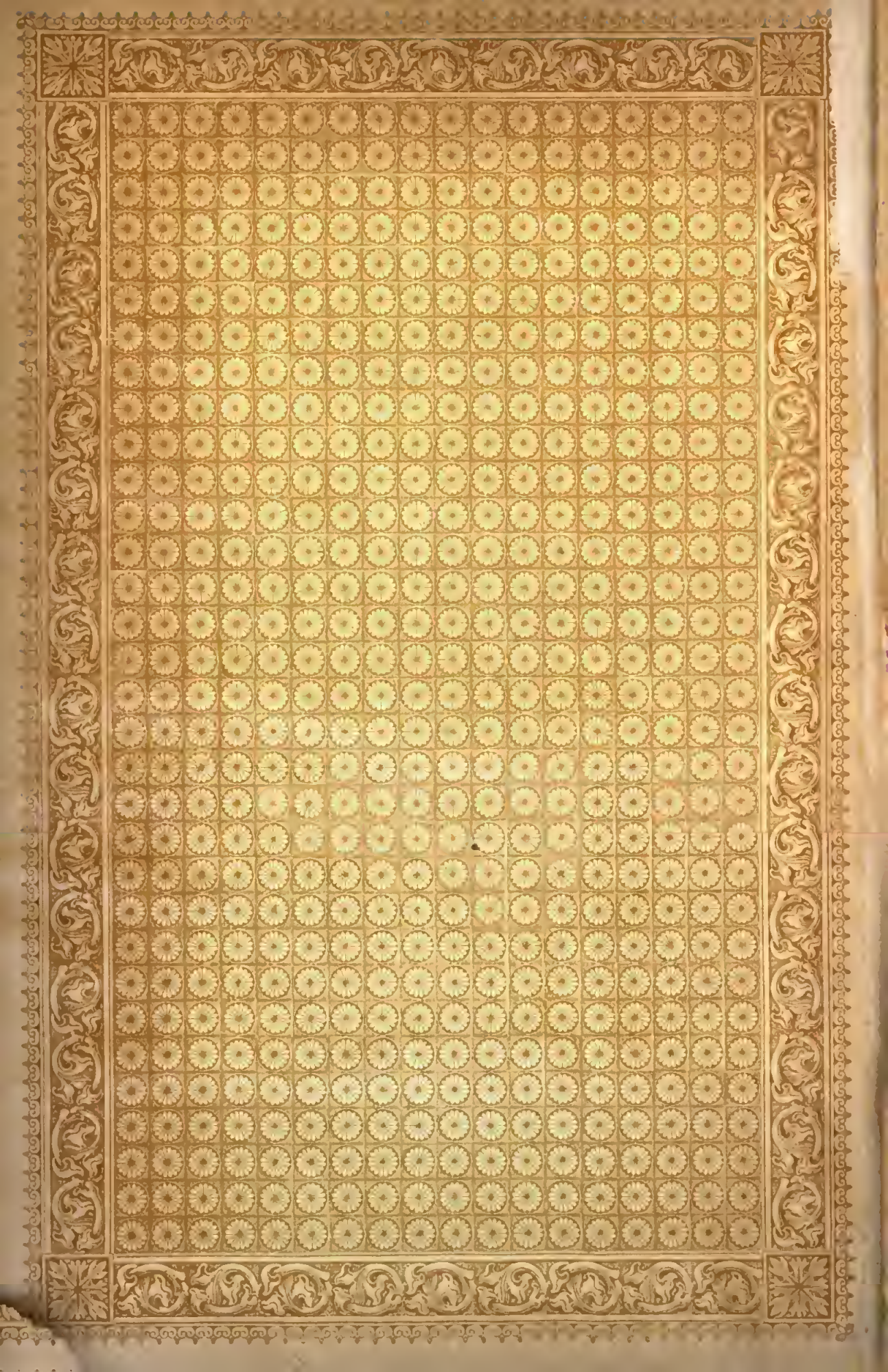
Soeben beginnt zu erscheinen:

Etwa 280 Seiten Text mit über
200 Textillustrationen
und circa 40 Vollbildern.

In 14 Lieferungen à 2 Mark.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen.

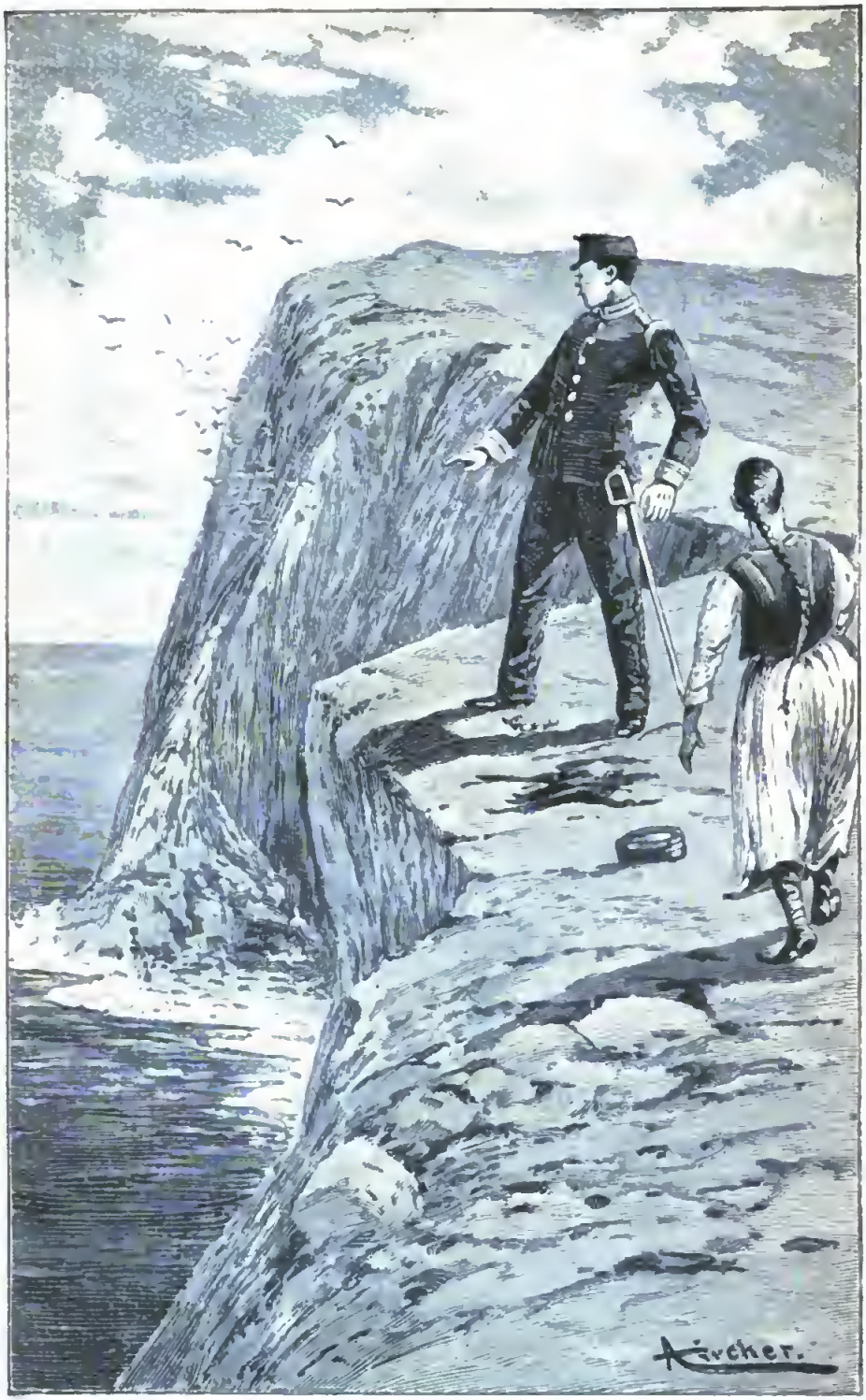


Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Digitized by Google



Zu der Erzählung „Darinka“ von Joan Novic. (S. 122)
Originalzeichnung von A. Kircher.

Digitized by Google

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1894.

Zehnter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
275411A
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Getilgte Schuld. Roman von Johannes Emmer (Fortsetzung u. Schluß) 7

Siegfried Sander & Sohn. Roman von Woldemar Urban 31

Darinka. Erzählung aus den dalmatiniſchen Bergen. Von Joan Novic 77

Mit Illuſtrationen von A. Kircher.

Die Geheimſchrift. Novellette von Friedrich Thieme . 142

Aus der Werkſtatt der Anarchiſten. Kriminaliſtiſche Skizze von Hans Scharwerker 175

Mit 15 Illuſtrationen.

Die Entſtehung der Sinne. Naturwiſſenſchaftliche Studie von W. Berdrow 201

Ein ausſterbendes Volk. Beitrag zur Völkerkunde. Von Ernſt Montanus 215

Mit 10 Illuſtrationen.

Mannigfaltiges:

Die Erfindung des Siegellacks 233

Die Kreſſe 235

Gut gemeint 236

Seite

Das rothe Tuch 237
Bitte, nochmals zu pfeifen! 237
Die Verflüchtigung des Goldes 238
Das Exerzieren bei den alten Römern 239
Geizige Künstler 239
Feine Zurechtweisung 240
Goethe und Klinger 240

Getilgte Schuld.

Roman

von

Johannes Emmer.

(Fortsetzung u. Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Evans war inzwischen mit seinem Malkasten wieder nach dem Ende des Städtchens gewandert, um das vorhin entdeckte Motiv aufzusuchen. Es war eigentlich nichts Besonderes: ein Garten, der hinter einem niedrigen Hause lag, das nicht die geringste architektonische Merkwürdigkeit aufwies, gewöhnliche Bäume und gewöhnliche Blumen, wie sie im Lande gedeihen. Von einem gewissen Punkte des Feldweges aus aber verschoben und schnitten sich die Linien und Umrisse derart, daß ein ganz reizendes Bild sich bot, welches einem Malerauge wohl gefallen konnte, zumal bei der augenblicklichen Beleuchtung. Evans fing an, mit flotten Pinselstrichen das Bild zu skizziren.

Plötzlich reckte sich in dem Garten die Gestalt eines Mannes auf, der langsam zu dem niederen Gitter herankam und über das Feld hin schaute. Jetzt hatte er den Maler entdeckt, und widmete diesem seine Aufmerksamkeit. Nach einer Weile schwang sich der Mann über den Zaun und ging geradewegs auf Evans zu, beugte sich, ohne zu grüßen, vornüber und betrachtete das Skizzenblatt.

„Ich will nicht, daß Sie malen dieſes Haus!“ ſagte der Mann mit herausfordernder Unhöflichkeit.

Evans lächelte ſpöttiſch. An der Ausſprache hatte er den Engländer erkannt, und er antwortete daher in ſeiner Mutterſprache: „Ich will aber gerade dieſes Haus malen.“

„O!“ Offenbar hatte die Thatſache, auf einen Landsmann geſtoßen zu ſein, zunächſt den Mann verblüfft, dann aber gründlich umgeſtimmt. Nach einer Weile ſagte er in weitaus freundlicherem Tone: „Sie ſind aus England?“

„Ja, geradewegs von London gekommen.“

„O! In der That, ſehr angenehm. Ich freue mich ſehr;“ er ſtreckte dem Maler die Hand hin, welche dieſer lachend ſchüttelte.

„Sie ſcheinen große Sehnſucht nach der Heimath zu haben,“ bemerkte Evans.

„Wohl; es iſt ſo langweilig hier. Sie müſſen mir erzählen von daheim.“

„Ich fürchte nur, daß ich von dem, was Sie intereſſirt, nicht viel erzählen kann. Ich heiße Evans, bin Maler.“

Der Andere mußte nun auch ſeinen Namen nennen: „Kapitän Fergus. Ich liebe ſehr Ihre Bilder, Mr. Evans,“ ſetzte er dann hinzu.

„Sie kennen Werke von mir?“ fragte der Maler überraſcht.

„Ja, meine Couſine beſitzt zwei Gemälde; ſie ſind ſehr ſchön. Meine Couſine lobt ſie ſehr.“

„Dann bitte ich der Dame meinen Dank für dieſes liebenswürdige Lob auszuſprechen.“

„Wollen Sie das nicht ſelbſt ihr ſagen?“

„Die Dame iſt hier?“

„Wollen Sie kommen mit mir? Ich wünſche Geſellſchaft zu haben; man kann hier nicht ſprechen mit den Menſchen.“

„Weshalb bleiben Sie denn hier, Kapitän?“

„Ich will nicht bleiben; die Damen wollen es. Es iſt eine närriſche Sache; in der That, ſehr närriſch."

Evans fühlte ſich beluſtigt und beſchloß, der Einladung des Kapitäns Folge zu leiſten. Die Langweile mußte dieſen wirklich ſchon faſt zur Verzweiflung gebracht haben, daß er ſo ohne Weiteres einen Fremden in ſein Haus lud. Mit der Skizze war Evans fertig, ſo packte er denn ſeinen Malkaſten zuſammen und folgte dem Kapitän nach dem Garten.

In einer kleinen Laube ſaß Miß Lucy und ſchrieb, ihr wurde Evans zuerſt vorgeſtellt. Sie lächelte ihm freundlich zu. „Es freut mich ſehr, Sie zu ſehen. Mein Vater hat ein Bild von Ihnen, das mir ſehr gefällt."

Die frohe Laune des Malers wuchs. „Wahrhaftig, man muß in die Fremde wandern, um gelobt zu werden. Daheim vernehme ich ſo freundliche Worte ſelten, und wir Künſtler ſehnen uns doch ſo ſehr nach Lob."

Fergus zog ihn fort nach der Treppe, welche zu dem Salon hinaufführte, aus welchem eben noch einige Akkorde erklangen. Als die Beiden eintraten, ſchloß Mabel gerade den Flügel und wandte ſich langſam um.

„Mr. Evans wünſcht —"

Weiter kam der Kapitän nicht. Der Maler hatte den Hut fallen laſſen und war einen Schritt zurückgetaumelt. Auf Mabel's Stirn hatte ſich einen Augenblick eine Röthe gezeigt, die aber raſch wieder verſchwand.

Nun trat ſie etwas vor und hielt dem Maler die Hand hin. „Seien Sie mir willkommen, Mr. Evans!"

Wie Einer, der nicht weiß, was er thut, ergriff er ihre Hand; Mabel aber wandte ſich zu ihrem Vetter und ſagte: „Willſt Du nicht ſehen, wo Miß Lucy bleibt?"

„Sie ſchreibt Briefe!"

„Ach, dann mußt Du wohl die Güte haben, die Briefe zum Poſtamt zu bringen."

Das war ein ſehr deutlicher Wink, und Fergus zog mit

mürriſchem Geſichte von dannen. Es war in der That ärgerlich, er hatte für ſich einen Geſellſchafter beſorgen wollen, und jetzt kaperte man ihm dieſen ſozuſagen vor der Naſe weg.

„Sie ſcheinen ſehr überraſcht zu ſein, Mr. Evans, mich hier wiederzuſehen."

„In der That, Mrs. Fergus," murmelte er.

Mabel lachte leiſe. „O, Sie halten mich für die Frau des Kapitäns? Das bin ich nicht. — Im erſten Augenblick, als ich Sie vor mir ſah, glaubte ich, Sie wären mir gefolgt; Ihr Erſtaunen erſt belehrte mich, daß nur ein Zufall Sie hierherführte."

Er ſchüttelte den Kopf. „Es iſt nicht gut, daß wir uns wiederſehen. Nicht gut!"

„Ich habe verziehen und vergeſſen, was bei unſerer letzten Begegnung vorfiel," erwiederte ſie ſtolz.

„Verziehen! Vergeſſen! Sie? Ich aber habe nicht vergeſſen!" Das Blut ſchoß ihm in's Antlitz, Lippen und Naſenflügel zitterten, und in den Augen leuchtete es unheimlich auf. Der Sturm war im Anzuge und brach nun mit wilder Heftigkeit los.

„Nein, ich habe nicht vergeſſen! Sie kamen wie eine Göttin, die mir Glück bringen will, und verließen mich hohnlachend, wie ein Dämon, mit der geraubten Seele. Warum traten Sie mir in den Weg? Wozu weckten Sie Hoffnungen und Wünſche, wenn Sie dieſelben nur enttäuſchen wollten! Was trieb Sie an, mich vor mir ſelbſt zu erniedrigen, indem Sie alle böſen Inſtinkte hervorlockten und mir dann höhnend ſie zeigten! Ja, das haben Sie gethan!"

Mabel war aufgeſprungen, blaß und mit zuſammengepreßten Lippen hörte ſie die Beleidigungen an. „Sie ſind von Sinnen, Mr. Evans."

„Vielleicht bin ich es; wäre Wunderliches dabei?

Wußten Sie, daß ich Sie liebe? Nur dieſe Frage noch beantworten Sie; wußten Sie es?"

„Ja, ich wußte es," erwiederte ſie mit feſter Stimme.

„Und dennoch —"

„Ja, dennoch! Sie ſollen die Wahrheit erfahren, vielleicht iſt ſie Ihnen heilſam. Auch ich fühlte den dunklen Drang nach Liebe, ich ſah nach dem Weſen aus, das mit dem meinen harmoniſch ſich vereinen ſollte. Es hat mir wahrlich nicht an Solchen gefehlt, die ſich mir anboten, die um mich warben; ſie ließen mich kalt, ich konnte für ſie nichts empfinden, als im beſten Falle Gleichgiltigkeit. Verſtand und Phantaſie hatten zuſammen das Ideal modellirt, das ich in der Wirklichkeit ſuchte. Und dies war Thorheit! Der Zufall führte mir Sie entgegen. Sie ſchienen zu beſitzen, was ich verlangte, einen hohen Sinn, eine über das Gewöhnliche ſich erhebende Anſchauung, das vollgereifte Empfinden für Schönheit und Wahrheit. Ich wollte mich ſelbſt überreden, daß ich in Ihnen gefunden habe, was ich ſuchte. Aber das Herz wollte ſich nicht überreden laſſen. Und ich erkannte, daß Liebe niemals vom Verſtand oder von der Phantaſie erweckt werden könne. In dem Augenblicke, da Sie als Mann dem Weibe gegenüberſtanden, und Sie die Sprache der Natur redeten, da ſah ich klar, daß Sie für mich nicht mehr waren, wie alle Anderen."

Mr. Evans lachte bitter auf. „Eine wunderliche Entſchuldigung; ich war alſo Ihr Verſuchsobjekt. — Wo werden Sie nun Ihr Ideal finden?"

„Ich habe es gefunden, zwar nicht das Ideal, aber den — Mann!"

Der Maler ſprang auf. „Das ſagen Sie mir!"

„Ich ſage es Ihnen, damit Sie keiner nichtigen Hoffnung ſich hingeben."

Mabel wollte an ihm vorüber zur Thüre gehen. Aber

Evans ſprang auf und ſeine Hand faßte ihren Arm. „Ich werde ihn tödten, dieſen Mann!“ ziſchte er.

Sie ſchrie auf und taumelte. Im nächſten Augenblick war der Maler verſchwunden.

Sechzehntes Kapitel.

Der Ulan Pailer war dem Oberſten vorgeführt worden; der Unteroffizier, welcher ihn begleitet hatte, war entlaſſen. Herr v. Tillfuß betrachtete prüfend den vor ihm Stehenden, dann ſagte er: „Treten Sie näher, Pailer. Sie haben die Bitte ausgeſprochen, ſich bei mir melden zu dürfen, und ich habe nach einigem Bedenken mich entſchloſſen, dieſer Bitte zu willfahren. Eigentlich hätte zuerſt das Verhör ſtattfinden ſollen, und nur die Erwägung, daß Sie vielleicht mir ein Geſtändniß ablegen wollen, bewog mich, Sie kommen zu laſſen. Haben Sie etwas zu geſtehen?“

„Jawohl, Herr Oberſt!“

„So?! Nun alſo!“

„Ich geſtatte mir, mich vorzuſtellen: Hans Ulrich v. Liebenſtein, ehemals Premierlieutenant im X. Dragonerregiment.“

„Was ſagen Sie da?“ Der Oberſt trat hinter ſeinem Schreibtiſch hervor. „Soll das ein Scherz ſein, oder iſt es nicht mehr ganz richtig bei Ihnen?“

„Es iſt nur die Wahrheit, Herr Oberſt. Der Name Pailer kommt mir nicht zu, ich habe ihn nur — entlehnt. Von einem Todten, natürlich.“

„Alſo Komödie geſpielt? Wozu? Warum?“

„Es iſt eine lange Geſchichte, und dieſe Ihnen jetzt mitzutheilen, halte ich mich für verpflichtet, da dieſelbe auch eine Angehörige Ihrer Familie berührt.“

„Na, wollen 'mal hören. — Setzen Sie ſich. Sie ſcheinen etwas ſchwach auf den Beinen zu ſein.“

„Allerdings, Herr Oberſt, es hat mich diesmal ziemlich arg mitgenommen. Beſſer wäre es freilich geweſen, man hätte ſich nicht ſo viel Mühe gegeben, mich dem Tode zu entreißen, dem ich ja doch verfallen bin."

„Das ſoll wohl heißen, daß Sie mehr oder weniger den Tod geſucht haben?" Der Ulan neigte bejahend den Kopf. „Das müſſen Sie mir denn doch etwas näher begründen."

„Es ſoll geſchehen, Herr Oberſt. — Eine Frage geſtatten Sie mir vorerſt; iſt Ihnen mein Name von früher her bekannt?"

„Allerdings habe ich von Ihnen ſprechen gehört; nicht immer Gutes. Sie hatten einen Beinamen —"

„Der tolle Liebenſtein!"

„So ähnlich! Sie ſcheinen es manchmal arg getrieben zu haben."

„Vielleicht weniger arg, als es den Anſchein hat, Herr Oberſt. — Wurde in Ihrer Familie auch von mir geſprochen?"

„Sie meinen damit wohl meine Schweſter und deren Haus. — Mir iſt es ganz neu, daß Sie mit den Steinbergs bekannt waren; ich hatte niemals davon gehört. — Sollte es ſich vielleicht um Elſe handeln?"

„Ich hatte das Fräulein v. Steinberg in W. kennen gelernt, als die Dame dort bei der Familie Löling zu Beſuche war. Man hat mich den ‚tollen' Liebenſtein genannt, vielleicht nur deshalb, weil eben kein Anderer da war, der auf dieſes Beiwort Anſpruch erhoben hätte. Ich war ſtets in kleineren Garniſonsorten, in welchen das Thun und Treiben des Einzelnen viel ſchärfer beobachtet wird, und hatte Kameraden, die aus verſchiedenen Gründen eben weniger Tollheiten begingen, als ich. Im Grunde genommen waren dieſe meiſt ziemlich harmloſer Natur. Meine Eltern waren geſtorben, als ich kaum vierzehn Jahre

alt war; sie hatten mir ein mäßiges Vermögen hinterlassen, zu welchem später noch das Erbe von einem Oheim hinzukam. Lebenslustig und frohsinnig, stets zu Witzen und Scherzen aufgelegt, erfreute ich mich einer gewissen Beliebtheit bei den Kameraden und in der Gesellschaft, in welcher wir verkehrten. Vor etwa vier Jahren kam ich nach W. und wurde dort um so besser aufgenommen, als die Gesellschaft in W. etwas leichtlebig ist. Ich fand bald angenehme Beziehungen, viel Gelegenheit zu Vergnügungen und bereitwilliges Eingehen auf jeden lustigen Einfall. Selbstverständlich wurde ich auch in verschiedenen Familien eingeführt; zu diesen zählte jene des Herrn v. Lölling, von dessen drei Töchtern zwei bereits mit höheren Beamten vermählt waren, nur die jüngste war noch frei, ein reizendes, anmuthiges Geschöpf von siebzehn Jahren. Mir gefiel Melanie, und ich unterhielt mich gerne mit ihr, ohne jedoch anfangs daran zu denken, mich auch um sie bewerben zu wollen. Sie aber widmete mir ihre Theilnahme, und ich sah plötzlich zu meiner eigenen Ueberraschung, daß ich geliebt wurde. Ich war frei, auch nicht ohne Eitelkeit, ich sah, daß man mich beneidete, die Vernunft sagte mir, daß ich keine bessere Wahl treffen könnte, wollte ich mir ein häusliches Glück begründen, kurz, ich trat als Bewerber auf, wurde angenommen und war verlobt. Wenn auch keine stürmische Leidenschaft mich erregte, so empfand ich doch eine herzliche Zuneigung zu meiner Braut, ich war zufrieden und glücklich.

Wenige Tage nach unserer Verlobung war eine Freundin meiner Braut zu Besuch erschienen. Sie überragte an körperlichen und geistigen Vorzügen weitaus Melanie und war sich dessen wohl bewußt. Mein Verhängniß wollte es nun, daß auch diese junge Dame mir ihr Interesse, ihre Liebe widmete. Eines Tages kam es zwischen uns zur Aussprache. Ich war vollständig betäubt von dem

Ausbruche einer wilden, dämoniſchen Leidenſchaft, dem ich da Stand halten mußte. Ich ſagte der Dame mit aller Schonung, daß ich ihre Empfindungen nicht erwiedern könne. Es kamen unerquickliche Tage. Vielleicht war es ein Fehler geweſen, daß ich Melanie gegenüber von dem Vorfalle ſchwieg; jedenfalls war es ein verzeihlicher Fehler, ich wollte weder eine Unglückliche aus dem Hauſe treiben, noch meine Braut betrüben durch die Bloßſtellung ihrer Freundin.

Für mich war es aber eine unſägliche Pein, immer wieder die bald flehenden, bald drohenden Anſpielungen dieſer Freundin zu hören, welche für alle Anderen unverfänglich klangen, die ich aber wohl zu deuten wußte. Ich wollte ausweichen, meine Beſuche wurden ſeltener und kürzer, ſoweit es nur möglich war, ohne Melanie zu verletzen, dafür ſuchte ich Zerſtreuung in dem Kreiſe fröhlicher Lebemänner.

Zu meiner Freude bemerkte ich nach einiger Zeit, daß jene Dame einen Baron Prettau, meinen Freund, auszuzeichnen beginne, und dieſer bald ihr völlig ergebener Sklave geworden war. Allerdings blieb es zweifelhaft, ob dies nur ein kokettes Manöver war, um mich eiferſüchtig zu machen, oder ob die Sache ernſter gemeint ſei. Immerhin fühlte ich mich etwas erleichtert; dafür machte ein anderer Umſtand mir Sorge. Melanie zeigte ſich nicht mehr ſo heiter und unbefangen, ſah mich oft ganz ſeltſam an, und endlich geſtand ſie mir, daß ſie fürchte, ich liebe ſie nicht ſo ſehr, wie ſie mich, und ich könnte ſie verlaſſen. Ich ſuchte ſie zu beruhigen, dabei kam ich aber zu meinem eigenen Schrecken zu der Erkenntniß, daß ich nicht ſo überzeugend ſprechen konnte, wie es der Fall hätte ſein müſſen, wenn wirklich wahre Liebe mich beſeelte. So gerieth ich in einen Zuſtand des Zweifels, der Unruhe, des inneren Zwieſpaltes, und nun beging ich wirklich Tollheiten.

Eines Tages, oder richtiger gesagt, in einer Nacht kam es zum Klappen. Es gab eine wilde Orgie im dortigen Klub der Lebemänner, und überdies verlor ich fast den ganzen Rest meines Vermögens. Die gefällige Freundin, die mich, wie es scheint, beobachten ließ, hatte Melanie von den Vorfällen dieser Nacht sofort unterrichtet, wahrscheinlich noch Manches dazu gethan, was die Sache noch schlimmer erscheinen ließ, und die Arme hatte in ihrer jugendlichen Ueberspanntheit Gift genommen. Sie starb einige Tage später.

Am Tage der Leichenfeier erschien der Baron bei mir, um Rechenschaft von mir zu fordern. Jene von mir zurückgewiesene Dame hatte ihn gegen mich aufgehetzt und ihm zugleich gerathen, aus Rücksicht für die Familie Löling und damit kein Aufsehen erregt werde, mir ein amerikanisches Duell vorzuschlagen. Ich ging darauf ein und verpfändete mein Wort, wenn das Loos gegen mich entschiede, binnen bestimmter Frist mein Leben zu enden."

„Welch' ein Wahnsinn!" warf Herr v. Tillfuß ein.

„In meiner damaligen Stimmung kam mir die Sache gerade recht," fuhr Liebenstein fort. „Das Loos entschied gegen mich. Ich nahm Urlaub und reiste ab. In irgend einem verborgenen Winkel der Erde wollte ich mein Wort einlösen. Auf's Gerathewohl fuhr ich nach der Küste, nach H. Dort erstrecken sich den Strand entlang meilenweit die herrlichen Buchenwälder, dort konnte man verschwinden, ohne daß es bemerkt wurde.

Schon auf der Fahrt war eine eigenthümliche Stimmung über mich gekommen; ich war ein anderer Mensch geworden, und es wunderte mich selbst, wie fremd ich mir erschien. Ich dachte über mein Leben nach, das so heiter und sonnig verlaufen war, einen Schatten aber entdeckte jetzt mein Gewissen: ich hatte nichts gethan, worauf ich stolz sein durfte. Ich mußte mir gestehen,

daß nicht die geringste Spur von meinem Dasein zurückbleiben würde. Merkwürdigerweise beschäftigte mich dieser Gedanke ganz allein, ich grübelte darüber nach, und je mehr ich nachsann, desto lebhafter wurde die Sehnsucht, zu leben, um anders leben zu können. Ich war jung, meine Kraft war noch nicht verbraucht, die Natur wehrte sich gegen das erzwungene Ende. Doch ich stand unter dem Banne meines Wortes, und es sollte geschehen, was ich versprochen hatte. Nur die mir gewährte Frist wollte ich noch bis zum letzten Augenblick genießen.

Am vorletzten Tage dieser Frist war ich durch den Strandforst gewandert; über mir rauschten die Wipfel, neben mir die Wogen; ein eigenthümliches Singen und Klingen erfüllte die Luft. Ich gelangte an eine kleine Bucht, wo der zu Tag tretende Felsen steilere Böschungen bildete. Der Platz war wunderbar malerisch, und ich war müde geworden. Ueber die Strandhöhe stieg ich hinab zu einer Gruppe mächtiger alter Buchen, dort wollte ich mich lagern. Da erblickte ich unter einem der Bäume ein Bündel, erstaunt trat ich näher und fand einige sorgfältig zusammengelegte Kleidungsstücke, einen schmalen Ranzen, darüber gelegt einen Hut. Ich fing an den Fund zu untersuchen; unter dem Hute lag ein Brief in offenem Umschlag, bereits etwas feucht und moderig geworden, obwohl der Hut ihn wenigstens vor Regen und Wind geschützt hatte. Ich las, und was ich las, machte einen merkwürdigen Eindruck auf mich. Noch heute weiß ich mich so ziemlich des Wortlautes zu erinnern.

‚Liebe Menschen,‘ so begann das seltsame Schreiben, ‚ich will nichts mehr zu thun haben mit euch. Es sind zu viele schlechte Kerle in der Welt und für einen armen Teufel bleibt kein Platz. Ja, meine lieben Menschen, Gutes hab' ich nichts gehabt. Getreten und geschlagen bin ich worden von Klein auf, weil ich krank war und

ſchwach, und jetzt will man mir nicht einmal ehrliche Arbeit geben und ehrliches Brod. Meine arme Mutter habt ihr auch in's Grab gebracht, obwohl Einer da iſt, der uns helfen müßte. Aber Gott verzeih' es ihm, was er an uns gethan. Ade, liebe Menſchen, plagt jetzt Andere, ich geh' zu Muttern.'

In dem Ranzen fand ich die Papiere des Unglücklichen, der zweifellos hier den Tod geſucht hatte. Ich ſetzte mich auf den Raſen und dachte über den Armen und deſſen Schickſal nach. Ein neuer Gedanke ſtieg dabei in mir auf. ‚Laß den Anderen für Dich todt ſein, und lebe Du,' ſo raunte und flüſterte es in mir. Und dieſer Gedanke gewann den Sieg. Ich beſchwerte die Kleidungsſtücke des Unglücklichen mit Erdklumpen und Steinen, und ſchleuderte ſie in das Waſſer. Dann ging ich mit eiligen Schritten davon — die Hand auf den Papieren in der Taſche, die mich zu einem anderen Menſchen machen ſollten.

Von dem Selbſtmorde des armen Menſchen — er hieß Pailer — hatte zweifellos noch Niemand Kenntniß; aus den Papieren durfte ich entnehmen, daß Niemand ſich um ihn kümmern würde, ich konnte mich daher ſehr leicht für den Gottlieb Wilhelm Pailer ausgeben, und hatte nur zu vermeiden, mit Leuten zuſammenzutreffen, welche den Premierlieutenant v. Liebenſtein kannten. Das war ſchließlich nicht ſo ſchwer; in einem fremden Lande, in einer Stellung, welche mich mit den bisherigen Kreiſen nicht in Berührung brachte, konnte ich vor Entdeckung ziemlich ſicher ſein. Ueberdies war ja der Brief an meinen Oberſten bereits auf dem Wege, in welchem ich mittheilte, daß ich mit dem Leben abgeſchloſſen hätte. Der Herr v. Liebenſtein war todt und G. W. Pailer dafür lebendig.

Etwas Geld beſaß ich noch, welches hinreichte, um noch einige Wochen beſcheiden leben zu können. Ich ging nach England, da ich der engliſchen Sprache vollkommen

mächtig war und glaubte, dort eher eine Beschäftigung zu finden, als in dem mit verlorenen Existenzen überfüllten Amerika. Arbeiten mußte und vor Allem wollte ich ja. In der That war mir das Glück günstig, ich fand eine Stelle bei Mr. Snyders, in dessen Hause ich die letzten Jahre verbrachte. Wären nicht zufällig ganz seltsame Umstände eingetreten, würde man wohl nie erfahren haben, wer der Korrespondent Pailer einstmals gewesen war.

Wieder war es eine Frauenhand, welche meinem Leben eine andere Wendung gab. Miß Snyders brachte es dahin, daß ich wider meinen Willen nach Deutschland kommen mußte, und die leidige Erbschaftsgeschichte lenkte die Aufmerksamkeit auf meinen Namen. Meine Weigerung, die Erbschaft anzunehmen, wird jetzt wohl begreiflich erscheinen; ebenso auch, daß ich für den Todten, dessen Namen ich mir angeeignet hatte, ohne Murren büßte. In Ihre Hände, Herr Oberst, lege ich nun die Entscheidung, ob ich weiter leben darf oder nicht."

Herr v. Tillfuß hatte mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört. „Die Dame, welche so verhängnißvoll in Ihr Leben eingriff, war meine Nichte Else?" fragte er jetzt.

Liebenstein bejahte durch ein Neigen des Kopfes.

„Sie wurden von ihr erkannt?"

„Jawohl, Herr Oberst, an jenem Abend, an welchem der Kasernenbrand ausbrach, hatten wir uns gesprochen."

„So! Hm!" Der Oberst dachte eine Weile nach, dann fing er wieder an: „Ihre Erzählung klingt seltsam, doch ich zweifle nicht an der Wahrheit derselben, überdies wird sich ja kontroliren lassen, ob Alles so stimmt. Sie haben meine Entscheidung angerufen; gut! Dann versprechen Sie mir auch, diese abzuwarten und vorher keinen Schritt zu thun; Sie verstehen wohl, was ich meine. Jetzt kann ich Ihnen ja auch sagen, daß Sie in dem Verdacht standen, Urheber des Brandes zu sein. Doch dies ist jetzt Neben-

ſache. — Eine verteufelte Geſchichte iſt es doch. So ganz glatt werden Sie nicht durchkommen, mein Lieber! Die Polizei wird auch ſich einmiſchen wollen, Falſchmeldung, Mißbrauch fremder Papiere und ſo weiter! Daran hatten Sie wohl nicht gedacht? Na, vorläufig laſſen Sie ſich darob keine grauen Haare wachſen; es iſt ja noch der König da, und in einem ſo ungewöhnlichen Falle wird die Gnade Seiner Majeſtät ſchon über die Schwierigkeiten hinweghelfen. Selbſtverſtändlich werde ich ſofort über Sie berichten."

In dieſem Augenblick brachte der Burſche einen Brief.

„Wer hat ihn abgegeben?" fragte der Oberſt, nachdem er die Schriftzüge der Adreſſe geprüft hatte.

„Herr Lieutenant v. Glockthurn; er wartet draußen."

„Der Herr Lieutenant möge eintreten! — Seit wann ſind Sie Poſtbote geworden?" Mit dieſer Frage wurde v. Glockthurn begrüßt.

„Ganz zufällig, Herr Oberſt! Auf meinem Ritt kam ich an der Villa vorüber —"

„Natürlich!" ſchaltete Herr v. Tillfuß ein.

„Und da wollte ich mich nur kurz nach dem Befinden der Damen erkundigen. Ich fand große Aufregung; darnach zu fragen, ließ man mir keine Zeit. Miß Mabel ſchrieb ſchnell ein paar Zeilen auf ein Billet und beſchwor mich, zu eilen! Man warf mich förmlich zum Hauſe hinaus!"

„Es betrifft Sie!" Mit dieſen Worten reichte der Oberſt das Billet Herrn v. Liebenſtein.

Es war von Mabel geſchrieben. „Mr. Pailer droht eine große Gefahr, ich beſchwöre Sie, Herr Oberſt, ihn in Schutz zu nehmen."

„Na, hören Sie 'mal, Pailer; Ihretwegen alſo habe ich meinen Fuchs halb zu Schanden gehetzt!" ſagte der Lieutenant.

Herr v. Tillfuß lächelte. „Dafür dürfen Sie auf Ihre

ritterliche Großmuth ſtolz ſein. Ich ſtelle Ihnen hier Herrn v. Liebenſtein vor, ehemals Premierlieutenant im X. Dragonerregiment; wünſche aber, daß vorläufig nicht von der Metamorphoſe geſprochen wird. Sie beſitzen ja eine geräumige Wohnung und werden wohl die Freundlichkeit haben, den Herrn Kameraden einſtweilen bei ſich aufzunehmen. Vielleicht können Sie ihm auch mit Ihrer Civilgarderobe aushelfen."

Lieutenant Glockthurn hatte bald den Oberſten, bald den Ulanen angeſehen, erſt nach einer Weile fand er die total verloren geweſene Faſſung wieder.

„Herr v. Liebenſtein! Freut mich, Herr Kamerad." Er fing an, dem Anderen die Hand zu ſchütteln. „Natürlich mit Vergnügen, Herr Kamerad! Wirklich mit großem Vergnügen!"

„Somit auf Wiederſehen, meine Herren!"

— — — — — — — — — — — —

Oberſt v. Tillfuß hatte den Baron Prettau im Hotel aufgeſucht.

„Ich muß Sie ſprechen, meiner Nichte wegen. Ich hörte, daß Sie heute bei uns waren und eine Unterredung mit Elſe hatten. Sie waren mit ihr verlobt?"

„Jawohl, Herr Oberſt."

„Kannten Sie auch einen Herrn v. Liebenſtein?"

„Allerdings, wir waren eine Zeilang ſogar befreundet!"

„Sie ſind derſelbe, welcher mit Herrn v. Liebenſtein die Affaire hatte?"

„Der bin ich, leider!"

„Ich bitte, Herr Baron, mir die Sache zu erzählen."

„Es iſt ſehr peinlich für mich —"

„Ich begreife dies vollkommen; es handelt ſich aber um Wichtiges. Verzeihen Sie alſo, wenn ich auf meiner Bitte beſtehe."

„So ſei es denn!"

Aus dem Munde des Barons erfuhr Herr v. Tillfuß

die Bestätigung dessen, was ihm Liebenstein mitgetheilt hatte. „Ich muß gestehen," schloß Prettau, „daß ich später den ganzen Vorfall tief beklagt habe. Es trieb mich von einem Ort zum anderen, nirgends fand ich Ruhe, überall hin verfolgte mich der Gedanke, ein Unrecht begangen zu haben, das nicht mehr gut zu machen sei. Heute erst habe ich aus dem Munde des Fräuleins v. Steinberg erfahren, daß Liebenstein noch leben soll. Wenn dies Wahrheit ist, dann kann ich wieder froh werden."

„Liebenstein ist hier. Es ist eine seltsame Geschichte, er diente im Regimente unter einem fremden Namen."

„So war er es also doch! Ich sah heute Vormittag einen Mann in Ihr Haus gehen; die große Aehnlichkeit fiel mir auf. Ich fragte, wie er heiße, man nannte ihn Pailer —"

„Ja, der ist es. Er hat mir jetzt gebeichtet. Und nun muß ich eine ernste Frage an Sie richten, Herr Baron! Es ist kein Zweifel, Liebenstein hat nicht ganz korrekt gehandelt, daß er sein Wort nicht einlöste. Sie hätten das Recht zu verlangen, daß er es thue. Beharren Sie auf Ihrem Schein?"

Baron Prettau fiel dem Obersten in die Rede. „Ich bin ihm ja von Herzen dankbar, daß er damals die Thorheit nicht beging, und ich muß ihn vielmehr bitten, daß er mir verzeiht. Gewiß wird von meiner Seite Alles geschehen, um sowohl Herrn v. Liebenstein zu beruhigen, wenn er irgend welche Bedenken hegen sollte, als auch der Welt gegenüber sein Verhalten gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Von der ganzen Affaire haben ja nur Wenige Kenntniß; wenn diese schweigen, dann wird Niemand einen Vorwurf gegen Herrn v. Liebenstein erheben können. Ich wiederhole, ich will ihn bitten, daß er sein Wort zurücknimmt."

„Ich habe, offen gestanden, auf eine solche Lösung ge-

hofft. Sie kennen ja die Anſchauungen in unſeren Kreiſen, denen ſchon Mancher zum Opfer fiel, der zu Beſſerem beſtimmt geweſen wäre. Die Vernünftigen werden Liebenſtein entſchuldigen; es bleibt nur dafür zu ſorgen, daß die Unvernünftigen ihn nicht verurtheilen können. Wollen Sie die Hand dazu bieten, gut! Ich werde das Meine thun, um Herrn v. Liebenſtein eine ehrenhafte Wiederauferſtehung zu ermöglichen."

„Ich danke Ihnen, Herr Oberſt, Sie erweiſen damit auch mir einen großen Dienſt, indem Sie mein Gewiſſen entlaſten helfen."

„Wollen Sie Herrn v. Liebenſtein ſprechen? Sie finden ihn bei Lieutenant v. Glockthurn."

„Ich will ſofort zu ihm eilen."

„Und ich will ſehen, ob nun Elſe mir Rede ſtehen wird."

Siebzehntes Kapitel.

Baron Prettau war eben im Begriffe, ſein Zimmer zu verlaſſen, um Herrn v. Liebenſtein aufzuſuchen, als Evans hereinſtürmte, den Hut auf den Tiſch warf, und ſich auf einen Stuhl fallen ließ. Der junge Künſtler benahm ſich ſonſt ſo wohlerzogen, daß ſein Gebahren befremden mußte.

„Ich weiß jetzt, wer es iſt!" ſtieß er hervor.

„Ah, Sie meinen Jenen, den Sie tödten wollen?" erwiederte mit einem feinen Lächeln der Baron.

„Ja! Wiſſen Sie, wer Mabel's Gunſt gewonnen hat? Ein Soldat! Wirklich und wahrhaftig ein Soldat. Dieſem zu Liebe weilt ſie ſeit Wochen hier."

„Wie haben Sie dies herausgebracht?"

„Und dieſer Soldat iſt — ach, es iſt zu toll! Da leſen Sie dieſen Brief, hier die Stelle da!"

Evans reichte dem Baron ein Briefblatt und deutete

auf einige Zeilen. „Wenn Du auf Deinen Streifzügen zufällig nach D. kommen ſollteſt, ſo erkundige Dich nach Mr. Pailer. Ich hoffe, Du haſt den Dienſt nicht vergeſſen, welchen er Dir geleiſtet hat. Vielleicht kannſt Du mir auch Nachricht geben von der Tochter meines Chefs, welche ebenfalls in D. ſich aufhalten ſoll."

Baron Prettan gab den Brief zurück. „Mr. Pailer alſo! Wie ſonderbar!" Er fing an auf und ab zu gehen. „Sie haben mir noch immer nicht geſagt, wie Sie dies entdeckt haben."

„Ich ging vorhin aus, da begegnete ich dem Herrn, welcher mir Vormittags Zutritt in die Villa verſchafft hatte; Kapitän Fergus nennt er ſich. Ich hielt ihn an und fragte geradezu, wen Mabel liebe. Zuerſt wollte er unhöflich werden, dann beſann er ſich und erzählte mir, was er wußte. Er haßt dieſen Mann, das merkte ich deutlich, und ließ errathen, daß er mir ſeinen Beiſtand leihen wolle."

„Sie ſind dieſem Mr. Pailer zu Dank verpflichtet?"

„Dank? Nein! Dafür, daß er mich aus dem Waſſer fiſchte? Was hatte es ihn zu kümmern."

„Er war Ihr Lebensretter!"

„Mein Oheim, Mr. Haunold, hält große Stücke auf ihn, und deshalb ſchrieb er mir noch vor meiner Abreiſe, ich ſolle Mr. Pailer aufſuchen. Hatte wahrlich nicht mehr daran gedacht, an den Mann und an den Brief, da muß Kapitän Fergus den verwünſchten Namen mir in's Gedächtniß zurückrufen."

Evans ſprang auf und lief hin und her. „Es iſt zum Tollwerden!"

Nach einer Weile faßte der Baron den jungen Mann beim Arme. „Was wollen Sie jetzt thun, mein Freund?"

Evans ſah einige Augenblicke lang ſtarr vor ſich hin in's Leere. „Ich — ich werde abreiſen!"

Der Baron lachte laut auf. „Bravo!“

Evans ſchaute ihn zuerſt zornig und verblüfft an, dann ſteckte ihn das herzliche Gelächter des Freundes an und er lachte mit. „Sie haben Recht! Lachen hilft über Alles hinweg! Liebe, Leid, Glück und Verzweiflung; was iſt dies Alles für Unſinn. Darüber lachen muß man und es vergeſſen!“

Baron Prettau war wieder ernſt geworden. „Verzeihen Sie, wenn ich Sie vielleicht kränkte; es war nicht meine Abſicht. In der That aber thun Sie wohl daran, ſich mit Ihrem Geſchicke abzufinden. Sie ſind noch jung genug, um eine Enttäuſchung vergeſſen zu können, und Sie werden wohl ein Lieb finden, deſſen zarte Hand die Wunde ſchließt, welche heute noch ſchmerzt. Seien Sie fröhlich, mein Freund, vielleicht ſind Sie einmal noch dankbar dafür, daß es ſo gekommen iſt. — Und nun begleiten Sie mich!“

„Wohin?“

„Zu einem Herrn v. Liebenſtein, der ſicher erfreut ſein wird, Sie zu ſehen.“

„Wer iſt dieſer Herr?“

„Einer, der immer noch lebt, obwohl Viele ſchon geſchworen haben, ihn zu tödten.“

— — — — — — — — — — — —

Lieutenant v. Glockthurn und Herr v. Liebenſtein fuhren nach der Villa Snyders.

„Ich zog es vor, einen Wagen zu nehmen, Herr Kamerad, anſtatt Ihnen eines meiner Pferde anzubieten, da ich beſorgte, das Reiten könnte Ihnen nicht zuträglich ſein, Sie müſſen ſich noch ſchonen.“

„Wie ſoll ich Ihnen für all' Ihre Liebenswürdigkeit danken?“ verſetzte Liebenſtein.

„Pah, was danken! Es freut mich, Herr Kamerad, es freut mich rieſig!“

„Eigentlich ſind wir ja, ſozuſagen, Nebenbuhler geweſen;“ bemerkte lächelnd Liebenſtein.

„Hm! Ja! Geweſen. Nur geweſen! War eigentlich ein Irrthum. Miß Snyders iſt famos, wirklich famos, aber, Herr Kamerad, Miß Lucy iſt mehr nach meinem Geſchmack. Nicht ſo viel — wie ſagt man doch — Philoſophie, ſo tragiſcher Ernſt! Mein Gott, wenn man ſich mit den Kerls auf dem Exerzierplatz müde geplagt und geärgert hat, dann will man ein luſtiges Geſicht ſehen, lachen hören und mitlachen."

„Ich darf Sie alſo wohl ſchon beglückwünſchen —"

„Thun Sie es immerhin. Miß Lucy hat bereits nach Hauſe geſchrieben; na, ich glaube nicht, daß es Schwierigkeiten gibt. Hinderniſſe werden genommen mit Hurrah!" —

Man war in der Villa angelangt. Im Salon empfing Mabel die Beſucher. Die Begrüßung Glockthurn's kaum beachtend, ſchritt ſie mit ausgeſtreckter Hand auf Liebenſtein zu. „Welche Freude —!" Ihre Stimme zitterte und in ihren Augen leuchtete es auf.

Glockthurn trat raſch zwiſchen Beide und ſich verneigend ſagte er mit ernſter Förmlichkeit: „Geſtatten Sie mir, verehrtes Fräulein, daß ich Ihnen meinen Freund, Herrn Premierlieutenant v. Liebenſtein vorſtelle." Dann trat er zurück und ſich nochmals verneigend, ſchloß er: „Und nun bitte ich um die Erlaubniß, Miß Lucy aufſuchen zu dürfen, welche, wie ich glaube, einige Aufträge für mich hat."

„Was ſoll dies bedeuten," fragte ganz verwirrt Mabel, nachdem der Lieutenant verſchwunden war.

„Das ſoll bedeuten, daß die Liebe ſogar ſo mächtig iſt, um Todte wieder zum Leben zu erwecken."

Es gab ein langes Erzählen und Berichten, und die Stunden verrannen, ohne daß die Glücklichen es merkten.

„Wie kam es doch, daß ich Dich gewann?" fragte Liebenſtein.

„Weiß ich es? Ich habe viel geſucht, viel geprüft und erwogen. Vernunft und Verſtand empfahlen Dieſen oder

Den. Der Vater und Freunde legten Fürsprache ein für Den und Jenen, und ich konnte doch zu keiner Wahl mich entschließen. Für Dich sprach Niemand, als mein Herz. Sei ihm dankbar und hüte es."

Liebenstein ergriff Mabel's Hand. „Ich werde es der Obhut des meinen anvertrauen; bist Du es zufrieden? So ist es doch wahr, daß Liebe kommt, ohne daß man weiß woher; daß eine unenträthselte Macht waltet, welche zwei Menschen für einander bestimmt, und wenn sie sich zum ersten Mal sehen, so wissen sie schon, daß sie einander gehören müssen. So wie Dir, ist es auch mir ergangen. Ich wollte nicht, und doch mußte ich Dich lieben."

„Du sträubtest Dich also?" Sie drohte ihm lächelnd mit den Fingern.

„Mußte ich nicht! Bedenke doch, ein — Todter! Doch jetzt ist ja Alles zum Guten gewendet, ich darf wieder leben — und werde es nur für Dich."

— — — — — — — — — — — —

Kapitän Fergus war wieder sehr ärgerlich, daß die Anderen nicht zum Mittagessen erscheinen wollten. Endlich kamen sie, und erstaunt zog er die Augenbrauen empor, als er Liebenstein in elegantem Civilanzug an Mabel's Arm eintreten sah. Noch verblüffter wurden seine Mienen, als jetzt Mabel vor ihn hintrat und sagte: „Beglückwünschen Sie uns, Kapitän. — Herr Ulrich v. Liebenstein, mein Verlobter!"

Es währte ziemlich lange, bis Fergus die Metamorphose begriff, als er aber begriffen hatte, da ging auch eine kleine Revolution in ihm vor. Der ehemalige Offizier, der Herr v. Liebenstein, war ja ein ganz anderer Mensch, als der Ulan Pailer; das war ein klubfähiger Mann, und in den Augen des Kapitäns Fergus war die Klubfähigkeit dasjenige Merkmal, durch welches sich ein vollgiltiger Mensch von den niederen Geschöpfen unterschied. Mit

dem liebenswürdigſten Grinſen, deſſen ſein Geſicht fähig war, ſchüttelte er Liebenſtein die Hand, und ſpäter geſchah noch etwas Unerhörtes, welches Mabel in maßloſes Erſtaunen verſetzte: Kapitän Fergus brachte auf die Verlobten einen Toaſt aus. Er war herzlich gemeint, und deshalb verrieth Niemand ſpäter den Wortlaut, um nicht den Kapitän in den Augen ſeiner Freunde zu diskreditiren. Vielleicht auch darum, weil Niemand ihn verſtanden hatte.

* * *

Oberſt v. Tillfuß fand keine Gelegenheit mehr, mit Elſe v. Steinberg zu ſprechen. Als er von dem Beſuche bei Baron Prettau heimkam, trat ihm der Arzt entgegen.

„Herr Oberſt," ſagte er, „ich habe Ihnen die traurige Mittheilung zu machen, daß Fräulein Elſe v. Steinberg ſoeben verſchieden iſt."

„So plötzlich! Wie kam das?"

„Eine heftige Aufregung, welcher die überreizten Nerven und der geſchwächte Organismus nicht mehr Stand halten konnten, führte das Ende herbei. Es war eigentlich vorauszuſehen, und Ihnen, Herr Oberſt, kann ich es ja ſagen: es iſt die beſte Löſung."

„Wie meinen Sie das?"

„Das Fräulein war überhaupt krankhaft veranlagt. Ich erkannte dies ſofort, als ich zu ihr berufen wurde, und der frühere Hausarzt der Frau v. Steinberg, an den ich geſchrieben hatte, beſtätigte meine Anſicht. Es lag hier vor, was man einen pathologiſch intereſſanten Fall nennt, eine abnorme Erſcheinung, welche die Wiſſenſchaft derzeit noch nicht völlig erklären kann. Gewöhnlich bezeichnet man ſolche Naturen als hyſteriſche, ein Wort, unter dem man ſich eigentlich denken kann, was man will. Solche Geſchöpfe ſind tief zu beklagen; wir Aerzte erkennen, daß eine Störung der pſychiſchen Funktionen vorliegt, können aber weder die Urſache ergründen, noch auch ſie

beseitigen; wir wissen nur, daß die Krankheit immer mehr fortschreitet und entweder den Unglücklichen zu einem sogenannten Geisteskranken oder zu einem Verbrecher macht. Darum sagte ich, der Tod sei die beste Lösung."

„Sie sind also überzeugt, daß meine Nichte geisteskrank war?" fragte der Oberst.

„Noch nicht in dem Sinne, wie der Laie es gewöhnlich auffaßt, aber früher oder später hätte unzweifelhaft das Krankhafte ihres ganzen Wesens sich in irgend einer Manie geäußert. Der ganze Nervenapparat funktionirte anders, als bei einem gesunden Menschen."

„Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung; sie bietet mir in gewissem Sinne einen Trost. Ich darf wohl auch meiner armen Schwester davon Kenntniß geben?"

„Gewiß, es dürfte dies den Schmerz der Mutter lindern."

— — — — — — — — — — — —

Die Angelegenheiten des Herrn v. Liebenstein wurden in den nächsten Wochen geordnet. Oberst v. Tillfuß hatte dafür Sorge getragen, daß Liebenstein nunmehr regelrecht einen ehrenvollen Abschied erhielt und die Verstöße gegen die Vorschriften nicht weiter geahndet wurden.

Doktor Körner machte ein sehr erstauntes Gesicht, als er die Nachricht empfing, „Pailer sei nicht Pailer", und das Erbe falle nun doch den Stiftungen anheim.

Mabel war nach Hause gereist, nachdem noch die Verlobung Miß Lucy's mit Lieutenant v. Glockthurn gefeiert worden war. Einige Wochen später folgte ihr Liebenstein, dem Mr. Snyders brieflich seine Einwilligung zu der Verbindung, sowie seinen Entschluß mitgetheilt hatte, ihn als Theilhaber der Firma aufzunehmen.

Letztere Thatsache rief in den Komptoiren des Hauses Snyders lebhafte Aufregung hervor. Haunold freute sich herzlich über das Glück seines Freundes, und die Anderen

waren ſtolz darauf, daß ein früherer Angeſtellter aus ihrer Mitte zu der Würde eines Chefs gelangte.

Als Snyders mit ſeinem Eidam vor dem Notar den Ehevertrag beſprach, erklärte er mit ernſthafter Miene: „Von der Mitgift iſt natürlich der Betrag von 18,086 Pfund Sterling 16 Schilling 3 Pence in Abzug zu bringen, welchen mir Mr. Liebenſtein ſchuldet.“

Liebenſtein lachte herzlich. „Daß eine Schuld ſo zur Quelle des Glückes wird, das dürfte wohl niemals noch erlebt worden ſein. Sie ſei geſegnet, und Gnade künftighin allen Rechenfehlern!“

Ende.

Siegfried Sander & Sohn.

Roman

von

Woldemar Urban.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Ueberall, wo man in dem alten Patrizierhause hinsah, fielen dem Besucher die Buchstaben S. S. & S. in's Auge. Auf den Ballen, die, in graue Packleinwand eingenäht, von vierschrötigen Markthelfern fortwährend hin und her gerollt oder gefahren wurden, auf den Komptoirthüren, auf den Stechkarren und Rollwagen, auf der großen Wage, die im Lagerschuppen stand und auf den dazu gehörigen Gewichten, auf den Mützen der Laufburschen, auf dem Signirfasse, auf dem Geschirr, den Tintenfässern, den Wasserflaschen und den Trinkgläsern, die da und dort herumstanden, ja sogar auf jedem Briefbogen, wenn man ihn gegen das Licht hielt, damit der Wasserdruck sichtbar wurde, stand S. S. & S. Wie ein Siegeszeichen, wie ein Wappen prangten die Buchstaben überall, als wollten sie von dem jahrhundertelangen treuen Fleiß und ehrlichen Ringen und Gewinnen einer tüchtigen Kaufmannsfamilie erzählen. Nur am Haupteingange des Hauses stand in altmodischen, gemüthlichen, verstaubten und verrußten Buchstaben: Siegfr. Sander & Sohn!

„Er ist nicht da, Piefke?“ fragte ein Herr, der soeben erst durch das Eingangsthor auf den Hof getreten war, einen der Markthelfer, der gerade mit einem schwarzen Signirpinsel wieder das Allerwelts-S. S. & S. auf einen grauen Leinwandballen malte.

„Der Herr Konsul ist soeben einmal hinaufgegangen, Herr Justizrath. Er hinterließ aber, daß er sofort wieder zurückkehren werde. Wenn Sie also eine Minute verziehen wollen, Herr Justizrath —“

„Na, wenn's nicht zu lange dauert.“

„Stift!“ schrie Herr Piefke einem noch sehr jugendlichen, aber sehr selbstbewußt und stolz dreinschauenden Burschen zu, der auf der schier unendlichen Stufenleiter der kaufmännischen Karrière allerdings erst die erste Stufe erklommen hatte, indem er als letzter Laufbursche bei S. S. & S. eingetreten war, „Stift! einen Stuhl für den Herrn Justizrath — wenn Sie nicht vorziehen, Herr Justizrath, im Komptoir zu warten, bis Herr Konsul Sander wiederkommt.“

„Nein, Piefke, ich will hier warten. Eure Komptoirs sind so dumpfig wie die schwere Noth.“

„Ein altes Haus, Herr Justizrath. Ein uraltes Haus.“

Der „Stift“ hatte seinen Auftrag mit eilfertiger Beflissenheit und nicht geringer Wichtigkeit erledigt, und der Justizrath setzte sich mit einem leichten Seufzer nieder.

„Ja, ja, Piefke, ein sehr altes Haus! Wie viel Ballen mögen wohl im Laufe der Jahrhunderte schon durch diesen Hausgang hin und her gerollt worden sein!“

„Ach, du lieber Gott! Eine solche Zahl gibt's gar nicht, Herr Justizrath!“ antwortete Piefke.

„Je nun, man müßte es ausrechnen.“

„Nein, Herr Justizrath, das kann Niemand ausrechnen. Seit sechsundvierzig Jahren — wenn die frischen Schoten wieder kommen, werden es siebenundvierzig Jahre — stehe

ich Tag für Tag hier in dem Hofe und ſignire und numerire die Ballen, und wir expediren faſt keinen Tag unter vierzig bis fünfzig Ballen. Wieviel S. S. & S. habe ich ſchon gemalt und wieviele haben Andere vor mir gemalt? Ach, du lieber Gott! Herr Juſtizrath, ich war ſieben Jahre, als ich an der Hand meines Vaters, der auch Markthelfer bei Siegfried Sander & Sohn war, zum erſten Male dieſen Hof betrat. Es war juſt der Tag, an dem die Firma ihr zweihundertjähriges Jubiläum feierte. Mir ſtanden die Thränen im Auge, als der alte ſelige Herr zu ſeinen Leuten ſprach. Ich weiß heute noch nicht warum, aber in meinem ganzen Leben vergeſſe ich den Tag nicht."

„Ja, ja, ein ſehr altes Haus," nickte der Juſtizrath wieder etwas nachdenklicher und wie für ſich hin. Dann fuhr er plaudernd fort: „Sagen Sie 'mal, Pieſke, wie kommt es eigentlich, daß man im Hauſe von Siegfried Sander & Sohn niemals irgend etwas von einer Tochter hört?"

„Hm!" machte Pieſke verächtlich, „Tochter! Was thut S. S. & S. mit einer Tochter? Haben Sie ſchon einmal von einer Firma gehört, Herr Juſtizrath, die etwa geheißen hat: Siegfried Sander & Tochter?"

Herrn Pieſke ſchien dieſer Einfall ſo köſtlich, daß er anfing, laut zu lachen und noch einigemal zu rufen: „Siegfried Sander & Tochter! ha, ha, ha, Siegfried Sander & Tochter!"

Natürlich lachte der Stift über dieſen tollen Einfall ſeines Vorgeſetzten pflichtſchuldigſt mit, und einige andere Markthelfer, die ebenfalls auf dem Hofe beſchäftigt waren, lachten ebenfalls. Seit langen Jahren war eine ſo lächerliche Geſchichte auf dem Hofe von Siegfried Sander & Sohn offenbar nicht paſſirt.

„S. S. & T.!" lachte Herr Pieſke noch immer. „Herr Juſtizrath, das gibt's ja gar nicht. Das wäre ja der helle

Wahnsinn, die reine Revolution. Die ganze Stadt käme in Unordnung."

„Ja, aber Piefke, so viel ich weiß, ist es doch Thatsache, daß der Konsul auch eine Tochter hat. Sie wird in einer Schweizer Pension erzogen und muß etwa achtzehn bis zwanzig Jahre alt sein."

„Mag sein, Herr Justizrath, mag sein, interessirt aber hier gar nicht. Hier handelt es sich nur um den Herrn Konsul und um den jungen Herrn, kurz um S. S. & S. und wer dazu nicht gehört, kann uns gestohlen werden."

„Dort kommt der Herr Konsul," sagte der Justizrath plötzlich und stand rasch auf. „Adieu, Piefke, ich will gleich hinter ihm drein, in's Komptoir."

„Adieu, Herr Justizrath!" rief ihm Piefke noch nach, dann drehte er sich halb zu einem Kollegen herum und sagte mit etwas verächtlicher Betonung: „Was doch so ein Advokat nicht Alles wissen will. Jetzt sollen wir sogar eine Tochter im Geschäft haben! So ein Unsinn!"

„Was geht's denn uns an?" antwortete der Andere gleichgiltig. . . .

Herr Konsul Siegfried Sander, der unumschränkte und unbestrittene Beherrscher aller S. S. & S., kam aus seiner Privatwohnung, die sich im ersten und zweiten Stock des Hauses befand, herunter und schritt unter einem leichten Holzdach den Hof entlang nach dem Komptoir. Die Mützen und Hüte der auf dem Hof beschäftigten Leute flogen respektvoll vom Kopf, und ein junger Komptoirdiener, der sich zufällig in der Nähe der Komptoirthüre befand, sprang rasch herzu, riß die Thüre auf und verbeugte sich tief vor Herrn Sander, der nur flüchtig mit einem Kopfnicken dankte.

„Herr Konsul! Herr Konsul!" rief der Justizrath schon von Weitem.

Sander drehte sich in der Komptoirthüre um. „Ah,

Sie ſind's, lieber Wöllner!" ſagte er, als er den Juſtizrath erkannte. „Wollen Sie zu mir?"

„Wenn ich das Glück haben könnte, Herr Konſul, nur auf zwei Minuten —"

„Bitte, bitte, treten Sie näher," antwortete Sander zuvorkommend und führte ſeinen Beſuch in das Privatkomptoir. „Und nun — was gibt's? Was führt Sie zu mir?"

Auf eine einladende Handbewegung nahm Juſtizrath Wöllner auf einem Seſſel Platz, ſetzte ſeinen Hut auf den Tiſch und warf langſam, einen nach dem andern, ſeine Handſchuhe hinein.

„Zunächſt, Herr Konſul," ſagte er dabei etwas zögernd und nachdenklich, „muß ich bemerken, daß ich heute vorausſichtlich einen ſchweren Stand Ihnen gegenüber haben werde, denn es handelt ſich diesmal um nichts Geſchäftliches."

„Was?" fuhr Sander etwas überraſcht auf, „um nichts Geſchäftliches? Um was denn?"

Sander zerlegte für ſich die Welt in zwei Theile, deren einer alles das umfaßte, was mit dem Geſchäft zu thun hatte. Dieſer war ſein Lebensſtudium. Nichts, gar nichts in dieſem entging ihm. Der andere Theil der Welt des Herrn Sander umfaßte alles das, was nicht zum Geſchäft gehörte. Von dieſem wußte er nichts, wollte auch nichts davon wiſſen. So war es für Sander bis auf dieſen Tag ein tiefes, unentſchleiertes Räthſel geblieben, wozu es in der Welt Menſchen gebe, die keine baumwollenen Hemden tragen (Baumwolle war ſeine Spezialität), und ein Witzbold hatte einmal von ihm geſagt, ſein Intereſſe an den wilden, unciviliſirten Völkern Afrika's und Südamerika's erſtrecke ſich nur auf ſolche, welche baumwollene Halstücher tragen, und dieſe theile er wieder ein in ſolche, die buntbedruckte, und ſolche, die einfarbige vorziehen. Das mochte

ja nun wohl ein wenig übertrieben sein, Thatsache aber war, daß Herr Konsul Sander sehr erstaunt war über die Zumuthung, jetzt Jemand zuhören zu sollen, der von einer Sache sprechen wollte, die nicht zum Geschäft gehörte.

„Bitte, Herr Konsul," beeilte sich der Justizrath zu erklären, „werden Sie nur nicht ungeduldig. Wenn es auch keine Geschäftssache ist, die ich mit Ihnen besprechen möchte, so geht sie doch die Interessen der Firma Siegfried Sander & Sohn mehr an, als Sie vielleicht glauben."

„Machen Sie's kurz. Was wollen Sie?" unterbrach ihn Sander. Das war der bestimmte, kurz angebundene Kaufmann, der jetzt sprach, der, mißtrauisch gegen etwaige juristische Finessen, vor Allem klar sehen wollte, was der Andere eigentlich vorhatte.

„Nun denn, Herr Konsul," begann Wöllner wieder, „ich komme vom Oberamtsrichter v. Corssen —"

„Gut, gut. Was will der Oberamtsrichter v. Corssen von mir? Will er mich anpumpen?"

„Er denkt nicht d'ran."

„Na, na!"

„Sie thun ihm Unrecht. Im Gegentheil, der Herr Oberamtsrichter wünscht Sie durch mich in einer Sache aufzuklären, die unbedingt der Aufklärung bedarf."

„Weiter, weiter. Was ist das für eine Sache?"

„Mein Gott, das ist die alte Geschichte, Herr Konsul, und diesmal betrifft sie Ihren Herrn Sohn, Siegfried Sander junior und Fräulein Cäcilie v. Corssen, die Tochter des Oberamtsrichters."

„Ach so!" machte Herr Sander gedehnt und langsam. Er hatte offenbar etwas ganz Anderes vermuthet.

„Sie wissen ja sehr wohl, Herr Konsul, wie die Sachen in dieser Beziehung stehen. Der Verkehr der beiden Familien oder richtiger gesagt, der Verkehr zwischen Ihrem Sohn

und Fräulein v. Corssen hat sich in höchst erfreulicher Weise bis zu einem Stadium entwickelt, das doch eine Klärung heischt. Sie wissen, wir leben in einer Stadt, wo Alles und Jedes beobachtet wird, und besonders eine junge hervorragende Schönheit wie Fräulein v. Corssen und ein junger reicher Herr wie Ihr Sohn. Die jungen Leute selbst natürlich achten nicht besonders auf das, was Andere von ihnen sprechen und denken; sie haben mehr zu thun. Gerade deshalb aber hat es der Oberamtsrichter für geboten erachtet, vertraulich bei Ihnen anfragen zu lassen, wie Sie über die Konsequenzen dieses Verkehres denken."

„Mit anderen Worten: der Oberamtsrichter v. Corssen wünscht seine Tochter gut unterzubringen," fiel Sander ein.

„Doch nicht, Herr Konsul. Er hat natürlich mit seiner Tochter gesprochen. Ich weiß nicht, was da Alles zur Sprache gekommen ist, aber der Oberamtsrichter ist infolge dessen zu der Ansicht gekommen, daß ein Entweder — Oder hier im Interesse des Rufes seiner Tochter liege. Nun hat er natürlich gegen eine Verbindung der jungen Leute durchaus nichts einzuwenden —"

„Natürlich nicht."

„Im Gegentheil, er hat mir offen und ehrlich gesagt, daß er sie gern sähe und glaube, auf diese Weise das Glück seiner Tochter, der er ja eine große Mitgift nicht geben könne, sicher zu begründen. Es handelt sich also nur darum, daß Sie damit einverstanden sind, Herr Konsul. Ist dies nicht der Fall, so läßt Sie der Oberamtsrichter um einen Wink bitten, damit er dafür sorgen kann, daß seine Tochter nicht unnöthig in der Leute Mäuler gebracht wird."

„Das zu thun, würde ich ihm auf jeden Fall rathen."

Der Justizrath stand etwas verlegen, aber rasch und entschlossen auf und nahm seinen Hut.

„Ich darf also annehmen, daß Sie sich den Absichten der jungen Leute entgegenstellen, Herr Konsul?"

„Das habe ich nicht gesagt, und — offen gestanden — nach dem, was ich durch Siegfried von der Sache weiß, beabsichtige ich vorläufig auch nicht, es zu thun. Ich glaube wirklich, daß der Junge in das schöne Fräulein v. Corssen unrettbar verschossen ist, aber wenn ich recht gesehen habe, ist das nicht sein Verdienst, oder nicht seine Schuld."

„Sondern?"

„Sondern die des Fräuleins v. Corssen. Ich versichere Sie, die Dame versteht es, sich einen reichen Mann zu kapern. Wenn ihr der Oberamtsrichter in dieser Hinsicht Zügel anlegt, wird Niemand etwas dagegen haben."

„Mein Gott, Herr Konsul, die Liebe treibt ja so wunderliche Blüthen, und wenn nun auch Fräulein v. Corssen sich die Sache etwas angelegen sein läßt — Hand auf's Herz — können Sie ihr das verargen?"

„Papperlapapp! In diesem Augenblick, während wir zusammen sprechen, sitzt Fräulein Cäcilie mit ihrem Vater oben bei meiner Frau. Ich mußte deshalb hinauf, um sie zu begrüßen."

„So, so! Das trifft sich ja wunderbar. Das wußte ich nicht."

„Deshalb sage ich es Ihnen. Siegfried sitzt auch oben. Ich habe nichts dagegen, aber wenn Sie mir nun weiß machen wollen, daß Fräulein Cäcilie zu mir kommt aus lauter Liebe zu meiner Frau, so haben Sie damit kein Glück."

„Nun, das habe ich ja nicht gewollt."

„Hören Sie zu, was ich über die Sache denke, und schenken Sie dem Oberamtsrichter reinen Wein ein. Ich weiß, daß Herr v. Corssen sammt seiner Tochter auf sehr großem Fuße lebt. Bei 1600 Thaler Gehalt kann man nicht bestreiten, was er ausführt. Er hat also Schulden und sitzt, wie wir Kaufleute zu sagen pflegen, im Anweh."

Digitized by Google

„Herr Konsul —"

„Ach was, lassen Sie doch das. Das weiß ich Alles besser wie Sie! Nun ist Herr v. Corssen auf die ingeniöse Idee verfallen, eine reiche Parthie für das Töchterchen zu suchen, in der ihr kleiner Jammer aufgeht. Auch dagegen habe ich nichts. Das liegt heutzutage nun einmal im Menschen und zeugt von Intelligenz. Und schließlich ist Siegfried als Theilhaber von S. Sander & Sohn wohl in der Lage, auch eine Frau ohne Mitgift zu heirathen. Wenn aber Herr v. Corssen — das können Sie ihm nicht deutlich genug sagen — wenn Herr v. Corssen glaubt, daß ich oder Siegfried seine Schulden und seinen Aufwand bezahlen soll, so irrt er sich gewaltig. Und damit gut, mein lieber Wöllner. Alles Uebrige wird sich finden."

Weit davon entfernt, mit den etwas drastischen und fast drohenden Worten einen unwilligen, ablehnenden Eindruck zu machen, entnahm Herr Wöllner vielmehr aus der polternden, offenen und geraden Art und Weise, daß der Konsul dem Projekt des Oberamtsrichters nicht ganz abgeneigt war. Ob das ein Verdienst seines Sohnes Siegfried, oder der ebenso stattlichen, wie liebenswürdigen und eleganten Cäcilie war, das war ihm im Augenblick gleichgiltig.

„Zweifeln Sie nicht, Herr Konsul; ich werde dem Oberamtsrichter rein und unverfälscht Ihre Meinung sagen und — und ich hoffe für die jungen Leute das Beste."

„Meinetwegen hoffen Sie, was Sie wollen. Ich denke, wir sind nun fertig, mein Bester, he? Ich habe zu thun. Meine Zeit ist Geld."

Damit wandte sich Sander seinem Schreibpult zu, und Justizrath Wöllner konnte nichts Besseres thun, als sich verabschieden.

Auf dem Hofe angekommen, blieb er einen Augenblick sinnend stehen und überlegte, ob es nicht besser wäre,

noch einmal die Treppe nach der Sander'schen Privatwohnung hinaufzusteigen, um der Frau Konsul einen Besuch zu machen, oder richtiger, um Fräulein Cäcilie zu treffen und ihr von dem Stand der Angelegenheiten Mittheilung zu machen. Aber er wurde dieser Mühe überhoben, da gerade in dem Augenblicke die Herrschaften die Treppe herunter kamen.

Der Oberamtsrichter v. Corssen war eine imposante Erscheinung. Mit größter Vornehmheit in Kleidung und Manieren verband sich ein gewisses selbstherrliches Wesen, eine stolze, abweisende Zurückhaltung, wenn er mit Untergebenen oder sonst Untergeordneten verkehrte, und eine verbindliche, schmeichelnde Liebenswürdigkeit, wenn er mit Leuten, die über ihm standen, sprach. Somit bestand eigentlich ein gewisser Gegensatz zwischen ihm und dem Konsul Sander, der ziemlich bedürfnißlos, einfach, schlicht bürgerlich, rastlos fleißig und immer kurz und entschieden, manchmal sogar grob war. Das war nun Herr v. Corssen nie. Grob zu sein hielt er unter seiner Würde. Er war im persönlichen Verkehr von einer tadellosen Exaktheit, aber seine Ansprüche an's Leben gingen in's Ungemessene. Auf seinem von dichtem, blondem Vollbart umrahmten Gesicht lag ein Ausdruck, der zu sagen schien: „Es versteht sich von selbst, daß ich ein vornehmer Mann bin." Er lebte nicht wie ein Oberamtsrichter, sondern wie ein reicher Mann, obgleich er keiner war.

Als Herr v. Corssen den Justizrath sah, trat er rasch auf ihn zu. „Nun?" fragte er gespannt. „Sie waren bei ihm?"

„Ja, Herr Oberamtsrichter."

Auch Fräulein v. Corssen näherte sich den Herren rasch. Sie war eine berückende Erscheinung, eine volle, hohe Gestalt und doch von ebenmäßigem, feinem Bau. Dunkle, lebhaft sprechende, glänzende Augen, reiches schwarzes Haar,

das sie modisch aufgeknotet trug, ein blaßbrauner, kräftiger Teint und eine geschmackvolle helle Sommertoilette trugen dazu bei, sie zu einer Schönheit ersten Ranges zu machen.

„Herr Justizrath Wöllner," rief sie erfreut, „was haben Sie uns Schönes zu sagen?"

„Meine Gnädigste," erwiederte dieser verbindlich lächelnd, „ich hoffe, man darf gratuliren."

Sofort warf Fräulein v. Corssen mit einer gewissen Entschiedenheit und Energie den Kopf zurück. Sie fühlte unwillkürlich heraus, daß etwas Entscheidendes geschehen war, daß sie einem heiß ersehnten, mit aller Kraft angestrebten Ziel näher gerückt war.

„Endlich!" murmelte sie leise für sich. Dann aber besann sie sich und sagte mit einem liebenswürdigen Lächeln: „Ich weiß nicht, wovon Sie reden, Herr Justizrath, aber ich glaube, daß Sie besser thäten, Ihre Gratulationen aufzuheben, bis Ihre Hoffnungen sich verwirklicht haben."

„Kommen Sie, kommen Sie, Herr Justizrath," drängte Herr v. Corssen. „Sie gehen doch mit mir?"

„Ja, Herr Oberamtsrichter."

„Gut. Man kann ja in diesem Hofe hier kaum stehen. Cäcilie, gib Achtung; Du bist mit Deinem Kleid dem Signirfaß dort zu nahe gekommen."

Fräulein v. Corssen besah den Schaden. Sie war in der That mit ihrem Kleide dem über und über mit Signirschwärze beklexten Topfe zu nahe gekommen und hatte nun einige häßliche Flecke davongetragen. Sie wurde roth vor Zorn, als sie das sah, und blickte sich um, ob sie nicht Jemand entdeckte, an dem sie ihren Unmuth auslassen könne.

Piefke stand ruhig in ihrer Nähe und signirte seine Ballen.

„Tölpel!" kam es kurz und schneidend über die schönen reizenden Lippen des Fräulein v. Corssen. Dann, ihrem

Vater und dem Justizrath folgend, die ihr nach dem Hausgang voraus gegangen waren, setzte sie, unfähig, ihrer Erregung, ihres Zornes Herr zu werden, noch leise hinzu, wie um sich Trost einzusprechen: „Na, das soll hier in der alten Bude bald anders werden!“

Zweites Kapitel.

„Fliegt Dir das Glück vorbei einmal,
Fass' es am Zipfel.
Auch rath' ich Dir, baue Dein Hüttchen im Thal,
Und nicht auf dem Gipfel!“

Dieser kluge, nüchterne Lebensspruch des Dichters hatte den Beifall des Herrn v. Corssen nicht. Er war vielmehr der Ansicht, daß unter allen Umständen der äußere Schein des reichen Mannes gewahrt werden müsse, selbst wenn man das persönliche Pech gehabt hat, nicht in der Haut eines solchen zur Welt zu kommen. In dieser Welt des Scheins, so dachte Herr v. Corssen, darf nichts unterbleiben, was den „Anschluß nach Oben“ befördert. Es fiel ihm gar nicht ein, sein Hüttchen im Thal zu bauen. Er wohnte im elegantesten Stadtviertel und zahlte zweitausend Mark Miethe jährlich, fast die Hälfte seines Einkommens, aber gemüthlich war seine Lage trotzdem nicht zu nennen. Wenn es ihm auch gelang, durch seine imponirende Persönlichkeit und durch sein öffentliches Auftreten sich bei Vielen in Ansehen zu setzen, so hatten Andere, besonders solche, denen er Geld schuldig war, doch eine so impertinente Anhänglichkeit an seine Wohnung, an seine Möbel, an sein Gehalt, kurz an Alles, was noch sein zu nennen war, daß es Herrn v. Corssen manchmal erschien, als ob Alles auf einmal zusammenbrechen müsse, als ob es durchaus nicht weiter gehen könne. Natürlich ließ er von solchen verzweifelten Stimmungen und Zuständen Niemand etwas merken. Aeußer-

lich war er ſtets der vornehme hohe Herr, der die Naſe hoch trug, im Gönnerton mit ſeiner Umgebung ſprach, der von ſolchen „Lappalien“ nicht berührt wurde, und es „ſehr komiſch“ fand, wie die Leute um ihre paar Pfennige beſorgt waren.

„Du gehſt aus, Papa?“ fragte ihn ſeine Tochter.

„Hm! — Ja. Ich muß.“

„Wohin?“

„Hm! Ich — wir haben Vorſtandsſitzung unſerer Wittwenkaſſe. Da darf ich als Schatzmeiſter nicht fehlen, liebes Kind.“

„Es wäre mir lieb —“ begann Cäcilie wieder ſtockend und nachdenklich, vollendete aber ihren Satz nicht.

„Was?“ fragte ihr Vater. Aber auch er ſchien von ganz anderen Angelegenheiten in Anſpruch genommen zu ſein, denn er wartete auch ſeinerſeits die Antwort ſeiner Tochter nicht ab, ſondern fuhr fort: „Apropos, Du haſt doch mit dem Juſtizrath Wöllner geſprochen, Cäcilie?“

„Natürlich.“

„Du weißt alſo —? Hm, gut. Adieu, mein Kind!“

„Adieu, Papa.“

Herr v. Corſſen küßte ſeine Tochter zärtlich auf die Stirn und drückte ihr zum Abſchied die Hand. Gleichwohl zögerte er noch immer, fortzugehen. Nach einer kleinen Pauſe ſagte er wieder etwas leiſer: „Cäcilie — ich wünſche Dir viel Glück, hörſt Du? Viel Glück.“

„Ich danke Dir, Papa.“

„Wir können's brauchen. Verſtehſt Du? Es iſt ſogar die höchſte Zeit, daß einmal — nun, 's iſt gut! Du verſtehſt mich. Nicht? Die höchſte Zeit, ſage ich Dir. Adieu.“

„Adieu, Papa!“

„Apropos — Du erwarteſt ihn doch?“

„Er ſagte mir, daß er Dir heute Abend einen Beſuch machen wolle.“

„Hm. Gut. Adieu."

„Adieu."

Jetzt endlich setzte Herr v. Corssen seinen Hut auf und verließ den Salon, wo er von seiner Tochter Abschied genommen hatte, und gleich darauf auch das Haus. Die halben Worte und abgebrochenen Sätze, die er mit seiner Tochter gewechselt hatte, schien diese wohl verstanden zu haben, denn sie blieb, auch nachdem sie ihr Vater allein gelassen hatte, noch eine lange Weile auf demselben Flecke, wo sie gerade stand, stehen und starrte nachdenklich auf den schweren, kostbaren Teppich zu ihren Füßen.

„Ja, ja," murmelte sie seufzend, „die allerhöchste Zeit!"

Sie warf einen Blick in den Spiegel und ordnete mit den feinen, zierlichen und blendend weißen Fingerchen ihr Haar, streichelte die kleinen schwarzen Ringellöckchen, die sich scharf von der weißen Haut an Hals und Schläfen abhoben, besah prüfend ihre sorgfältige und geschmackvolle Toilette, ihre vortheilhafte Figur, ihre Haltung und endlich sogar ihre Augen, die heute Abend noch lebhafter, glitzernder und glänzender zu sein schienen, als sonst. Endlich lächelte sie. Zuversichtlich, siegesgewiß leuchteten ihre marmorweißen reinen Züge, als ob sie an einem Sieg in dem ihr bevorstehenden Kampf nicht zweifle, als ob die „Truppenschau", die sie soeben abgehalten, ihr Muth und Zuversicht verliehen habe.

Ein Diener trat ein.

„Herr Siegfried Sander junior bittet um die Ehre."

„Führen Sie ihn hierher, Franz," antwortete Fräulein v. Corssen, und der Diener ging wieder fort. Nachlässig griff sie nach einem rosafarbenen eleganten Lampenschirm und stülpte ihn über die Lampe. Aus ihrem Gesicht war alle Zuversichtlichkeit und alle Siegessicherheit verschwunden und hatte einer fast ängstlichen Hilflosigkeit Platz gemacht. Gleich darauf trat Siegfried Sander junior ein.

„Herr Sander — — o mein Gott!“ rief Fräulein v. Corssen in holder Verwirrung, „und Papa ist soeben ausgegangen!“

„Ausgegangen?“ wiederholte Siegfried lustig, „das trifft sich ja famos, mein theuerstes Fräulein v. Corssen!“

„Ich weiß wirklich nicht, Herr Sander — mein Gott, in dieser Minute ist er fort zu einer wichtigen Sitzung. Er glaubte offenbar nicht, daß Sie so spät noch kommen würden.“

Sie stand an einem Sessel und drehte schüchtern-verlegen an einem Ringe, den sie an der linken Hand trug. Einen Augenblick sah ihr Siegfried bei diesem wunderlichen Spiel zu, dann trat er rasch näher, ergriff ihre Hand und drückte einen Kuß darauf.

„Ich will nicht hoffen, daß Sie das bedauern, Cäcilie?“

„Bedauern? Nun, das wohl gerade nicht, aber —“

„Aber? Also doch ein Aber? Ich bin glücklich, es so gut getroffen zu haben, und Sie endlich einmal allein sprechen zu können. Ich wüßte nicht, was mir erwünschter gewesen wäre, als Ihren Herrn Vater, so sympathisch mir auch immer seine Person und seine Unterhaltung sein mag, nicht anzutreffen. Und Sie stehen schüchtern und verlegen, fast zitternd da, als ob ich Ihnen Furcht einjagte, Fräulein Cäcilie? Das ist nicht recht von Ihnen. Freuen Sie sich denn gar nicht ein klein wenig, mit mir allein zu sein? Ich glaube gar, Sie hätten mich am liebsten wieder abgewiesen.“

„Herr Sander — o nein, gewiß nicht, nein! Aber das Richtigste wäre es wohl doch gewesen, wenn ich es gethan hätte.“

„Aber mein Gott, weshalb denn? Bin ich denn ein Ungeheuer, ein Monstrum, ein Mensch, dem nicht zu trauen ist?“

„O, o Herr Sander, davon ist ja gar keine Rede,

ſondern eben weil — weil Sie das Alles nicht ſind — o — ich wollte ſagen, wirklich, ich wollte ganz das Gegentheil ſagen."

„Das Gegentheil? Cäcilie!"

„Ach, ich weiß ja gar nicht mehr, was ich ſage. Herr Sander, wahrhaftig, Sie ſollten doch wieder fortgehen."

„Wieder fortgehen? Aber das fällt mir nicht im Traum ein. Ich bin glücklich, Sie allein getroffen zu haben, und Sie ſchicken mich wieder fort? Cäcilie, iſt das wirklich Ihr Ernſt? Kann das wahr ſein?"

„Nein, mein Gott, nein! Wenn es nach mir allein ginge — o — nein, aber —"

„Nun? Was wollen Sie ſagen? Sprechen Sie, Cäcilie, bei Gott, Sie müſſen mir ſagen, was Sie für Bedenken gegen mich haben! Es muß endlich klar zwiſchen uns werden."

„Nun denn, Herr Sander — aber nein, es geht nicht; wahrhaftig, ich kann es nicht ſagen."

„Was geht nicht, was können Sie nicht ſagen? Cäcilie! Wenn Sie mich lieben, wenn Sie mich auch nur im Entfernteſten ſo gern haben, als ich Sie, ſo müſſen Sie reden, müſſen mir Ihre Bedenken klarlegen."

Es ſchien ein Schauer, aber ein glücklicher Schauer ſie zu überlaufen, und der junge Mann wurde immer hitziger, immer drängender. „Aber mein Gott, Herr Sander," ſtieß ſie haſtig und heftig athmend hervor, „Sie müſſen doch begreifen, daß ich — daß eine junge Dame nicht bei ſich empfangen kann, wen ſie will; daß ich — daß eine junge Dame üblen, liebloſen und gehäſſigen Nachreden mehr ausgeſetzt iſt, als ein Herr, und daß — o mein Gott —"

„Und daß? O, nur noch das Eine ſagen Sie mir, Cäcilie, nur noch das Eine!"

„Und daß ich — kein Recht habe, Sie — — gern zu haben."

„Kein Recht habe?“ fragte Siegfried, der ſich nur ſchwer in dem Gedankengang Anderer zurechtfand, erſtaunt. „Weshalb ſollten Sie dazu kein Recht haben?“

„Fragen Sie mich nichts mehr, Herr Sander. Es iſt nicht rückſichtsvoll von Ihnen, mich darnach zu fragen. Fragen Sie die Welt, warum ſie ſolche Verhältniſſe — legaliſirt, um ſie konvenabel zu machen.“

Damit ließ ſie ſich in einen Seſſel fallen und bedeckte das Geſicht mit den Händen, als wolle ſie die heißen Blutwellen, die in ihre Wangen drängten, zurückdämmen.

Herrn Sander ſchien jetzt ein Licht aufzugehen. Er ſah erſt ihre entzückende Geſtalt eine ziemlich lange Weile nachſinnend an, dann ſagte er erſtaunt: „Iſt es das? Cäcilie, nur das, was Ihnen Bedenken verurſacht?“

„Herr Sander, fühlen Sie nicht, wie ſehr peinlich Ihre Fragen für mich ſind?“ antwortete Fräulein Cäcilie mit einem hilflos flehenden Augenaufſchlag.

O ja, Herr Sander fühlte etwas dergleichen. Nachdem ſie es ihm ſo ſehr deutlich hatte zu verſtehen gegeben, hätte er ja von Holz ſein müſſen, wenn er es nicht endlich auch verſtanden hätte. Siegfried fühlte, daß etwas geſchehen müſſe, daß er die Stunde, die ſich ihm ſo unvergleichlich günſtig geboten hatte, nicht ungenützt vorüberſtreichen laſſen dürfe. Er ſagte deshalb mit großer Aufregung und Hitze: „Fräulein Cäcilie, ſeit Wochen und Monaten habe ich mich nach einer ſtillen und lauſchigen Stunde, wie dieſe es iſt, geſehnt, und nun ſie endlich da iſt, ſprechen Sie mir von allerhand Bedenken, von Wieder-Fort-Gehen und Unſchicklichkeiten, die Sie doch durch ein kleines, kurzes Wort auf der Stelle heben können. Es muß klar zwiſchen uns werden, und ich ſchwöre Ihnen zu, daß ich nicht eher Ihren Salon verlaſſen werde, bis Sie mir geſagt haben, ob Sie die Meine werden wollen oder nicht.“

Fräulein v. Corſſen ſtieß einen kleinen, erſchreckten

Schrei aus, blitzte ihn mit ihren kräftigen, dunkeln Augen an, regte sich aber in ihrem Sessel nicht.

„O Siegfried!“ hauchte sie leise, „o Sie Böser!“

Herr Sander junior war kein zaghafter Werber. Im Hause Siegfried Sander & Sohn drehte sich, so lange dieser junge Herr auf der Welt war, Alles um den Sohn. In der Familie Sander, wie im Geschäft war der „junge Herr“ der Gegenstand größter Aufmerksamkeit und Achtung. Als Junge war er verzärtelt, als Mann überschätzt worden in seinen Leistungen und Eigenschaften. Er war der Mittelpunkt von Siegfried Sander & Sohn. Um ihn drehte sich Alles. Seine Schwester, die sieben Jahre nach ihm geboren wurde, war außerhalb des Hauses erzogen worden und kam neben ihm durchaus nicht in Betracht. Man kannte sie kaum. Er war der einzige Stern, die Sonne des Hauses.

Unter diesen Umständen war Herr Sander junior nicht nur zu einer ziemlich bedeutenden Ueberschätzung seiner bescheidenen Fähigkeiten und überhaupt seiner Persönlichkeit gelangt, sondern es hatte sich bei ihm auch kein klares Urtheil über Menschen und Dinge, die ihn umgaben, herausbilden können. So war er von seiner eigenen Unwiderstehlichkeit gegenüber Fräulein v. Corssen überzeugt, und da er momentan viel zu aufgeregt und hitzig war, um die Sachlage klar zu würdigen, so wollte er diese seine Unwiderstehlichkeit auch in ihren glänzendsten Farben leuchten lassen. Er faßte stürmisch Cäciliens Hände und rief, sie mit Küssen bedeckend: „Sie müssen die Meine werden, Cäcilie, was immer auch für Hindernisse sich uns in den Weg stellen mögen! Sagen Sie nur, daß Sie wollen, daß Sie mir gehören wollen, sagen Sie nur ein kleines, winziges Ja und Alles ist in Ordnung, Cäcilie! Bitte, sagen Sie Ja!“

„O Siegfried! O, Sie werden mich verlassen, ver-

rathen beim erſten Windſtoß, der ſich unſerem Glück entgegenwirft. Ihre Eltern —"

„Sagen Sie Ja, Cäcilie," rief Siegfried immer hitziger, „und kümmern Sie ſich um weiter nichts. Ich ſtehe für Alles ein! Für Alles, Cäcilie, bei meiner Ehre!"

„Wirklich, Siegfried? Wirklich? Ach, wie gut Sie ſind, wie lieb ich Sie habe!"

Er riß ſie ſtürmiſch an ſeine Bruſt und küßte ſie auf Mund und Wangen. Sie zitterte in ſeinen Armen; er fühlte es wohl und war ſtolz auf ſeinen Sieg! So ſtolz!

Aber ſie machte ſich raſch wieder aus ſeinen Armen los. „Laſſen Sie das, Siegfried, o, um's Himmels willen bitte ich Sie, laſſen Sie mich. Noch ſind wir nicht ſo weit. Noch ſtehen uns harte Kämpfe bevor, ehe wir glücklich ſein dürfen."

„Ich weiß nicht, was Sie fürchten, Cäcilie," antwortete er wie erſtaunt und etwas bramarbaſirend, „wer ſollte ſich unſerer Verbindung widerſetzen? Fürchten Sie meine Eltern? Oder Ihren Vater? Oder was ſonſt? Auf mein Wort, Cäcilie, morgen ſchon gebe ich unſere Verlobung bekannt, und in vier Wochen iſt Hochzeit."

„O Siegfried!" ſeufzte ſie zärtlich auf.

„Hältſt Du mich für einen unmündigen Knaben, Cäcilie? Ich ſage Dir, ich werde nicht dulden, daß man uns unſer Glück auch nur um Stunden verkümmert."

Blitzſchnell faßte ſie mit beiden Händen ſeinen Kopf und drückte einen flüchtigen Kuß auf ſeine Lippen. Dann trat ſie aber auch eben ſo ſchnell wieder von ihm zurück.

„O, ich wußte es, Siegfried. Du haſt mich lieb und wirſt mich nicht verrathen! Jetzt aber geh', ich bitte Dich, ich flehe Dich an. Ich muß mich ſammeln, ich muß allein ſein, damit ich an mein Glück, an unſer Glück erſt glauben lerne. Morgen ſehen wir uns wieder. Morgen beſprechen wir alles Weitere. Nein, Siegfried," flehte ſie rührend

weiter, als er ihr wieder näher kam, „nicht jetzt, nicht heute! Geh' und beſorge, was zu beſorgen iſt — für morgen, Du weißt es und dann, dann — —"

„Noch einen Kuß, Cäcilie, nur einen, damit ich nicht alles das für einen Traum halte!" bat er.

Sie küßte ihn zärtlich. Wäre er nicht ohnehin in ihrer Nähe ſchon vollſtändig ohne eigenen Willen geweſen, ſo hätte es nur dieſes Küſſes bedurft, um ihn des letzten Reſtes von Selbſtſtändigkeit zu berauben.

Endlich ging er aber doch, um zu beſorgen, „was zu beſorgen war", und Fräulein v. Corſſen ſtand wieder allein in ihrem Salon.

Langſam breitete ſie die vollen ſchönen Arme weit aus, richtete ſich in ihrer ganzen ſtolzen Geſtalt auf und murmelte mit nach oben gerichteten Blicken wie betend: „Endlich! Endlich!"

Die Tage der ſchäbigen Schuldenmacherei, des Wechſel-Prolongirens, der unverſchämten Gläubigerbeſuche in ihrer Wohnung, die Zeiten des Drückens und Schindens ohne bares Geld, des immer Wollens und nicht Könnens, das ganze namenloſe und grenzenloſe Elend eines vornehmen Scheindaſeins war für ſie nun vorbei. Endlich, endlich war ſie angekommen im Reiche der Glücklichen, im Paradieſe des Beſitzes. Endlich durfte und konnte ſie auch *ſein*, was ſie bisher nur *ſchien*, endlich ſollte ſie die vornehme, reiche Frau, für die ſie ſich bisher ausgegeben, auch wirklich *ſein*! Endlich ſollten ihre Wünſche und Launen in Erfüllung gehen, denn ſie war reich, reich! Welch' wunderbarer, berauſchender, entzückender, und beſeligender Klang in dem Wort lag!

„Reich! Reich!" murmelte ſie wieder und ſchlug vor Vergnügen die Hände zuſammen.

Drittes Kapitel.

Am Genfer See und zwar an einer Stelle, wo er seine herrlichen, malerischen Landschaften am besten und eindrucksvollsten offenbart, nämlich in der Nähe von Montreux und nicht weit von dem romantischen Schloß Chillon lag das Pensionat der Madame Dufour. Es war ein freundliches, behäbiges Landhaus mit netten braunen Jalousien und kleinen, mit wildem Wein umwucherten Balkonen, die Fassade nach dem See gerichtet. Der dazu gehörige Garten stieg vom Seeufer sanft aufwärts bis zu einer Höhe von etwa hundert Meter über dem Seespiegel und war mit Wein und Obstbäumen reichlich bepflanzt, auch da und dort mit lauschigen Lauben versehen. Kurz, in dem Pensionat der Madame Dufour konnten es die jungen Damen, die dort zu ihrer letzten Ausbildung untergebracht waren, recht wohl aushalten, wenn ihnen nicht etwa innerer Kummer, Heimweh und Sehnsucht den Genuß der Natur verkümmerten.

Das war aber in einem wirklich rührenden Maße der Fall bei Fräulein Melanie Sander aus B. Stundenlang saß sie auf dem Balkon ihres Zimmers, schaute mit thränenverschleierten Blicken über die glitzernden Wellen des See's, auf die mit ewigem Schnee bedeckten Berggipfel, auf die freundlichen Ortschaften rings um den See, das Schloß Chillon, das sich trotzig aus seinen Wellen erhebt und mit seinen finsteren Mauern die mittelalterlichen Schauer entsetzlicher Kerker, grausiger Richtstätten, Folterwerkzeuge und andere Zeugen einer fürchterlichen Zeit umschließt. Sie hatte ja das Alles schon seit langen Jahren gesehen. Was sollte sie denn nun noch hier? Sie war ja nun erwachsen und so gut erzogen, wie man es nur wünschen konnte. Warum durfte sie denn noch immer nicht nach Hause zurückkehren?

Nach Hause! Unwillkürlich sprachen ihre Lippen diese trauten Silben aus. Wie das klang — so süß, so unendlich weich und wehmüthig. Dann sang Fräulein Melanie wieder leise: „Wenn ich ein Vöglein wär' —" wandte den Blick nach der Landstraße und wartete auf den Briefträger!

Was hatte der kleine blauäugige Blondkopf nicht schon Alles ausgetüftelt, um die Verbannung aus der Heimath — sie konnte es ja nicht anders nennen — aufheben zu lassen. Alles ohne Erfolg. Wie zärtliche, wie lange Briefe hatte sie ihrem Vater geschrieben! Sie hatte gar keine Antwort darauf erhalten. Nur ihre Mutter theilte ihr mit, daß der Vater nicht wünsche, solche lange Briefe zu erhalten, er habe weder Zeit noch Lust, sie zu lesen. Dann hatte sie ihn, um ihm ihre Liebe zu beweisen, nach einer Photographie gemalt. Nun ja, das Porträt mochte vielleicht nicht so ausgefallen sein, wie sie es wünschte, man hätte aber doch ihren guten Willen berücksichtigen können! Statt dessen ließ der Vater der Madame Dufour mittheilen, daß er nicht wünsche, daß sich seine Tochter mit solchen Bettelkünsten beschäftige. Was sollte sie denn nun noch thun? Sie hatte ihren Vater so sehr lieb, aber es schien, als wolle er nichts von ihr wissen. War sie denn nicht auch ihres Vaters Kind? Was hatte sie denn verbrochen, so von ihm verbannt zu sein?

Sie sann in letzterer Zeit ernstlich darüber nach, ob es in dieser Welt ein Verbrechen sei, ein Mädchen zu sein! Soviel war gewiß, bei S. Sander & Sohn war es eines, denn sonst hätte sie doch nicht so mit Verbannung bestraft werden können.

Sie war, abgesehen von ihrer zarten Kindheit, in ihrem Leben drei Wochen zu Hause gewesen, in fast dreizehn Jahren ganze drei Wochen! Und das war gewesen, als sie, soeben von einer Krankheit genesen, eine Luftveränderung

brauchte. Das waren Festtage für sie gewesen. Diese einundzwanzig Tage nahmen in ihrem Tagebuch mehr Raum ein, als die übrigen dreizehn Jahre! Zufällig war des Vaters Geburtstag in die Zeit gefallen. Im weißen Kleidchen mit Rosaschleifen hatte sie den Arbeitern Bier in die Arbeitssäle tragen dürfen und Cigarren. Welcher Jubel! Die Arbeiter waren im Kreis um sie herum getreten und hatten sie hochleben lassen! Noch heute gingen ihr die Augen über, wenn sie an diese Tage dachte.

Nun hatte Melanie vor einigen Tagen die Anzeige bekommen, daß Siegfried sich verlobt habe, und daß die Hochzeit auf den 22. April festgesetzt sei! Das war natürlich für sie ein Anlaß gewesen, von Neuem alle Hebel in Bewegung zu setzen, um die Erlaubniß zur Heimreise zu bekommen. Herzlich und freundlich, aber ganz kurz hatte sie ihrem Vater die Bitte vorgetragen, dem jungen Paare persönlich ihre Glückwünsche darbringen zu dürfen. Nun saß sie mit klopfendem Herzen und fiebernden Pulsen auf ihrem Balkon und wartete auf den Briefträger, auf die Antwort ihres Vaters. Und endlich kam der Briefträger. Sie sah ihn von der Landstraße in den Garten der Madame Dufour eintreten! Himmel, wie das Herz ihr pochte!

Nun hörte sie, wie unten im Hausflur die Namen der Adressaten verlesen wurden. War nichts für sie dabei? Da endlich ertönte die Stimme der Madame Dufour: „Fräulein Melanie Sander!“ Sie sprang auf und war mit wenigen Sätzen unten in der Halle. Ein Brief! Aber es war nicht die Handschrift ihres Vaters, sondern die ihrer Mutter! Sollte es wieder nichts sein? Warum schrieb der Vater nicht einmal zwei Zeilen an sein armes Kind? Doch gleichviel! Wenn es nur eine gute Nachricht war, die ihr die Mutter sandte. Zitternd erbrach Melanie das Schreiben und las:

„Mein liebes Kind!

Wir haben Deinen Brief vom 27. März wohl erhalten, und wenn ich erſt heute in der Lage bin, Dir eine Antwort darauf zu ertheilen, ſo liegt das daran, daß, wie Du ja auch ſattſam wiſſen dürfteſt, Frauen und Mädchen im Hauſe von Siegfried Sander & Sohn nun einmal nichts zu ſagen haben. Du leideſt unter dieſem Umſtand nicht mehr als ich ſelbſt, mein gutes Kind, aber wir müſſen mit Geduld tragen, was uns beſchieden iſt. Um ſo mehr freue ich mich, Dir wenigſtens inſofern eine gute Nachricht geben zu können, als Dein Vater auf meine ernſten Vorſtellungen endlich doch eingewilligt hat, Deine Heimreiſe zu geſtatten."

In der Freude ihres Herzens jubelte Melanie laut auf und umarmte in Ermangelung eines paſſenden Gegenſtandes ihre alte Lehrerin, die klapperdürre Mademoiſelle Verdois mit der Schnupftabaksnaſe. Erſt dann fuhr ſie in der Lektüre ihres Briefes fort:

„Jedoch nur für kurze Zeit. Soviel ich aus den Andeutungen Deines Vaters entnommen habe, ſollſt Du im Sommer nach Brighton in England, angeblich zu Deiner ferneren Ausbildung, in Wirklichkeit aber, um dort mit dem jungen Herrn Fowler aus London, von Fowler Smith & Comp., bekannt zu werden. Das iſt ein Geſchäftsfreund von S. S. & S., und ich fürchte faſt, daß ſchon Beſtimmungen und Abmachungen getroffen worden ſind, die über Deine Zukunft entſcheiden."

Melanie wurde etwas bläſſer, und ihr Athem ging ſchwer, während ſie weiterlas:

„Aber ſei nur ohne Sorge, mein liebes Kind, denn ich will hoffen, daß wir dabei denn doch auch noch ein Wörtchen mitzureden haben.

Du haſt mich in Deinem letzten Brief gebeten, Dir etwas über Deine zukünftige Schwägerin mitzutheilen,

und ich will das hier thun, soweit das eben brieflich möglich ist. Du wirst dabei die Hauptsache zwischen den Zeilen lesen müssen: Cäcilie v. Corssen wird kaum ein Jahr älter sein, als Du. Sie ist eine sehr schöne, aber auch sehr stolze Erscheinung und nach meiner Meinung eine anspruchsvolle, sehr schwer zu befriedigende Dame. Denke Dir, sie hat nicht eher geruht, als bis Siegfried die prächtige Haustein'sche Villa, die in der Nähe der Fabrik steht, gekauft hat. Sie erklärte rund heraus, nicht in unser Haus ziehen zu wollen, das ihr nicht fein und nobel genug ist. Und dabei stehen doch ihre Mittel in gerade umgedrehtem Verhältniß zu ihren Ansprüchen. Herr v. Corssen soll sogar sehr verschuldet sein. Aber Dein Vater sagte, das ginge uns nichts an! Mein Gott, ich muß mich dabei eben beruhigen und zusehen, wie ich mit den unglücklichen Ahnungen bezüglich dieser Heirath fertig werde. Nach meinen Wünschen ist sie durchaus nicht.

Im Uebrigen ist es mir sogar lieb, daß meine zukünftige Schwiegertochter nicht in unser Haus ziehen will. Ich habe das Gefühl, daß unsere ruhigen, verständig und zweckmäßig eingerichteten Bürgerverhältnisse leiden würden, wenn Cäcilie, der ich gerade die entgegengesetzten Eigenschaften zutraue, zu uns kommen würde. Unser altes, gemüthliches Haus würde aber ungemüthlich, ja unglücklich aussehen, wenn sie auch nur vier Wochen schalten und walten dürfte, wie sie wollte. Gott gebe, daß ich mich in meinen Ahnungen täusche, und daß Siegfried, der darüber natürlich eine ganz andere Meinung hat, Recht behält. Er entschuldigt alle diese Extravaganzen mit der modernen Geschmacksrichtung seiner Braut! Nun, meinethalben! Mir aber sollen diese kostspieligen Prätensionen und genußsüchtigen Verschwendungen nicht die Ruhe rauben.

Ich will Dich indessen mit meinen bangen Befürch-

tungen nicht weiter ängstigen. Du wirst ja nun Alles bald selbst sehen und kannst Dir dann Deine eigene Meinung bilden. Komm also rasch, mein liebes Kind, damit Du noch rechtzeitig zu den Festlichkeiten, die sehr großartig ausfallen sollen, eintriffst.

Inzwischen grüßt und küßt Dich auf's Herzlichste

Deine Mutter."

Nun kamen die Nachschriften. Wie alle Frauen, hatte auch Frau Sander die Eigenthümlichkeit, das Wichtigste im Briefe zu vergessen und dann in Nachschriften anzufügen. Die erste derselben lautete:

„NB. Einen Wechsel auf Genf, den mir Dein Vater zur Deckung Deiner Reisekosten übergeben, lege ich hier bei."

Nachdem sich nun das Mutterherz in dieser Weise erleichtert, war ihm das Allerwichtigste, wenn auch Unscheinbarste, eingefallen und in einem zweiten Notabene, ganz am Ende des Papiers, die letzten Worte natürlich wegen Platzmangel quer geschrieben, hieß es:

„Denke Dir, mein liebes Kind, gestern war der alte Janssen aus der Fabrik bei mir und brachte mir die ersten Veilchen, die in unserem Garten gewachsen sind. Er konnte sich auf Dich noch sehr gut besinnen, wie Du vor fünf Jahren den Leuten Bier in die Säle getragen hast. Der gute Alte meint es sehr gut mit Dir und wünscht Dir Glück und Segen und ewiges Wohlergehen. Er erzählte mir ganz stolz, daß sein Sohn Georg jetzt zum Einkäufer bei S. S. & S. avancirt sei. Nun, ich kann den jungen Mann gut leiden und sehe ihn häufig. Ich will wünschen, daß es ihm noch einmal gut gehen mag.

Nochmals grüßt und küßt Dich Deine Mutter

Johanna."

Nun besah Fräulein Melanie auch den Wechsel. Er war von einer fremden Handschrift ausgefüllt, nur an der eigenthümlichen Schnörkelhaftigkeit der Unterschrift erkannte

Digitized by Google

sie die Hand ihres Vaters. Sie drückte rasch einen Kuß darauf. Eine hastende Unruhe und verlegene Geschäftigkeit war mit der Lektüre dieses Briefes über die junge Dame gekommen. Neuigkeiten von Hause waren für sie von jeher die interessantesten Dinge, die es auf der Welt geben konnte, und nun kamen auf einmal eine solche Menge und so aufregende! Sie sprang im Hause hin und her, lachte und rief laut nach allerhand Dingen und Personen, blieb plötzlich wieder träumerisch stehen, schaute zum Fenster hinaus, ohne auch nur das Geringste wahrzunehmen.

Was würde sie Alles zu Hause erwarten? Sie freute sich, war neugierig und furchtsam zugleich. Sie nahm sich natürlich nicht erst die Zeit, ihren Wechsel in Genf einzukassiren, sondern verkaufte ihn mit einer kleinen Einbuße an Madame Dufour, die ihn gelegentlich einkassiren wollte. Noch am gleichen Abend fuhr Melanie mit dem Nachtzuge von Montreux ab, direkt nach B.

Viertes Kapitel.

So überraschend die Verlobung seiner Tochter dem Herrn Oberamtsrichter v. Corssen angeblich kam, und so kurz die Zeit von dieser bis zur Hochzeit war, so wollte er nichtsdestoweniger diese Feierlichkeit so glänzend und prächtig herrichten, wie das seiner Stellung, seiner Würde und seiner Noblesse entsprach. Die Andeutungen, die Konsul Sander in dieser Beziehung machte, namentlich die Befürchtung, daß Herr v. Corssen sich über seine Kräfte bei diesen Veranstaltungen engagiren könne, wies der Oberamtsrichter stolz und unnahbar zurück mit der Bemerkung, daß das lediglich seine Sache sei, daß er noch immer der Mann sei, der seine Angelegenheiten ohne fremde Hilfe und ohne fremden Einfluß ordne. Was konnte man dagegen machen? Gewiß war dieser Pomp, diese unzähligen Einladungen,

Digitized by Google

die öffentlichen Auffahrten, das große Feuerwerk in der neu möblirten Hauſtein'ſchen Villa und beſonders die über alle Maßen koſtbaren Toiletten der jungen Braut nicht nach dem beſcheidenen und verſtändigen Geſchmack Sander's. Der ruhige und klar überlegende Geſchäftsmann fragte ſich vergeblich, was dieſe Ausgaben denn alle für einen Zweck haben könnten? Denn das koſtete Alles tolle Summen! Da die Feierlichkeiten in der Nähe ſeiner Fabrik, ſozuſagen unter den Augen ſeiner Arbeiter, vor ſich gingen, unter denen, wie er wohl wußte, Manche waren, welchen ſolcher Luxus Gelegenheit zu üblen Bemerkungen geben würde, ſo war es ihm durchaus nicht angenehm, daß Herr v. Corſſen ſolchen Aufwand machte, aber er konnte es nicht ändern.

In Wahrheit verhielt ſich die Sache folgendermaßen: Die Gläubiger des Herrn v. Corſſen, müde des endloſen Hinhaltens und Vertröſtens, waren ſchwierig, unverſchämt und grob geworden. Herr v. Corſſen brauchte zur Auffriſchung ſeines Kredits wieder eine beſondere Demonſtration. Seine geſellſchaftliche Stellung ſollte wieder neues Blut und Leben erhalten durch ſeine Verbindung mit der alten reichen Kaufmannsfirma, und deshalb konnte dieſe Verbindung nicht demonſtrativ genug ausfallen. Stadt und Land ſollten es wiſſen, wenn ſeine Tochter die Verbindung mit S. S. & S. einging. Was er bei dieſer Gelegenheit ſchuldig blieb, denn zum Bezahlen hatte er ja ſo gut wie nichts, war ihm gleichgiltig. Das würde, wie er ſich vorredete, der Konſul ſchon zeitig genug erfahren. Einſtweilen half er ſich mit dem Ausſtellen von Wechſeln und Schuldverſchreibungen. . . .

Es war ein wunderſchöner Frühlingsabend, eine außergewöhnlich warme, würzige Nacht, als das Feuerwerk in der Villa Hauſtein, die man in „Villa Cäcilie" umgetauft hatte, abgebrannt wurde. Die Sander'ſche Fabrik war zwei Stunden früher geſchloſſen worden, um den Arbeitern

zu ermöglichen, sich das Feuerwerk anzusehen. An dem Parkgitter standen nun auch richtig Hunderte von Frauen, Kindern und Männern, die, wie man zu sagen pflegt, Mund und Nase aufsperrten ob der nie gesehenen Dinge, die sich da vor ihren Augen abspielten.

Am dichtesten standen sie an dem großen Thor, das den Haupteingang in den Park der Villa bildete, um die Auffahrt der Gäste zu beobachten. Die Diener, die mit Fackeln hin und her liefen, hatten zu thun, um nur Platz für die Wagen frei zu halten.

„Und wer kommt hier, Robert?" fragte eine behäbige alte Frau ihren neben ihr stehenden Mann, „wer sind die Herren in der vierspännigen Kutsche mit den großen goldenen Ketten um den Hals? Wer ist das, Alter?"

„Das ist die Senatsdeputation!" antwortete der Mann.

Gleich darauf dröhnten Böllerschüsse durch den Park, und Raketen prasselten auf, unter deren weithinstrahlendem Licht das neuvermählte Paar seinen Einzug hielt. Unter den Zuschauern drängte und stieß man sich, ein lautes „Ah!" ging durch ihre Reihen, überall reckten sich die Gestalten in die Höhe, stiegen auf Bäume und Bänke, nur um all' die Pracht der stolzen, schönen jungen Frau Sander zu sehen, die ruhig lächelnd, vornehm, in all' ihrem Staat kalt neben ihrem jungen Gatten saß, der auffallend blaß aussah.

Der Wagen war vorbei.

„Natürlich," äußerte ein junger, rothhaariger Mann, mit finsteren Zügen und eigenthümlich mürrischer, polternder Stimme, „wenn wir uns verheirathen, da gibt's keine Senatsdeputation, keine feierlichen Auffahrten und kein Feuerwerk. Nichts gibt es, als die dringende Ermahnung, gut und brav zu sein. Wer ermahnt denn die?"

„Halt's Maul, Peter!" rief der alte Mann gutmüthig beschwichtigend.

„Nun, habe ich etwa Unrecht, Janſſen?“ fragte der junge Mann zurück. „Wenn ich Unrecht habe, ſo weiſt mich doch zurecht. Das iſt Eure Pflicht, Janſſen, dazu ſeid Ihr Inſpektor.“

„Nun,“ rief der alte Janſſen noch immer gutmüthig, „wer hindert Euch denn, Feuerwerk abzubrennen, Senatsdeputationen zu empfangen und ſo weiter? Verdient Euch nur das nöthige Geld dazu, wie das Andere auch thun müſſen, dann wird kein Menſch etwas dagegen haben. Im Gegentheil!“

„Nun freilich! Von unſeren dreiundzwanzig Mark die Woche!“

„Andere haben auch klein angefangen, Peter Hagen.“

„Jawohl, Herr Inſpektor, aber aus nichts wird nichts. Uns erzählen ſie, daß die Zeiten ſchlecht ſind, und daß es nichts zu verdienen gibt, und ſie machen Feuerwerk und große Gelage! Das kennen wir ſchon.“

Die Stimme des Peter Hagen hatte einen eigenthümlich aufreizenden, rollenden Klang. Wie ein langverhaltener, innerlich wüthender Groll tönte es aus ihm heraus, wenngleich er ſich jetzt offenbar noch mäßigte.

„Das kennen Sie ſchon, Hagen?“ fragte jetzt der Inſpektor Janſſen ernſter zurück. „Ich kenne Sie auch ſchon, Hagen. Nehmen Sie ſich in Acht. Wenn Sie ſo klug ſind, wie Sie ſagen, und das Alles ſchon kennen, warum helfen Sie ſich denn dann nicht ſelbſt, ſo gut Sie können? Warum ſchimpfen Sie immer blos auf andere Leute und thun doch nichts zur Verbeſſerung Ihrer ſchlechten Lage? Ich weiß es wohl, Sie haben einen kranken Vater zu ernähren. Aber wer Ihnen dabei am beſten hilft, das brauche ich Ihnen nicht zu ſagen. Und zum Dank ſchimpfen Sie nun auf dieſe Leute, blos weil ſie reich ſind. — Hagen, ich meine es gut. Sie wiſſen es. Seien Sie vorſichtig. Sie ſind nun einmal ſo veranlagt, daß Sie eher das Unglück,

als das Glück der Leute heraufbeschwören. Ich rathe Ihnen, seien Sie vorsichtig!"

Es schien nicht, als wenn Peter Hagen von der Aufrichtigkeit dieser Worte überzeugt gewesen wäre. Er zuckte die Achseln und vermuthete, daß er die regelmäßigen Unterstützungen, die er von Sander & Sohn erhielt, weniger seinem kranken Vater zu verdanken habe, als vielmehr dem Umstand, daß er einen großen Anhang unter den jüngeren Arbeitern hatte. Er vermuthete, daß man ihm diese monatlichen Geldspenden mache, weil man Angst vor seiner Zunge habe. Aber er sagte davon natürlich nichts.

„Und wer ist das, Robert?" fragte Frau Janssen wieder. „Ach, wie schön, sieh nur! Die junge Dame dort. Wer ist das, Robert?"

„Welche denn?"

„Die dort mit den schönen blonden Haaren, in dem hellblauen Seidenkleid."

„Die da? Wahrhaftig, das ist unser gnädiges Fräulein. Ihr Leute, aufgepaßt, hier kommt unser gnädiges Fräulein, wißt ihr, die vor fünf Jahren zum Geburtstag des Herrn Konsuls Bier und Cigarren unter die Arbeiter auf der Fabrik austheilte. Die Blaue dort ist's. Unser gnädiges Fräulein lebe hoch! Fräulein Melanie Sander lebe hoch!" brüllte der alte Janssen in die Menge hinein, und mit einer Aufregung, die Alle mit fortriß. Volltönig und weithin schallend ertönte das dreimalige Hoch aus Hunderten von jungen und alten Kehlen durch den Park, so daß selbst viele der geladenen Gäste eilig herzu liefen, um zu sehen, wer sich einer so lebhaften Begrüßung von Seiten der Arbeiter zu erfreuen habe. Schnell und freudig überrascht hatte sich Melanie im Wagen erhoben. „Janssen!" rief sie mit ihrer ganzen jugendlichen Lebhaftigkeit, „Vater Janssen! Wie geht's? Morgen komme ich nach der Fabrik. Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen, Vater Janssen."

Dann war der Wagen vorbei. Andere folgten, aber die Zuschauer nahmen keine Veranlassung mehr zu weiteren Zurufen, nicht einmal der alte Konsul Sander, der mit Herrn v. Corssen zusammen in einem Wagen fuhr, konnte sich eines Hochs rühmen, wenn er auch, wie natürlich, unter seinen Arbeitern eine lebhafte Aufregung und Neugier verursachte. Dann wurde das Feuerwerk abgebrannt, das die Leute bis spät in die Nacht hinein unterhielt.

Es war selten ein so prächtiges und großartiges in B. gesehen worden. Man nannte die fabelhaftesten Summen, die es gekostet haben sollte, und viele der Zuschauer rechneten aus, wie viel Elend für das Geld hätte gelindert werden können, was da so in die Luft verpafft wurde. Auch konnte ein aufmerksamer Beobachter leicht bemerken, daß die entfaltete Pracht und Verschwendung unter den Arbeitern eine unleugbare Erbitterung verursachte. Der Unterschied der Stände machte sich, da der Anlaß nun leider doch einmal gegeben war, nothwendigerweise bemerklich. Man sah in der hellerleuchteten Villa die Diener hin und hergehen, man roch sogar die Speisen, die aufgetragen wurden, man hörte die Musik, die lustige Weisen aufspielte, und nach und nach verlor sich die Menge in ihre kleinen, engen Häuschen, in ihre dürftigen Wohnungen und setzte sich an die kärglichen Tische — ohne Musik, natürlich, Jeder mit seinen eigenen, oft nicht besonders gescheidten Gedanken über die Ungleichheit der Menschen und der Dinge in dieser Welt.

Etwas später, als die Uebrigen, weil er noch einmal unterwegs im „goldenen Hut" eingekehrt war, kam auch Peter Hagen nach Hause. Es war schon fast Mitternacht. Sein Vater und seine Schwester waren schon im Bett, nur seine Mutter war noch wach, um ihm die Hausthür zu öffnen. Sie schien unwillig darüber zu sein, daß ihr Sohn sie, als alte Frau, so lange habe warten lassen und

ſie ſomit um ihre Nachtruhe gebracht habe. Brummend und halb verſchlafen ſetzte die alte Frau ihrem Sohn ſein Abendeſſen — grünen Salat und friſche Wurſt — vor. Ein ganz gutes Eſſen, aber Peter Hagen mochte in der Erinnerung an die gerochenen Genüſſe in der Villa Cäcilie doch nicht damit zufrieden ſein oder auch infolge des Trinkens unterswegs keinen rechten Hunger haben. Mißlaunig ſuchte und ſtocherte er mit der Gabel in dem Salat herum.

„Salat!“ ſagte er verächtlich und ſchob die Schüſſel zurück.

„Nun?“ erwiederte ſeine Mutter mit ziemlicher Redegewandtheit, „iſt das nicht ein gutes Eſſen? Komm' mir nur, Du Herumtreiber! Ich weiß ſchon, was Du willſt. Wein und Braten möchteſt Du, nicht wahr?“

Peter Hagen verzog den Mund verächtlich und ſagte breit und grob: „Salat iſt Kuhfutter!“

„Kuhfutter?“ rief die Mutter lebhaft und empört aus, „nun hört mir Einer an! Für Deine ſechs Mark Koſtgeld wöchentlich ſoll ich wohl alle Tage Beefſteak braten? Weiter fehlte nichts! Du wirſt wohl auch eſſen können, was wir eſſen. Was für uns gut iſt, iſt auch für Dich gut. Aber ich weiß ſchon, Du biſt ſo ein Krakehler, der mit nichts zufrieden iſt. Wahrhaftig, ich glaube, wenn ſie Dich heute Abend zur Hochzeit eingeladen hätten, Du wärſt auch nicht zufrieden geweſen. Dir iſt nichts, rein gar nichts recht in der Welt. Schon als Kind haſt Du geſchimpft, daß Du ſechsmal in die Schule mußteſt in der Woche und nur einen Sonntag hatteſt. Ich kenne Dich wohl. Wenn es nach Dir ginge, müßten wir ſechs Sonntage und nur einen Wochentag haben. Aber mir kommſt Du nicht! Das ſage ich Dir. Kuhfutter! Du biſt ein verwöhnter Burſche! Du weißt nicht, was Noth und Hunger iſt. Wenn's nur die Franzoſen in Rußland gehabt hätten, alle Finger hätten ſie darnach geleckt!“

Das ging noch eine Viertelstunde so weiter. Das wußte Peter Hagen wohl, gegen seine Mutter kam er in dieser Beziehung nicht auf. So lange seine Mutter wach war, könne ein Anderer im Hause nicht zu Worte kommen. Aber es war ihm auch gar nicht darum zu thun, sich mit seiner Mutter zu streiten. Er dachte vielmehr ernstlich über sein Verhältniß zu Sander & Sohn nach. Er erhielt monatlich zwanzig Mark „Unterstützung" von der Firma, weil, wie man ihm sagte, sein Vater sich nicht selbst ernähren könne wegen seines Rheumatismus, der ihm die Hände krumm gezogen hatte. Aber auch das wußte Peter Hagen besser. Er war davon überzeugt, daß man ihm diese Unterstützung nicht aus Mitleid, sondern aus Angst gab. Er war seiner Mutter Sohn. Sein Mundwerk war von einer Geläufigkeit, die wohl Angst machen konnte, aber er machte von dieser, schließlich ja noch nicht schlimmen Anlage einen Gebrauch, der früher oder später ihn und Andere leicht in Ungelegenheiten bringen konnte. Nun waren zwanzig Mark monatlich für einen kranken Vater nach seiner Meinung sehr wenig. Daß sein Vater außerdem die gesetzlichen Kranken- und Invaliditätsgelder bekam, ging ja Sander & Sohn nichts an. Der Vater war im Dienste der Firma alt und krank geworden, also hatte diese die Pflicht, ihn zu erhalten. Um mehr Unterstützung zu bekommen, glaubte er, daß es rathsam sei, den Mund noch weiter aufzureißen, die Zunge noch spitzer unter seinem Anhang zu rühren, seine ganze Kraft in dieser Hinsicht zu zeigen, so viel Angst zu machen, als ihm möglich war. Je größer sein Einfluß hier, je mehr konnte er dort herausdrücken. Das war seine Meinung. Er sagte davon natürlich kein Wort, auch seinen Kollegen, selbst seinem Vater nicht. Aber er suchte von diesem Tage ab unablässig Gelegenheit, sich in diesem Sinne zu bethätigen.

Fünftes Kapitel.

Wer den Konsul Sander nur in seiner Eigenschaft als Großkaufmann, nur dem Rufe nach kannte, machte sich leicht insofern eine falsche Vorstellung von ihm, als er ihn für einen sogenannten „Großen Herrn" hielt. Das war er ganz und gar nicht. Als treffendes Charakteristikum für ihn konnte gelten, daß er seit acht Jahren ein und denselben Winterüberzieher trug. Er gab ganz und gar nichts auf Aeußerlichkeiten, der innere Kern, das Wesen der Sache war ihm von jeher maßgebend gewesen. Er war somit ein direkter Gegensatz zu Herrn v. Corssen, der nichts auf das Innere und Alles auf das Aeußere gab, und von dem Sander einmal äußerte, als man ihm den Aufwand und die glänzende Einrichtung des Herrn v. Corssen vorrühmte: „Er hat's auch nöthig!"

Sander wollte damit sagen, daß sonst an dem Manne nichts sei, und er deshalb nöthig habe, wenigstens äußerlich zu versuchen, etwas aus sich zu machen. Für innere Schwächen, die man mit allerhand Tand und oft sogar unpraktischen Zierrathen zu bemänteln suchte, hatte Konsul Sander ein sehr scharfes Auge und gelegentlich auch eine scharfe Zunge. Unnützer Aufwand, unnützer Staat waren für ihn immer Zeichen inneren Zerfalls, verminderter Vertrauenswürdigkeit der betreffenden Persönlichkeit. Nun mußte er erleben, daß sein eigener Sohn, noch mehr, der Sohn der Firma S. S. & S. seit seiner Verheirathung immer mehr und mehr Zeichen jenes inneren Zerfalls gab. Was sollte das werden? Der Sohn von Siegfried Sander & Sohn, der zukünftige Besitzer aller S. S. & S., ein Lebemann und Modegeck? Ein Mensch der nicht weiß, wo der Schwerpunkt der kaufmännischen Existenz liegt! Ein Mensch, der sich eine Villa kauft und allerhand kostspielige

Dummheiten anſchafft, nur — es war unglaublich — um einer Frau, ſeiner Frau zu gefallen!

Wenn das ein anderer Sterblicher that, ſo konnte das für eine momentane Schwäche gelten, für eine der vielen Lächerlichkeiten, denen ſich die Menſchen hingeben, wenn ſie von dem merkwürdigen Fieber befallen werden, das ſie Liebe nennen. Wenn das aber dem Erben von Siegfried Sander & Sohn paſſirte, ſo ſtand das Wohl und Wehe der Firma, die Tradition der Familie Sander, die Exiſtenz aller S. S. & S., kurz, die ganze Welt auf dem Spiele!

Konſul Sander ging nachdenklich und faſt ſchwermüthig in ſeinem Privatkomptoir auf und ab. Ueber ſein ſonſt ſo ruhiges Geſicht zogen ſich jetzt dunkle Falten, und ſeine Athemzüge wurden in letzterer Zeit häufig und unwillkürlich zu Seufzern.

In einen Seſſel geſchmiegt, ſcheinbar in einem Buche leſend, in Wirklichkeit aber ihn ſcharf und faſt ängſtlich beobachtend, ſaß ſeine Tochter Melanie. Sie wagte ſich nicht zu rühren. Er hätte ſie ſonſt auf der Stelle fortgeſchickt. Und ihr ganzes Glück beſtand darin, um ihren Vater ſein zu dürfen, ihn zu ſehen, kleine Handreichungen zu leiſten und an ſeinem Arm über die Straße gehen zu dürfen, wozu ſich leider nur äußerſt ſelten Gelegenheit bot.

Melanie wußte ſehr wohl, daß ſie für S. S. & S. von abſoluter Bedeutungsloſigkeit war und infolge deſſen auch für ihren Vater weniger Intereſſe hatte, als das große ſchweinslederne Buch, in dem er eben noch vorſichtig und ſauber einige Zahlen und Zeilen eingetragen hatte.

Aber ſie war doch nun einmal da. Womit hatte ſie es denn verdient, daß ihr Vater, den ſie ſo ſehr liebte, es nicht der Mühe werth hielt, ſie auch nur anzuſehen? Sie ſollte richtig wieder fort, nach Brighton. Weiter fehlte nichts! Wie ein Mäuschen wollte ſie ſich in irgend eine Ecke drücken, damit Niemand ſie gewahr würde, wenn ſie

nur nicht wieder fort mußte. Als aber jetzt der Kopf ihres Vaters immer weiter auf die Bruſt herabſank, als die Furchen ſeiner Stirn immer tiefer wurden, konnte ſie ſich nicht mehr halten, und mit ihrer ſanften, bittenden Stimme rief ſie leiſe: „Papa!"

So ſympathiſch nun ihre Stimme auch war, ſo unwirſch, faſt zornig fuhr doch ihr Vater bei deren Klang auf.

„Biſt Du noch immer hier? Hier iſt kein Platz für Frauenzimmer. Geh, geh zu Deiner Mutter!"

Das war der alte Jammer! Er konnte ſie nun einmal nicht leiden. Sie hätte weinen mögen, aber dadurch wäre es nur noch ſchlimmer geworden. Nur einmal hätte ſie mit ihrer weißen Kinderhand über die dunkeln, heimtückiſchen Falten auf ſeiner Stirn fahren mögen, um zu probiren, ob ſie keine Kraft hätte, ſie zu glätten. Sie wagte es nicht. Sie ſtand langſam auf, faßte ſchüchtern ſeine Hand und küßte ſie. Dann ſah ſie bittend zu ihm auf. Ihre Augen ſchienen zu ſagen: „Kann ich Dir denn nichts, gar nichts ſein?"

„Geh, geh mein Kind," ſagte er etwas milder, aber doch immer noch haſtig, unwillig, als ob ſie ihm im Wege geweſen wäre.

Sie ging langſam zur Thüre.

„Schicke mir Siegfried her. Du wirſt ihn in ſeinem Komptoir drüben finden!" rief ihr der Konſul noch nach.

Froh, wenigſtens dieſen Auftrag ausrichten zu können, eilte Melanie von dannen. Aber ſie fand ihren Bruder in ſeinem Komptoir nicht vor. Rathlos und ſuchend trat ſie wieder heraus in das Bureau der Komptoiriſten, aber auch hier ſah ſie ihn nicht. Ein junger, etwa ſechs- bis achtundzwanzigjähriger Mann, der an ſeinem Platz gearbeitet hatte, trat raſch und höflich auf ſie zu und fragte: „Suchen Sie etwas, gnädiges Fräulein? Haben Sie etwas zu befehlen?"

Sie sah ihn flüchtig an. Es war ein hübscher, frischer junger Mann mit lebhaften, klugen Augen und dunklem Schnurrbart.

„Ach, Herr Janssen!" rief sie etwas erröthend.

„Zu dienen, gnädiges Fräulein. Kennen Sie mich noch?"

„Ei, wie sollte ich denn nicht? Natürlich. Ich besinne mich noch ganz genau, wie —"

Sie brach plötzlich ab, senkte den Blick und fuhr erst nach einer kleinen verlegenen Pause wieder fort: „Haben Sie nicht meinen Bruder gesehen? Der Vater will mit meinem Bruder reden."

„Herr Sander ist noch nicht da. Indessen, er muß jeden Augenblick kommen."

„Gut. Ich will's dem Vater sagen. Guten Morgen, Herr Janssen."

„Guten Morgen, gnädiges Fräulein."

Fräulein Melanie trippelte nach dem Komptoir ihres Vaters zurück.

„Papa, Siegfried ist noch nicht da."

Sander sah hastig nach der Uhr. Es war fast elf Uhr.

„Noch nicht da?" fuhr er hastig auf. „Ja, was soll denn das heißen? Es ist ja bald Mittag."

„Herr Janssen meinte, er müßte sogleich kommen," warf Melanie schüchtern ein.

Er sah sie flüchtig, aber scharf prüfend an.

„Herr Janssen? Was hast Du mit Herrn Janssen zu thun?" fragte er zornig. Er war offenbar unwillig und wartete ihre Antwort nicht ab, sondern fuhr streng und rauh fort: „Ich will nicht, daß Du hier im Komptoir mit den Leuten sprichst oder überhaupt hier anwesend bist. Merke Dir das. Jetzt geh zu Deiner Mutter. Du hast hier gar nichts zu suchen."

Melanie war über seine Heftigkeit erschrocken und fragte

ſich vergeblich, was ſie denn nun ſchon wieder verſehen habe.

„Papa —" ſagte ſie in ihrer Unſchuld.

„Ich will ſolche Dummheiten nicht, hörſt Du?" unterbrach er ſie, immer heftiger werdend. „Weiter fehlte mir nichts, als ſolche einfältige Scharwenzeleien. Jetzt geh endlich!"

Es war, als ob ihr jetzt ein Gedanke darüber käme, was ihr Vater meinte. Sie wurde über und über roth und ging raſch davon.

Wenige Minuten ſpäter trat ihr Bruder in das Komptoir ſeines Vaters ein. Sander junior machte einen friſchen, luſtigen, etwas erregten Eindruck. Er hatte dieſen Morgen mit ſeiner Frau auswärts gefrühſtückt, und das war immer ſehr fidel. Dann hatten ſie zuſammen einige Läden beſucht und Kleinigkeiten eingekauft. Daß unter dieſen Kleinigkeiten auch eine Korallenſchnur für hundertundfünfzig Mark geweſen war, trübte ſeine Heiterkeit nicht. Seine Frau verſtand ſich auf derlei Dinge ſehr gut, und er durfte ihr mit minderwerthigen Korallen oder gar Imitationen nicht kommen. Dafür war ſeine Frau auch ſehr liebenswürdig geweſen, und die Korallen, wie ſie verſicherte, ſo billig, daß man ſie als halb geſchenkt anſehen konnte.

„Guten Morgen, Papa," rief er aufgeräumt. „Du haſt mich ſprechen wollen?" Dabei bot er nach Art der modernen Stutzer ſeinem Vater die Hand — von oben nach unten — zum Gruße. Der Konſul ſah, daß ſein Sohn einen neuen Brillantring mit einem ziemlich großen, alſo auch ſehr theuren Stein am Finger trug.

„Guten Morgen," erwiederte er ruhig und kalt. „Kommſt Du immer ſo ſpät in's Bureau?"

„Mein Gott, ich war mit Cäcilie aus, Papa. Soll ich mich ihr nicht einmal ein paar Stunden widmen dürfen? Sie will doch auch hin und wieder ausgehen."

Sein Vater ſtrich ſich etwas müde über die Stirn. „Setze Dich," ſagte er dann in ſeiner einfachen, gelaſſenen Weiſe. „Ich kenne, ſo lange ich lebe, nur eine Beredtſamkeit, nur eine Beweiskraft: das ſind die Zahlen. Alles Andere iſt Unſinn. Auch was Du eben ſagſt."

„Vater —"

„Sei ſtill! Ich habe hier Dein Privatkonto zuſammengeſtellt —"

„Aber Papa, daß das jetzt ein biſſel mehr koſtet, das iſt doch durch die Verhältniſſe gerechtfertigt und genügend erklärt. Ich habe —"

„Sei ſtill, ſage ich! Ich habe Dich nicht rufen laſſen, damit Du mir etwas erzählſt, ſondern damit ich Dir etwas ſage. Höre alſo zu. Mir erzählen die Zahlen Deines Privatkontos lange, traurige Geſchichten, Siegfried; Du biſt nicht nur mein Sohn, ſondern Du biſt auch — wenigſtens vorläufig noch — mein Geſchäftstheilhaber! Ich habe alſo die doppelte Pflicht, Dir zu ſagen, was mir die Zahlen Deines Kontos erzählen und prophezeien!"

„Nun —"

„Du haſt in den letzten zehn Wochen, ſeit Du einen eigenen Hausſtand führſt, eine Kleinigkeit — nicht einmal hundert Mark weniger ausgegeben, als ich für meine Haushaltung in den letzten zehn Jahren!"

Sander junior ſtand erregt und ärgerlich auf. Er war nun nicht gerade der Mann, der ſich in ſolch' trockener, ſcheinbar überlegener Weiſe, wie man zu ſagen pflegt, die Leviten leſen ließ. Seine Frau hatte ſich ſogar ſchon darüber luſtig gemacht, in welch' lächerlicher Abhängigkeit er von ſeinem Vater ſtünde. Er war doch ſchließlich kein Schulbube mehr, der auf Schritt und Tritt Rechenſchaft abzulegen verpflichtet war. Er gab doch nur ſein Geld aus. Deshalb ſchrieb man es ja doch auf ein beſonderes Privatkonto.

„So wie Du das ſagſt, Vater," erwiederte er, „klingt das nun freilich ſehr ſchlimm, und ich vermuthe auch, welche Prophezeiungen und Berechnungen an dieſe Thatſache, die ich gar nicht beſtreiten will, geknüpft werden ſollen. Wenn man aber bedenkt, daß Du Dir die Repräſentation der Firma niemals haſt beſonders angelegen ſein laſſen, ſie ſogar meines Erachtens vernachläſſigt haſt, wenn man ferner bedenkt, daß ich die Hauſtein'ſche Villa gekauft habe, die doch alſo mein Beſitz iſt und die ich wieder verkaufen kann, wenn ich will, und beſonders, wenn man bedenkt, daß ich doch in einer anderen Zeit aufgewachſen bin, als Du, in einer Zeit, die eben an die perſönliche Repräſentation mehr Anſprüche macht, denen ich mich nicht in gleicher Weiſe wie Du entziehen kann, ſo wird die Sache, wie Du ſelbſt einräumen wirſt, ſehr erklärlich."

Nüchtern und nachdenklich beobachtete ihn ſein Vater.

„Erklärlich iſt Alles!" ſagte er kurz.

„Nun, dann wirſt Du mir auch darin beiſtimmen, daß eine allzu ſtrenge Kritik gerade in dieſen zehn Wochen, in denen ich meinen Hausſtand begründet habe, nicht am Platze iſt."

„Ich kritiſire ja gar nicht, ſondern Du! Du ſagſt, ich vernachläſſige die Repräſentation der Firma!"

Er wies mit der Hand nach dem großen Kaſſenſchrank, der im Zimmer ſtand.

„Dort ſteht meine Repräſentation, und die habe ich niemals im Leben auch nur eine Stunde lang vernachläſſigt."

„Man hat doch heutzutage gewiſſe geſellſchaftliche Verpflichtungen, Papa."

„Verpflichtungen zu unnöthigen Geldausgaben haben nur Narren. Aber laſſen wir das. Kommen wir auf Dein Konto zurück. Da ſteht ein Poſten von dreitauſend Mark für einen Wechſel, den Dein Schwiegervater aus-

gestellt und den Du girirt hast. Er ist denn auch richtig bei uns einkassirt worden."

„Nun ja, Herr v. Corssen hat mir auf das Bestimmteste versichert, daß er zur richtigen Zeit die Valuta schaffen würde."

„Weißt Du, was mir diese vier Ziffern erzählen?"

„Es ist ein Gefälligkeitsgiro, Papa. Herr v. Corssen wird mir die dreitausend Mark bei erster Gelegenheit zurückerstatten."

„Sie erzählen mir," fuhr der Konsul, unbekümmert um die Zwischenrede fort, „daß mein Geschäftstheilhaber unter Einflüsse gerathen ist, die ihn unfähig machen, an der Spitze eines großen Geschäftes zu stehen —"

„Vater!"

„— daß er thöricht genug ist, sich von leichtfertigen und durch und durch hohlen Existenzen in's Schlepptau nehmen zu lassen, und ihnen unter Aufopferung der eigenen sicheren Existenz behilflich zu sein, ihren Dummheiten und Leidenschaften zu fröhnen."

„Du siehst zu schwarz."

„So? Soll ich warten, bis mir fünf und sechs Ziffern dasselbe sagen, was mir jetzt nur vier sagen?"

„Herr v. Corssen ist keine hohle Existenz. Er ist Staatsbeamter in hoher, angesehener Stellung."

„So klage doch die dreitausend Mark von ihm ein, und wenn Du auch nur dreitausend Pfennige von ihm bekommst, so sollst Du Recht haben, und ich will Dich und ihn um Verzeihung bitten. Meinst Du, ich habe auf Dich gewartet, um Welt und Menschen kennen zu lernen? Er ist so hohl wie eine taube Nuß, und so lange Du das nicht anerkennst, und ich nicht die Sicherheit habe, daß Du Dich klug und vorsichtig nach dieser Erkenntniß richtest, so lange sind wir geschiedene Leute. Verstanden, Siegfried?"

„Du meinſt —"

„Ich meine, daß ich einem ſolchen gutmüthigen, leichtgläubigen Tölpel, der ſich in dieſer Weiſe um Geld beſchwindeln läßt, die Wohlfahrt von Siegfried Sander & Sohn nicht anvertrauen, die Sicherheit und das Vermögen Deiner Mutter und Deiner Schweſter nicht anheimſtellen kann. Ich meine kurz und bündig, daß Du in einem ſolchen Falle aus der Firma austreten und Deinen eigenen Weg gehen mußt. Du wirſt bald genug ſehen, wohin er führt."

Es entſtand eine Pauſe. Das hatte Sander junior nicht erwartet. Der Ernſt, mit dem ſein Vater die letzten Worte geſprochen hatte, und die nüchterne, klare Ueberlegenheit, die ihm wohl immer eigen, aber ſelten ſo ſcharf zum Ausdruck kam, als gerade jetzt, überraſchten ihn. Es mochte auch dem Konſul bei aller Entſchiedenheit und Strenge, mit der er ſprach, nicht leicht geworden ſein, dem Gedanken einer Trennung von ſeinem Sohn Raum zu geben. S. S. & S. waren ſeit Jahrhunderten verwachſen und ineinander verſchlungen, wie die Wurzeln eines Baumes. Wer ſollte die Firma fortführen, wenn er einſt todt war, wenn nicht Siegfried? Im Innerſten war es ihm vielleicht auch nicht Ernſt mit dieſer Drohung, aber an ſeinen mehr als ſonſt bleichen, faſt traurigen Zügen merkte man von dieſer Weichheit nichts.

„Du willſt mich alſo aus der Firma ausſtoßen?" fragte endlich Sander junior wieder gedämpft, „wegen dreitauſend Mark?"

„Die Summe thut nichts dabei. Ich ſehe ſie nur als einen Widerhall Deines Weſens an. Dieſes iſt's, was uns ſcheidet. Viele Fehler kann ein Kaufmann haben, aber dumm darf er nicht ſein! Ich habe in Deine Verheirathung gewilligt infolge Deines inſtändigen und hartnäckigen Bittens. Hätte ich gewußt, daß Du einer Frau

gegenüber so wenig selbstständig bist, wie sich das jetzt zeigt, so hätte ich Dir schon damals das Ultimatum gestellt. Aber ich glaubte nicht, konnte nicht glauben, daß bei Siegfried Sander & Sohn je eine — eine Frau in Betracht kommen könne. Hast Du denn je bei Deiner Mutter oder bei Deiner Schwester andere Wünsche gesehen, als solche, die mit meinem Willen übereinstimmten? Ich glaubte also, das müßte bei Dir auch so sein. Habe ich mich darin getäuscht, so sind wir eben geschiedene Leute."

„Du bist also Deiner Sache selbst noch nicht sicher! Es kann doch Jeder einmal einen Fehler machen. Man sagt nicht mit Unrecht:

‚Wer niemals eine Thorheit that,
Ein Weiser ward er nimmer!'

Warum willst Du gerade mir einen Fehlgriff, der doch wirklich zu entschuldigen ist, so schwer anrechnen? Mein Gott, es ist mein Schwiegervater, und er bat so inständig, so dringend, und die Summe ist doch so wenig bedeutend, daß ich endlich nachgab. Es sieht wahrhaftig aus, Vater, als ob Du nur auf eine Gelegenheit gewartet hättest, um mich los zu werden."

„Nicht um Dich los zu werden, sondern um Dir reinen Wein einzuschenken, habe ich allerdings auf eine Gelegenheit schon lange gewartet. Ich erwarte jetzt nur noch Deine Erklärung, um dann unwiderruflich zu thun, was ich aus Pflichtgefühl gegen die Firma, sowie gegen Deine Mutter und Deine Schwester thun müßte."

„Welche Erklärung?"

„Ob Du Dich den Traditionen von Siegfried Sander & Sohn unterwerfen willst, das heißt ob Du Dich stark genug fühlst, alle Einflüsse fernzuhalten, welche dem Wohlstand und dem Gedeihen der Firma hinderlich sein könnten."

Sander junior athmete etwas erleichtert auf. Er hatte, wenn auch nicht die Ausstoßung aus der Firma, so aber doch Kontobeschränkung und dergleichen erwartet. Bei einigem gutmüthigen Entgegenkommen würde sich der Sturm diesmal noch beschwören lassen.

„Ich verspreche Dir, Vater, daß ich in Zukunft Alles thun werde, um den Traditionen der Firma treu zu bleiben," sagte er fest.

Der Konsul sah ihm aufmerksam und prüfend in's Auge. „Du versprichst sehr leicht und sehr viel," sagte er dann scharf, „aber ich will Dir diesmal noch glauben, nicht weil ich erwarte, daß Du nun über Nacht ein tüchtiger Geschäftsmann und Deiner Frau und Deinem Herrn Schwiegervater gegenüber ein fester Charakter werden würdest, sondern weil ich, Gott sei Dank, mich noch gesund und kräftig genug fühle, Dich zu überwachen und die Zügel selbst zu führen. Aber ich gebe Dir mein Wort, Siegfried, sobald ich sehe, daß Du nicht den ernstesten Willen zeigst, zu werden, was Du werden mußt als Chef von Sander & Sohn, so gebe ich die Firma lieber dem letzten Laufburschen, als Dir!"

In dieser kraftvollen, entschiedenen Weise, in dieser unbeugsamen Willensenergie hatte Sander junior seinen Vater noch nie sprechen hören. Es überlief den jungen, geckenhaft gekleideten Mann ein kalter Schauer, als er die stark gealterte, aber doch noch immer von innerer Kraft durchglühte, gedrungene Gestalt seines Vaters so vor sich sah, die stahlgrauen durchdringenden Augen auf ihn gerichtet, die feste, kräftige Faust auf das vor ihm liegende Kontobuch gelegt. Das war der alte, weitausschauende Kaufmannsgeist, der da zum Vorschein kam, wie er durch lange Generationen hindurch Wohlstand und Ansehen der Firma gewahrt und gemehrt, sie in Gefahren beschützt und vertheidigt bis auf's Blut.

Sollte dieser glühende Funke, der durch Jahrhunderte geleuchtet, jetzt verlöschen?

„Papa —“ begann Sander junior wieder, aber sein Vater wandte sich wie abgespannt von ihm ab und sagte kurz:

„Geh! Mache keine überflüssigen Worte. Du weißt, ich mache auch keine. Aber denke an Dein Versprechen, Siegfried. Denke an diese Stunde!“

„Du sollst es sehen, Vater!“ antwortete Siegfried und verließ langsam das Privatbureau seines Vaters.

(Fortsetzung folgt.)

Darinka.

Erzählung aus den dalmatiniſchen Bergen.

Von

Ivan Novic.

Mit Illuſtrationen von A. Kircher.

(Nachdruck verboten.)

Unſer Lloyddampfer hatte Punta d'Oſtro, welches mit ſeinen Kanonen den Eingang in die Wildniß der Bucht von Cattaro beherrſcht, paſſirt und mit geſpannter Erwartung hingen unſere Blicke an dem Geſtade.

Sanft anſteigende Vorgebirge, hinter denen nackte Felſengipfel ſich emporthürmen, die röthlichgelb in der Sonnenhitze zu glühen ſchienen, wechſelten ab mit Bergkuliſſen, die hart an die See treten und hier und dort jäh abfallende Felſenſtürze bilden.

„Noch drei kleine Buchten öffnen ſich leewärts," ſagte uns einer der gefälligen Schiffsoffiziere, „in der dritten liegt Ihr Reiſeziel."

Wir waren an der zweiten Bucht vorbei, da nahm der „Orient", der bisher ſüdöſtlichen Kurs ſteuerte, ſcharf öſtliche Richtung, ſchob ſich puſtend vorüber an einem letzten ziemlich weit vorgeſchobenen zackigen Höhenzug, die Bucht von Budua lag vor uns, wirres Gemäuer ward ſichtbar, das unmittelbar in die See hinausragend im Sonnenſchein hell erglänzte.

Die Fahrt wurde geringer, am Bug und am Ankerspill sammelten sich die Matrosen in Manöverstellung, die Maschine stoppte, der Dampfer hielt, fast zugleich trat eine langsame Rückwärtsbewegung ein, der Augenblick, daß der Anker fallen mußte, war gekommen. Während die Kette mit hohen Sprüngen und wuchtigen Schlägen über die eichenen Dielen des vordersten Decks durch die Klüse rasselte, waren sämmtliche an Bord befindliche Feldstecher auf diese südlichste Garnison des weiten österreichisch-ungarischen Reiches gerichtet.

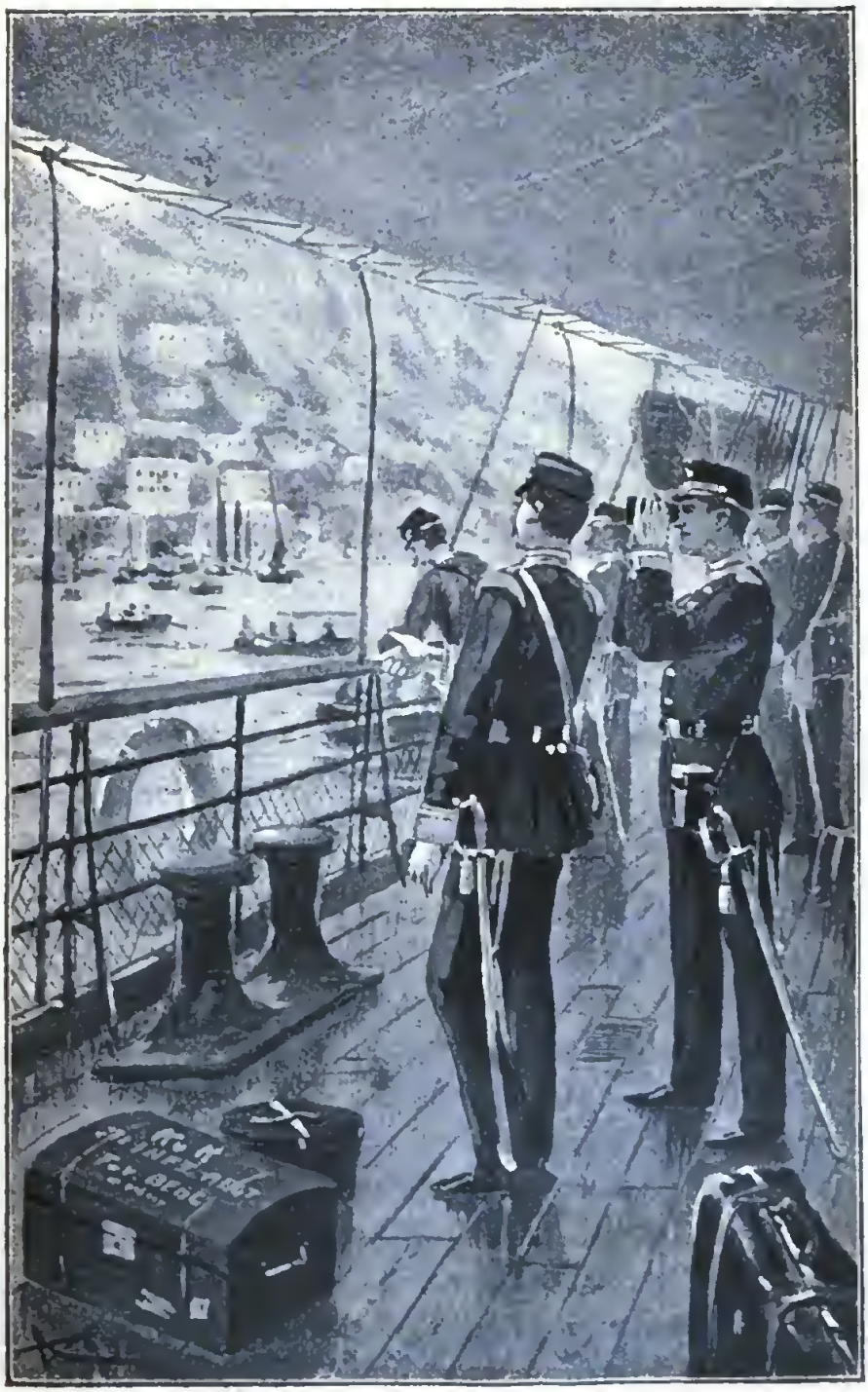
Das also war Budua, ein winziges, mauerumgürtetes Städtchen, das nur wenige Dächer zählte, und hier und in den von aller Welt erst recht abgeschlossenen Grenzforts sollten wir drei Jahre unseres jungen, freudebedürftigen Daseins verbringen. Ich sah mich nach meinen Kameraden um, und erblickte überall recht lange, enttäuschte Gesichter.

„Wie gefällt Dir dieses morlakkische Nest?" frug ich den neben mir stehenden rangältesten Kadetten Franz v. Berg. Knabenfreundschaft und langjährige Schulbeziehungen hielten mich mit ihm verbunden.

„Ich werde," entgegnete er, ohne sein Glas abzusetzen, „an Land gekommen, sofort mein Testament aufsetzen, denn ich fürchte, hier aus Langeweile zu sterben."

Ich hatte eine Erwiederung auf den Lippen, aber es blieb mir dazu keine Zeit, schon schmetterte der Stabshornist das Signal zum Sammeln, die Stimmen der Abtheilungskommandanten schnarrten über Deck, wir traten, so gut es der enge Raum erlaubte, in Reih und Glied, überzählten die Mannschaften und erstatteten Rapport, daß Alles zur Stelle sei.

Inzwischen waren vom Lande etwa ein Dutzend Ruderboote an den Dampfer herangekommen und sammelten sich unter ohrenbetäubendem Geschrei der Insassen um das Fallreep. Die einen versuchten der Schiffsbesatzung Früchte



Das alſo war Budua, ein winziges, mauerumgürtetes Städtchen. (S. 78.)

und Erfrischungen anzubieten, der größere Theil derselben war berufen, die an Bord befindlichen Truppen auszuschiffen. Ein Strahl salzigen Wassers, den die Matrosen auf die Köpfe der ärgsten Schreier niedergehen ließen, schuf endlich Ruhe; Abtheilung um Abtheilung kletterte in die Boote und fuhr an's Land.

Auf einem altersgrauen, in die Bucht hinausragenden Damme, hinter dem einige kleine schmutzige Küstenfahrer verankert lagen, wurden wir von unserem vorausgegangenen Quartiermacher empfangen und angewiesen, auf dem Isthmus, der Budua mit einer engbegrenzten Niederung verbindet, Aufstellung zu nehmen.

Als der letzte Mann gelandet war, formirten die Kompagnien Paradestellung, der Kommandant trat vor, das Bataillon ließ sich, „Gewehr bei Fuß!" auf das linke Knie nieder, die Häupter wurden entblößt. Mit silberhellen, glockenreinen Tönen fielen die Hörner der Trompeter ein ... ernst und feierlich erhoben sich die Klänge des „Gebetes" ... ein leises Echo klang zurück von den schroffen Felsenmauern, hinter denen die blutgetränkte Wildheit der Cernagora sich breitet, die höchsten Zinnen aufleuchtend im Sonnenlichte wie flammende Fackeln, bis tief herab ohne Gras, ohne Busch und Strauch, nackt, wild und zerklüftet; hinter uns lag das dunkle Blau der regungslosen See; das Gestade umsäumt von mageren Olivenhainen und dürftigen Kulturen, hier und dort, angeklebt wie ein Geiernest, eine halbverfallene menschliche Wohnung, dazwischen das düstere Grün hochaufragender Cypressen — ein Bild voll Wildheit und Erhabenheit, Verkommenheit, Trostlosigkeit und Oede. ...

Das Bataillon zog unter Hörnerklang durch die Porta Marina, durch wenige enge finstere Gassen, vorüber an düsteren Häusern nach dem Kastell, das auf der Seeseite über die Dächer des Städtchens emporragte und durch

eine Zugbrücke von dem letzteren getrennt ist. Auf dem Wege dahin sahen wir buntgekleidete, schmutzige Weiber, da und dort standen magere, doch hoch und sehnig gebaute Männer in ernster, stummer Haltung, auf dem Haupte den morlakkischen Kopfbund oder die schwarze Mütze, an den Füßen seltsames Schnurwerk, mit dem sie geräuschlos über die Steinplatten schreiten, über die Schultern geworfen den Dolama, oder angethan mit dem weißen langen Wollrock, um die Mitte einen schwarzen Gürtel, vollgepfropft mit Waffen, in der Rechten den dampfenden Tschibuk, der fast bis zu den Knieen niederreicht, eine malerische Staffage, aber durchaus unfreundliche, unheimliche Gestalten.

Endlich war meine Mannschaft untergebracht, der Kompagniechef entließ mich, ich konnte nach meiner eigenen Behausung mich umsehen. Der quartiermachende Lieutenant hatte mir schon mitgetheilt, daß für mich ein Zimmer bei einem ehemaligen alten Soldaten vorgesehen sei, der seit vielen Jahren die Offizierskantine führe. Dieser Mann, mit Namen Wenzel Krobaczek, ein Böhme, war einst als junger Kanonier hierher gekommen und hatte sich als Offiziersbursche und Koch dermaßen die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten zu erringen gewußt, daß ihm eines Tages die Bestallung der Offiziersmenage übertragen wurde. Als seine wiederholt freiwillig verlängerte Dienstzeit wieder einmal zu Ende war, vermochte ihn die soldatische Anhänglichkeit, dieses Amt auch weiterhin auf eigene Rechnung zu führen, er ließ sich in aller Form hier nieder, erwarb sich mit der Zeit die Gunst einer Morlakkin, die er als sein Ehegesponst heimführte, und übernahm zugleich das Amt des Briefboten. Für das jeweilig hier garnisonirende Offizierkorps war er im Laufe der Jahre zu einem fast unentbehrlichen Faktotum geworden.

Als ich nach wenigen Schritten auf das mir bezeichnete Haus zukam, stand Wenzel Krobaczek unter der niedrigen

Thür, ſchlug klatſchend die Abſätze zuſammen, ſalutirte militäriſch und verſicherte mir in leidlich gutem Deutſch wohl ein dutzendmal, daß er es an freundlicher Bedienung nicht fehlen laſſen werde. Geſchäftig rief er dann ſein Eheweib herbei, eine hagere, dunkeläugige, doch nicht unſympathiſche, ſauber gekleidete Erſcheinung, die mich mit dem landesüblichen „Dobra ti srec! — Gut ſei das Glück!" begrüßte, die Rechte energiſch an der Schürze abrieb und ſie mir entgegenſtreckte. Ich ſchlug ein und verſicherte, mich der italieniſchen Sprache bedienend, daß meine Anſprüche keineswegs hochgeſtellte ſeien, und daß ich hoffe, wir würden gute Freunde bleiben.

Wenzel Krobaczek führte mich alsdann in das zu vermiethende Zimmer, das der Gaſſe zu lag. Es war ziemlich geräumig, die Ausſtattung höchſt einfach, doch, wie man auf den erſten Blick empfand, ſauber und reinlich gehalten. Neben dem militäriſchen Eiſenbette, das von einem Moskitogarn dicht umzogen war und dadurch mehr einem Käfig ähnlich ſah, beſtand das Mobiliar aus einem wurmſtichigen Tiſch und einigen halbwegs ſtandfeſten Stühlen, Waſchvorrichtung, Kleiderſchrank und einem einladenden türkiſchen Ruhebett.

Als ich mich von der Annehmbarkeit des Inventars überzeugt hatte, warf ich meinen Blick durch die ſauberen Gardinen, um mir die nächſte Umgebung zu beſehen, und blieb betroffen ſtehen.

Welche Ueberraſchung!

Kaum ſechs Armlängen weit, drüben über der engen Gaſſe, am offenen Fenſter, ſaß ein jugendliches Weib, eine vornehme, wunderliebliche Erſcheinung.

Fragend ſah ich mich nach Krobaczek um, er trat herzu, ſah nach dem Fenſter hinüber und beantwortete meine fragende Geſte mit dem einen Wort: „Darinka."

„Darinka? Das iſt wohl der Name des Mädchens."

„Zu dienen, Herr."

„Und wer bewohnt dieſes Haus?"

„Der Capo-Villa."

„Alſo der Ortsvorſtand! Und Darinka iſt ſeine Tochter?"

„So iſt es, Herr!"

Das Mädchen erhob ſich in dieſem Augenblick, eine hohe, ſchlanke Geſtalt in einfarbiger Bekleidung, ihr berückend ſchönes, vornehm blaſſes Antlitz wandte ſich der Gaſſe zu, auf die Fenſterbrüſtung ſtützten ſich zwei ſchneeige, zartgeformte Hände, unter der griechiſchen Mütze, die ſie trug, fiel langes, ſchwarzlockiges Haar auf die vollen Schultern herab, ihre langbewimperten, ſeltſam umſchatteten Augen leuchteten dunkel und tief ... „Fala Isuse! — Gelobt ſei Jeſus!" ließ ſich eine ſonore Stimme unter meinem Fenſter vernehmen ... leicht neigte ſie das Haupt, „U vick! — In Ewigkeit!" klang es von ihren feingeſchnittenen Lippen zu dem Grüßenden nieder.

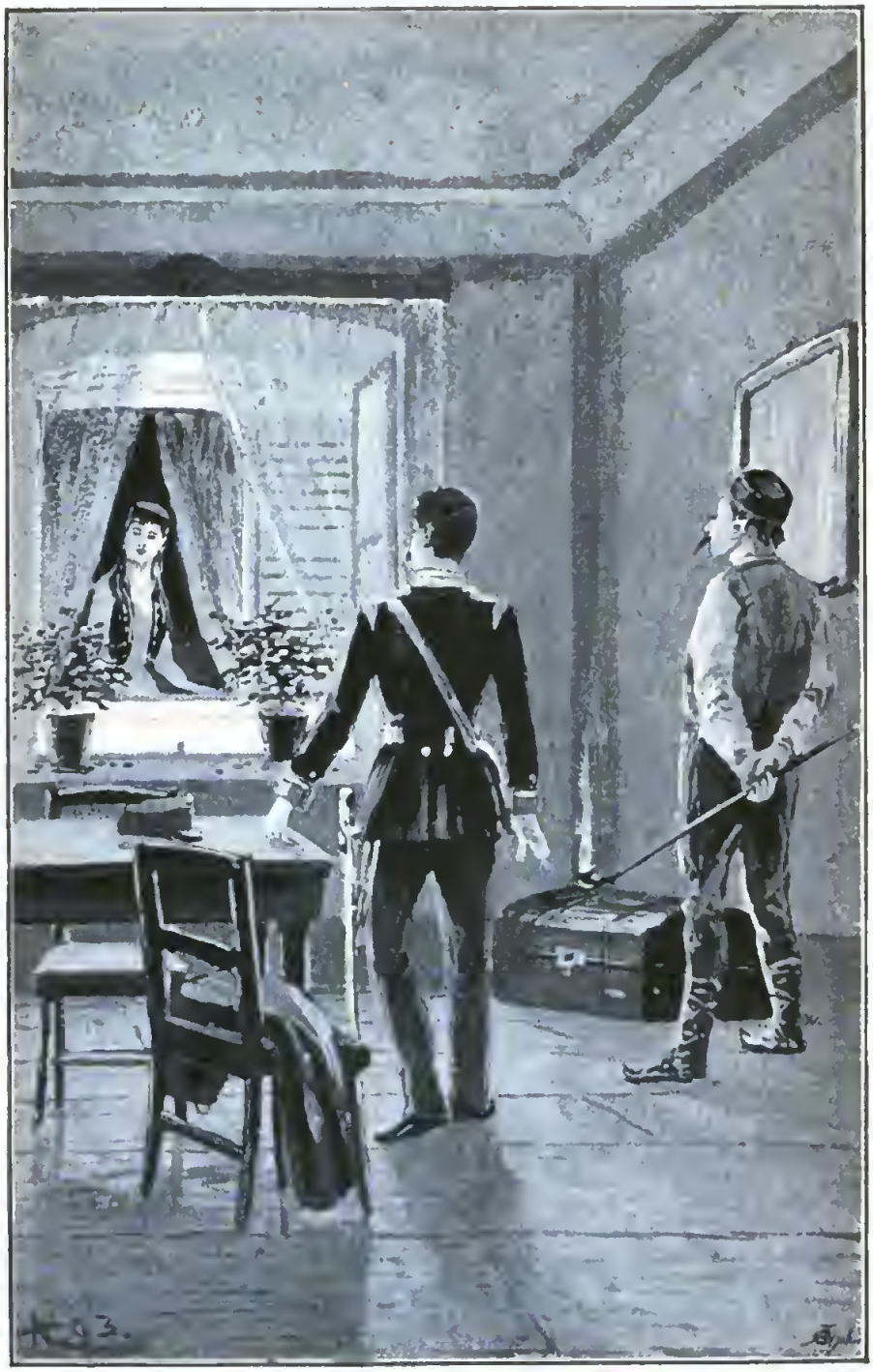
Ich ſchlug die Gardine bei Seite und lehnte mich über die Fenſterbrüſtung, eine junge, hohe Männergeſtalt, von der ſie gegrüßt worden ſein mußte, ging faſt geräuſchlos unten vorüber. Ein brennender Blick der Ueberraſchung flog mir von drüben zu, raſch, faſt unmuthig, wie mir ſchien, zog ſich das Mädchen zurück.

„Und ſolche Perlen weiblicher Schönheit beherbergt Budua?"

„Ja, Herr, das heißt, Darinka iſt nach meinem Geſchmack die einzige Hübſche."

„Hübſch? Dieſes Mädchen iſt weit mehr als das. Dieſer Kopf wäre würdig des Pinſels eines Murillo!"

Und dann bedeutete ich dem guten Wenzel lächelnd, daß es mir keineswegs unangenehm ſei, eine ſolche Nachbarin zu haben. Dem Alten ſchien jedoch dieſe vielleicht etwas leichtfertig klingende Bemerkung nicht zu gefallen.



Drüben über der engen Gasse saß ein jugendliches Weib. (S. 82)

„Wenn der Herr mir das nicht übel nehmen wollte," verſetzte er, „ſo würde ich rathen, nicht zu oft da hinüber zu blicken, oder wenigſtens nicht auffällig. Die Menſchen hierzulande ſind gar eigenartige Leute, die dergleichen nicht leiden mögen."

„Sie wollen damit ſagen, daß es zu Unannehmlichkeiten führen könnte."

„Ja, Herr, die Männer ſind gegenüber den Soldaten auf ihre Weiber und Mädchen ungemein eiferſüchtig. Unter Umſtänden kommt es ihnen ſelbſt auf eine Flintenkugel nicht an, Annäherungsverſuche zurückzuweiſen."

„Nun, das würde einem Capo-Villa, dem berufenen Mann der Ordnung, recht übel anſtehen."

„Vom Capo-Villa will ich das auch nicht ſagen. Darinka genießt aber unter den jungen Nobili der Stadt eine außerordentliche Verehrung; um ihretwillen haben ſie ſich ſelber ſchon die Köpfe blutig geſchlagen."

„Sie iſt alſo demnach eine vielumworbene Perſönlichkeit?"

„So ſagt man, und wenn nun ein Fremder den Blick zu ihr erheben oder gar den jungen Burſchen das Mädchen ſtreitig machen wollte, ich glaube nicht, daß es bei dem heißen Blut der Buduaner zu einem guten Ende führte."

Ich nahm die wohlmeinende Erinnerung des guten Alten mit freundlichem Dank entgegen und verſicherte ihn, daß er in dieſer Beziehung um mich völlig unbeſorgt ſein könne. Ich trug ja ein Bild tief im Herzen, einen lieblichen blonden Lockenkopf mit deutſchen blauen Augen, der zwar weit, ſehr weit von hier weilte, dort, wo die ſchöne Donau fließt, der mir aber in allen Fährlichkeiten, die mir weibliche Anziehungskraft bereiten konnten, als Schutzengel allgegenwärtig war.

Mein Hauswirth war gegangen, und ich hatte es mir ein wenig bequem gemacht, um von den Strapazen der

letzten Tage ein Stündchen auszuruhen. Noch lag ich nicht lange auf meinem Ruhebette, als ich einen Säbel treppauf klirren hörte, hinterher Krobaczek, der, wie mir schien, in lebhafter Weise die Annehmlichkeiten einer weiteren Wohnung anzupreisen im Begriffe war; ich bekam also noch einen Hausgenossen. Genau über meinem Zimmer, ein Stockwerk höher, traten die Beiden ein und schienen bald handelseins geworden zu sein, denn Krobaczek kehrte zurück, während der Miether da oben noch eine Weile umher rumorte, dann das Zimmer verließ, die Treppe niederstieg und bei mir anklopfte. Schon dem Gange nach hatte ich vermuthet, daß es Franz v. Berg sein müsse. Und richtig, er trat ein.

„Halloh! Was soll das? Seit wann wohnen die Kadetten außerhalb der Kaserne?" fragte ich.

„Gott sei Dank, daß ich dem unheimlichen Kastell da oben entronnen bin," lachte Franz, „einfach aus dem Grunde, weil die separaten Mannschaftszimmer für das augenblickliche Bedürfniß nicht ausreichen. Ich benützte die gute Gelegenheit und erbot mich, privat zu wohnen. In Erwägung nun, daß dadurch dem Staatssäckel eine kleine Ersparniß erwächst und daß meine Lieutenantsernennung ohnehin nicht mehr lange auf sich wird warten lassen, hat man mir das allergnädigst zugestanden. Damit die Herren sich nicht noch anders entschließen möchten, trabte ich eilends davon, fand den alten Böhmaken freundlich und willig und da bin ich. Doch ich sehe, Du willst ein wenig ruhen, ich wollte Dich nur nachbarlich begrüßen, will weiter nicht stören ... sehen wir uns heute noch?"

„Wenn es Dir genehm ist, wollen wir nach dem Dienst das Nest etwas näher besehen und vielleicht vor den Mauern einen kleinen Spaziergang machen."

„Gut, ich bin dabei, was soll man auch Anderes beginnen!"

„Alſo auf Wiederſehen!“

„Tſchau!“

— — — — — — — — — — — —

Der Nachmittagsdienſt war beendet, den ganzen Tag über hatte ich unter der ungewohnten ſengenden Sonnenhitze unſäglich gelitten, und es ſchien mir jetzt, da das Tagesgeſtirn inzwiſchen ſchon etwas dem Horizont ſich zuneigte, wie eine Erlöſung, den durchglühten düſteren Gaſſen zu enteilen und das Freie aufzuſuchen. Berg war ſchon vom Kaſernement aus vorausgegangen und wollte mich an der Porta Terra, dem zweiten Stadtausgange, erwarten. Als ich den dunklen Thorbogen durchſchritten hatte, ſtand er ſchon, ſehr andächtig in die Betrachtung des Monte Salvatore verſunken, der faſt unmittelbar vor der Stadtmauer ziemlich ſteil anſteigt.

„Ein hübſcher Brocken, den Du Dir da ſo genau beſiehſt,“ redete ich ihn an.

„Ich berechne bereits, wie oft ich ſeinen Rücken durch die unerläßlichen Feldübungen werde beklettern müſſen, wie viele Seufzer und Schweißtropfen er mir innerhalb der nächſten drei Jahre erpreſſen wird. Ueberhaupt — drei Jahre und vielleicht länger noch in dieſem Neſte — ein entſetzlicher Gedanke!“

„Lieblich iſt dieſe Ausſicht nicht, aber ergib Dich als guter Soldat ohne Murren in das Unabänderliche. Und zum Anderen ſind hier Genüſſe geboten, die man in unſerem Norden nicht kennt.“

„Beiſpielsweiſe?“

„Beiſpielsweiſe hätte ich jetzt nicht übel Luſt, eine ſtille Bucht aufzuſuchen und meinen ſonnendurchglühten Leib in das Meer zu ſtürzen.“

„Ein famoſer Gedanke, der ganz meinen Beifall hat.“

Des Weges kamen zwei Gendarmen, und die fragten wir, wo wir unſer Verlangen am beſten ſtillen könnten.

Die Gendarmen wiesen uns den Weg und befriedigten auch im Uebrigen unsere Neugierde, die ihr recht mitgenommenes Aussehen erregen mußte. Sie waren, wie sie erzählten, zwei Tage lang hinter einem räuberischen Gesellen her, der ihnen nach wilder Jagd schließlich dennoch entschlüpfte.

Ich sollte erst später erfahren, wie aufopferungsvoll und reich an Gefahren der Beruf dieser Leute hier ist. Es gehören bewundernswerthe Selbstverleugnung und unglaubliche Ausdauer dazu, in diesem unwirthlichen und verkommenen Lande tage- und wochenlang durch grauenhafte boradurchwüthete Wüsteneien dem Diebsgesindel nachzuspüren und nachzuklettern; dabei keinen Augenblick sicher, aus irgend einem Hinterhalte das tödtliche Blei zwischen die Rippen zu erhalten oder durch ein heimtückisch in's Rollen gebrachtes Felsenstück mit zerschmetterten Gliedern in einen Abgrund geschleudert zu werden.

Wir folgten der Weisung der beiden Gendarmen und zogen auf einem schmalen Felsenwege gemächlich am Strande entlang. Mit jedem Schritt zeigten sich uns neue interessante Erscheinungen, Aloen und Kakteen von wunderbarer Fülle, dazwischen das üppige Geranke einzelner Lorbeerhecken, dort das melancholische Bild zusammengestürzter Mauern, möglicherweise hinweggefegt durch die Kriegsfurie oder durch die Macht der anstürmenden Bora, jetzt ein wirrer Steinhaufen, über den die grüne Ranke der wilden Rebe einherwuchs.

Endlich gelangten wir an eine malerisch gelegene kleine Einbuchtung, vergaßen aber für's Erste unser Vorhaben, setzten uns auf eine Felsenbank und genossen eine Weile die uns umgebende Natur, die nackten blauen Felsen mit ihren Rissen, Zacken und Zinnen, das unmittelbar zu unseren Füßen rauschende Meer. Jenseits der Buchtung zogen auf enggewundenen Pfaden eine Anzahl Knaben zu Thal, jeder einen Esel vor sich, den sie stadtwärts trieben,

an den Lenden der Thiere hingen riesige Weinschläuche fast bis zur Erde nieder.

Endlich erinnerten wir uns an den Zweck unseres Ganges und bald darauf schwammen wir mit Wohlbehagen auf der blauen salzigen Fluth, vielleicht der köstlichste und ungetrübteste Genuß, der uns hier zu Theil werden sollte.

Wir hatten nach dieser Erfrischung beschlossen, auf einem kurzen Umwege zur Stadt zurückzukehren. Vor uns zog sich ein Torrente zum Strande nieder, eine um diese Jahreszeit trockene Wasserrinne. Wir überschritten dieselbe kurzweg, um so zu einem nahen Dorfe zu kommen, um dessen Bewohnerschaft im Gegensatz zu der heute schon genossenen städtischen Bevölkerung etwas näher kennen zu lernen. Auf dem Wege dahin begegneten uns einige Weiber in bunten Gewändern und weißen Kopftüchern, den Spinnrocken im linken Arm, die, als sie unserer ansichtig wurden, den schmalen Saumweg, den wir inzwischen verfolgten, verließen, uns in weitem Bogen umgingen und dabei zu meiner eigenen und Franzens nicht geringer Verwunderung ein um's andere Mal mit abgewendeten Blicken das Zeichen des Kreuzes auf Stirne, Mund und Brust schlugen. Ging unser Erstaunen über diese höchst zweifelhafte Ehrenerweisung zunächst in eine recht launige Stimmung über, so war ich weit davon entfernt, den Ernst dieses Vorganges zu verkennen. Mir fiel unwillkürlich das Bild Darinka's ein, meines schönen Gegenübers, und ich empfand es jetzt weniger schwer, daß mir das herrliche Mädchen heute Morgen bei meinem plötzlichen Anblicke so ostentativ den Rücken kehrte. Wenn man uns hier wie mit der Pest behafteten Wesen aus dem Wege ging und wie vor dem leibhaftigen Satanas mit dem Kreuzeszeichen gleichsam sich zu schützen suchte, so mochte es um unsere Werthschätzung bei diesem Volke in der That recht schlimm stehen. Wir waren entweder gefürchtet oder gehaßt, vielleicht beides. Ich ge-

dachte auch der Warnung des alten Krobaczek und konnte mir nicht versagen, Franz dieselbe mitzutheilen, denn bei seinem temperamentvollen, leicht entzündlichen Wesen war eine solche Erinnerung sehr wohl angebracht. Franz jedoch lieh mir nur ein halbes Ohr, erst als ich unseres schönen Gegenübers erwähnte, begegnete er meinem Blicke mit lustigem Augenzwinkern.

„So, Du hast sie also auch schon gesehen?" frug er.

„Allerdings."

„Und wie findest Du sie?"

„Hübsch, sehr hübsch!"

„Hübsch? Himmel, welch' ein trivialer Ausdruck für solch' ein Geschöpf! Du stoisches Ungeheuer, wie kann man dieses Weib ‚hübsch' nennen! Eine Göttin ist sie, ein bezauberndes Weib!"

„Mensch," entgegnete ich, „mir will scheinen, Du bist auf dem besten Wege, Dich bis über die Ohren zu verlieben."

„Muß man das nicht?" schrie er mich förmlich an.

„Man muß sich nicht in jede schöne Larve verlieben," erwiederte ich, „und hier wäre es sträflicher Leichtsinn."

„Na, beruhige Dich, alter Mentor," erwiederte er leichtfertig, „ich denke nicht daran, mich in dieses Weib zu verlieben, davon hält mich allein schon ihre bezaubernde Schönheit, die Reinheit ihrer Erscheinung ab, der sich nur die ernste Absicht nahen darf, was mir ja bei meinen jungen Jahren und dem voraussichtlichen Widerwillen meines Alten gegen eine dalmatinische Schwiegertochter versagt ist; aber bewundernd zu diesen Formen weiblicher Schönheit aufzuschauen, das wirst Du mir doch erlauben?"

„Ich habe Dir in dieser Beziehung nichts zu erlauben und nichts zu verbieten, aber als wohlmeinender Freund muß ich Dir rathen, auf Dich Acht zu haben. Du kennst Deinen Erbfehler .. erinnere Dich, wie Du bisher vor

jeder hübſchen Larve auf etliche Wochen die Segel geſtrichen haſt, und daß beim Gott der Liebe gar Vieles auf Deinem Kerbholz ſteht. Er könnte einmal auch etwas ungnädig werden und Dich das empfindlich entgelten laſſen."

Franz lächelte faſt wohlgefällig vor ſich hin und ſuchte mein Mißtrauen mit allerlei ſcherzhaften Einwürfen zu zerſtreuen, was ihm freilich nur halb gelang. Erſt die Bilder des grauenvollen Elends und der Verkommenheit, die ſich beim Gange durch das Dorf unſeren Blicken entrollten, der Anblick der unſymmetriſchen Steinhaufen, die Menſch und Vieh oft in einem und demſelben Raum beherbergten, dieſe ſchmutzſtarrenden Höhlen, leiteten ihn auf andere Empfindungen hin und ſchienen ſeine Begeiſterung etwas abzukühlen.

* * *

Schon die Vorgänge der nächſten Wochen ſollten mich erfahren laſſen, daß meine Wohnung eine recht empfindliche Schattenſeite zeigte. Das Offizierkorps war der Ueberlieferung treu beblieben und hatte die Führung der Offiziersküche wie ſeither dem Wenzel Krobaczek übertragen, und ſo war es unvermeidlich, daß alltäglich zur Mittagszeit ſämmtliche unverheirathete Offiziere in dem Hauſe, in dem Franz und ich wohnten, zuſammentrafen, um in einem von dem früheren alten Soldaten zu dieſem Zweck bereit gehaltenen Raume, der in der Hinterfront des Gebäudes lag, das beſcheidene Mittagsmahl einzunehmen. Der Zwang der Verhältniſſe, der uns jetzt an ein und demſelben Tiſch zuſammenführte, während in unſerer früheren Garniſon der Eine in dieſem Reſtaurant, der Andere in jenem ſpeiſte, zeitigte zwar allgemach eine große Gemüthlichkeit und kameradſchaftlichen Zuſammenhalt; man ſchloß ſich mehr aneinander, wurde geſelliger und gegenſeitig perſönlich vertrauter. In einer Hinſicht aber machte ſich dies für mich in weniger angenehmer Weiſe bemerkbar, inſofern nämlich,

als es den Herren nicht verborgen bleiben konnte, daß das meinen Fenstern gegenüber wohnende Stadthaupt eine Tochter besitze, die sich einer seltenen Schönheit erfreue. Unzählig waren die scherzhaften Hiebe, die Franz und ich dieserhalb zu erleiden hatten.

Aber es blieb nicht allein dabei. Außer einigen sehr fragwürdigen Billards oder einem Spielchen im Café gab es in Budua kaum etwas, das den jungen Herren Kameraden die Länge der Freistunden kürzen half; so fanden sie sich zum Mittagessen oft eine ganze Stunde früher ein, und da der Speiseraum keine besonderen Annehmlichkeiten bot und eine dem Hause des Capo-Villa entgegengesetzte Aussicht hatte, zogen sie vor, dieses Warteſtündchen in meinem Zimmer zu verbringen. So kam es, daß meine beiden Fenster oftmals recht auffällig besetzt waren, zu keinem anderen Zwecke natürlich, als von der hübschen Bürgermeisterstochter einen Blick zu erhaschen. Den besten Beistand leistete mir in diesem Dilemma Diejenige, der diese stummen Huldigungen galten, denn sie blieb zu dieser Tageszeit so gut wie unsichtbar. Diese Sprödigkeit mußte den Herren die Belagerungen mit der Zeit doch verleiden. So hoffte ich wenigstens.

Inzwischen hatten wir auch mancherlei über das junge Mädchen vernommen, das sie noch interessanter machte. Sie war nach unseren Berichterstattern nicht allein um ihrer Schönheit willen eine Blume in öder Wüste, sondern hatte eine für hiesige Verhältnisse sehr gute Erziehung genossen. Wie ich hörte, war sie mehrere Jahre hindurch in einem Mädcheninstitute zu Ragusa gewesen, sprach italienisch, war musikalisch, hatte eine schöne Stimme und spielte vortrefflich Klavier. Ebenso ließ der Alte seinem Sohn Enrico eine gute Erziehung zu Theil werden. Der junge Mann sollte in den nächsten Tagen von der Schule zu Bologna zurückkehren.

Wozu aber für Budua dieſe Bildung? ſo fragten wir uns. Es mußte den jungen Leuten doch ſehr ſchwer werden, ſich der übrigen ungewaſchenen Geſellſchaft und den landläufigen Gebräuchen anzupaſſen. Der Capo ſollte ſich auch ſchon geäußert haben, daß er es bereue, ſeine Tochter in eine ſolche moderne Erziehungsanſtalt gegeben zu haben, denn ſie gehorche ihm ſeitdem nicht mehr in allen Dingen, ſei ſehr anſpruchsvoll und nicht eine Tochter des Hauſes, wie er ſie eigentlich wünſchen müſſe. . . .

Wir beſprachen eines Tages wieder ſehr lebhaft dieſe Verhältniſſe, als es an die Thür klopfte und auf mein „Avanti!“, die dampfende Cigarette im Munde und ein umfangreiches Packet unter dem Arme, „Maruſchka, die Panburin“, angethan mit den landesüblichen Opanken, geräuſchlos über die Schwelle trat.

„Corpo di bacco, wie viele ſchöne Offizier'!“ polterte ſie, wie immer lachenden Mundes, und ſah ſich ſuchend rundum, „wo aber ſein die ſchönſte von alle, die Offizier mit die kleine Schnauzbart und die ſchöne Auge, wo ſein ſie, wer bekommen dieſe Packeto?“

Maruſchka war ein Original, ein etwa dreißigjähriges, ſonnenverbranntes, ſtarkknochiges Mannweib in des Wortes vollſter Bedeutung, unverehelicht, immer luſtig, vollgepfropft mit derben Späßen und in ſtetem ungezwungenem Umgang mit allen Soldaten der Garniſon. Sie genoß in dieſer Beziehung Seitens der morlakkiſchen und italieniſchen Einwohnerſchaft eine Ausnahmeſtellung und, wenn man ſo ſagen darf, volle Narrenfreiheit. War ſie nicht im Dienſte, der darin beſtand, allwöchentlich dreimal mit ihrem Eſel die Poſt von und nach dem fünf Stunden entfernten Cattaro zu beſorgen, weil die Lloyd-Dampfer nur einmal in der Woche vor Budua ankerten, dann ſuchte ſie ihre Freunde, die Soldaten, auf, rauchte ihren Tabak und trank in den dumpfen Spelunken ihren Wein. Hatte ſie aus

den irdenen Krügen etliche Züge genommen, so konnte sie toll ausgelassen werden, sang und tanzte; nahm sich einer der Soldaten aber eine unziemliche Freiheit heraus, so hatte er sofort eine klatschende Ohrfeige sitzen. Maruschka tanzte dann wie zur Begütigung so lange um ihn herum und lachte ihn aus, bis er sich beruhigte, für ein andermal sich's merkte und wieder gut Freund wurde. Diesem steten Umgang verdankte sie auch ihr ziemlich geläufiges Deutsch.

Sie suchte also mit ihrem Packet den schönsten Offizier, und wir machten ihr verständlich, daß sich seither Jeder von uns eingebildet hätte, dies zu sein.

„Detaria!" rief sie mit energischer Bewegung, „Alle sein schöne Offizier, aber," erläuterte sie, indem sie ohne Umstände eine Cigarette von meinem Tische nahm und an ihrem Stummel anbrannte, „ich meine die schönste von alle, in die sein verliebt alle ragazze, die Offizier ohne die goldene Portepée, mit die schöne Gesicht und die schöne Auge, was erst werden muß Lieutenant."

Nun wußten wir, woran wir waren, sie suchte den Kadetten Franz v. Berg, der auf eine solche Beschreibung allerdings Anspruch machen konnte. Ich stieß mit meinem Säbelkorbe einfach an die Zimmerdecke und rief ihn auf diese Weise herunter. Im nächsten Augenblicke trat er schon bei uns ein, und Maruschka überreichte ihm unter einem neuen Wortschwall das ziemlich umfangreiche Packet. Als er sie für die Besorgung entlohnen wollte, wies sie das Geld energisch zurück: „No, no, Maruschka nehmen keinen soldo," rief sie mit nachdrücklicher wegwerfender Bewegung, „nehmen zurück, nehmen zurück die Geld; wenn wollen Maruschka Freude machen, dann machen Musik, corpo di bacco, prego, signore, machen Musik!"

Was blieb Franz zu thun übrig? Mit schnellem Griff hatte er die Packung gelöst, und zu unserer Verwunderung und Belustigung kam eine Mandoline zum Vorschein.

„Du kannſt Dich erinnern," wandte er ſich erklärend zu mir, während er das Inſtrument ſtimmte, „daß ich einſt als Knabe mit meinem Vater längere Zeit in Italien weilte. Ich fühlte mich damals durch die Muſik dieſes Inſtruments, die dem Fremden dort auf Schritt und Tritt entgegen klingt, mächtig angezogen, und ruhte nicht eher, bis ich die Mandoline einigermaßen beherrſchen lernte. Die Klänge, die man ab und zu auch hier zu hören bekommt, ließen den Wunſch in mir rege werden, es wieder einmal zu verſuchen. Was ſoll man in dieſem Neſte Anderes beginnen?"

Und mit ſicherem Griffe begann Franz alsdann die bekannte „Mandolinata" zu ſpielen. Als er dann noch mit ſeiner ſchönen geſchulten Baritonſtimme das Lied „Il marinaro" zu ſingen begann:

„Capitano, ti scongiuro,
Non depor nel cimitero
Il mio corpo o nella chiesa
Del vicino monastero.

Ma ti prego a seppelirmi
Nella sabbia in riva al mar
Perch' io senta i lieti gridi
Quando torno il marinar."

Da glänzte Maruſchka vor Vergnügen, aufjauchzend ſchlug ſie ein- über's anderemal klatſchend in die Hände, ihre dunklen Augen ſprühten, und ſie ſchied mit der Verſicherung, wenn ſie ſich je einmal dazu entſchließen könne, einen Kuß zu vergeben, ſo ſoll kein Anderer ihn bekommen, als Franz.

„Da haſt Du ja eine beneidenswerthe Eroberung gemacht," ſpotteten die Kameraden.

Franz lächelte. Ueber ſein hübſches junges Antlitz legte ſich dann ein ſeltſam elegiſcher Zug. Unwillkürlich fiel mir jene Unterredung ein, die wir am Tage unſeres

Einmarſches draußen in dem Steingeröll des Torrente gehabt hatten. Nichts hatte zwar bis jetzt meine bei dieſer Gelegenheit geäußerten Befürchtungen gerechtfertigt, aber Franz kam mir in ſeinem ganzen Weſen ſeit einiger Zeit doch recht verändert vor. Ich beſchloß, die Augen offen zu behalten.

* * *

Die Gewohnheit iſt eine heimlich ſchleichende, auf den Menſchen abſtumpfend wirkende Gewalt. Sie läßt mit der Zeit den Reichen ſeinen Reichthum, den Armen die Entbehrungen, den Weltabgeſchiedenen die Vereinſamung nicht mehr fühlen. Auch uns, die wir uns ſozuſagen im Exil befanden, hatte ſie bald in ihre Feſſeln geſchlagen. Die herben Enttäuſchungen, die uns die buduaniſchen Lebensverhältniſſe anfänglich bereiteten, und dem Mißmuthe vielen Spielraum boten, verblaßten immer mehr. Man fügte ſich allgemach dem Unabänderlichen und ſuchte ſich den Verhältniſſen ſo gut man es vermochte anzupaſſen. Dabei bot das Fremdartige des Lebens und die wildſchöne Erhabenheit der Natur doch Vieles, geeignet, die Beobachtung und das Intereſſe zu erregen, um ſo leichter über die geſellſchaftlichen und leiblichen Entbehrungen hinweg zu kommen.

War der Dienſt gethan, der mit Rückſicht auf die große Hitze und den Geſundheitszuſtand der Mannſchaften auf die frühen Morgen- und ſpäten Nachmittagsſtunden beſchränkt wurde, dann gab man ſich des Mittags einer unerläßlichen Sieſta hin, des Abends, wenn kühlere Lüfte von der See hereinzogen, fand man ſich promenirend vor den Thoren am Strande oder auf einer weinlaubumrankten Veranda zuſammen, um dem guten Wein einige Ehre anzuthun, oder man traf ſich am Billard, verſtand ſich zu einer Schach- oder Dominoparthie, die Leſeluſtigen ließen ſich Journale und Bücher kommen, für den Naturfreund lag in der reichen Seefauna ein unerſchöpflicher Reiz, kurzum man

schlug die Zeit todt, so gut und angenehm die Umstände es zuließen.

Ganz anders Franz. Ich sah ihn außer bei der alltäglichen Zusammenkunft am gemeinsamen Mittagstisch nur noch selten. Er hielt sich auffallend von uns zurück, verbrachte die Abende zumeist in seiner Wohnung, trieb Musik und befaßte sich angeblich mit der Sammlung und Uebersetzung italienischer und slavischer Volkslieder. Konnte er es zeitweise nicht umgehen, an unseren Abendgesellschaften theilzunehmen, gab er sich zwar als der alte fröhlich-kecke Bursche, indessen seine Lustigkeit hatte eine bisher an ihm nicht gewohnte Zugabe von Erzwungenheit, die nicht nur mir, dem Freunde, sondern mit der Zeit auch den persönlich ferner stehenden Kameraden auffiel. Er war unstreitig zerstreut geworden, zuweilen, wenn er sich unbeobachtet glaubte, träumerisch in sich versunken.

Immer mehr regte sich der Verdacht in mir, es seien dies die Symptome der Liebe, und er habe am Ende der Versuchung doch nicht widerstehen können, seiner schönen Nachbarin tief in die Augen zu blicken. Bisher hatte ich noch keinen Beweis dafür, und ich scheute mich, ihn offen darüber zu befragen, da ich merkte, daß er jeder intimeren Begegnung mit mir aus dem Wege zu gehen suchte.

Nicht lange währte es, und ich sollte darüber auch ohne mein Zuthun aufgeklärt werden. Eines Tages blieb auch ich den ganzen Abend über, einer schriftlichen Arbeit wegen, zu Hause. Die Schatten der Dämmerung hatten sich bereits auf die engen, winkeligen Gassen herabgesenkt, in meiner Stube war es fast schon dunkel; ich legte die Feder bei Seite und warf mich ermüdet auf mein Ruhebett. Draußen auf den Gassen wurde es um diese Zeit immer schon recht still, etwa eine Stunde noch und bis auf das Leben im Café und den wenigen Weinhäusern war dann Budua wie erstorben.

Ich lag ſinnend und grübelnd, ich weiß nicht wie lange. Plötzlich erhob ſich oben der Klang der Mandoline. Franz verſtand und würdigte vollkommen die Eigenſchaften dieſes Inſtrumentes. Leicht trällernd begann er, ließ die Töne allgemach anſteigen zum feurigen Taumel, ergoß ſich aber wieder, als empfände er den Kontraſt mit der melancholiſchen Umgebung, mit Behagen in ein klagendes auf und nieder wogendes Piano, bis dieſe ungebundene Muſik in einem aufſeufzenden Akkord ausklingend endlich erſtarb.

Er ſpielte das Inſtrument vortrefflich. Ich war im Grunde kein allzugroßer Freund deſſelben, indeſſen der Schmelz dieſer ſeltenen Durchführung, das ungeſtüme Sich-überſtürzen der Töne, wieder das leiſe Klagen, das Vibriren der Saitenklänge glich dem Erzittern einer hochgeſpannten Menſchenſeele, es hatte mich ergriffen, es zog mich an. Unwillkürlich rückte ich an das Fenſter und lauſchte hinaus in die Nacht.

Da ſchlug er wieder einige Akkorde an, hielt, wie um ſich zu ſammeln, einen Augenblick inne und begann dann mit gedämpfter Stimme zum Spiel der Saiten die muſikaliſche Improviſation eines Sonnets von Petrarka, der, wie ich wußte, unter den Italienern ſein Lieblingsdichter war:

„Sieh, Amor, wie ein Mägdlein, jung an Jahren,
Mein Weh nicht achtet und Dein Reich verſchmähet
Und zwiſchen ſolchen Feinden ſicher ſtehet!
Du biſt bewehrt; ſie ſitzt in Kleid und Haaren
Mit bloßem Fuß, von Blum' und Gras umzogen,
Trotzt mir und Dir, ſtolz und verwogen.
Ich bin in Haft; doch wenn Dein ſtarker Bogen
Noch einen Pfeil und Mitleid hegt, dann mache
Und üb', o Herr, für Dich und mich doch Rache."

Ich mußte mir geſtehen, daß ich dieſe Muſik mit ſchon getheilten Empfindungen verfolgt hatte, einestheils an-

gezogen und gefangen genommen durch den bewegten Ausdruck derselben, seltsam berührt aber durch den Wortlaut des Textes. Hatte er, Franz, diese Dichtung absichtslos um ihrer Schönheit willen gewählt, oder wollte er mit ihr eine Sprache reden, die gehört werden sollte, drüben in dem Hause mit den weit geöffneten dunklen Fenstern, wo vielleicht hinter den Gardinen lauschend die schöne Darinka saß?

Längere Zeit blieb es still; wie ausgestorben lag die enge Gasse, wieder nur trug ein leiser Luftzug das Geräusch des eintönigen Wogenschwalles zu mir herüber, da — war es Täuschung? Drüben, oben im zweiten Stockwerke, das mit Franzens Zimmer auf gleicher Höhe lag, erhob sich jetzt der Klang einer zweiten Mandoline, erst leise erzitternd, ungewiß suchend, dann sicherer im Tone und mehr und mehr anschwellend. Und jetzt setzte eine helle weibliche Stimme ein:

„Si tosto, come avvien che l'arco scocchi,
Buon sagittario, di lontan discerne
Qual colpo è da sprezzare, e qual d'averne
Fede ch' al destinato segno tocchi ...“

— — — — — — — — — — — —

„Wie wohl ein guter Schütz sogleich beim Schießen
Aus weiter Ferne schon es kann erspähen,
Ob der, ob jener Schuß sei zu verschmähen,
Und ob ein and'rer werde grüßen;
So, als der Pfeil entflog aus Euren süßen
Zwei Augen, merktet Ihr, er werde gehen
Mir g'rad in's Herz, d'raus nun, seit es geschehen,
Mir ew'ge Thränen durch die Wunde fließen ...“

Die Stimme erlosch, das Saitenspiel aber tremolirte leise weiter, jetzt ließ auch Franz auf seinem Instrumente sich wieder vernehmen, die Klänge beider fielen zusammen. die Töne schienen sich ineinander verweben zu wollen, nur

275411A

wenige Takte, da brach ſchrill und jäh drüben das Spiel ab, über mir hörte ich noch einige wenige Akkorde, und dann wurde es auch oben ſtill.

Ich war zunächſt ſehr zum Lachen geſtimmt, zu einem eigenthümlichen, ärgerlichen, quäleriſchen Lachen, und dann wurde ich unmuthig. Ich erhob mich von meinem Stuhle und trabte im Zimmer umher, kopfſchüttelnd, als ſollte ich es abwehren, nichtgeſchehen machen, was ich ſoeben vernommen.

Aber was konnte ich thun? Am liebſten hätte ich an die Zimmerdecke geklopft, hätte ihn heruntergeholt, ausgeſcholten, einen Narren geheißen, hätte ihm geſagt, daß er ein leichtſinniger Patron ſei. Aber durfte ich das, und war es klug gehandelt? Nun, jetzt war mir wenigſtens die erwünſchte Aufklärung über ſein verändertes Weſen geworden, ich hatte ihn auf friſcher That ertappt.

Mein erſter Entſchluß war, wie geſagt, daß ich nochmals mahnend vor ihn treten müſſe, um ihm Vorſtellungen zu machen, aber mein Bedenken wuchs, daß ein ſolches Beginnen vielleicht doch nutzlos ſein würde und daß es nur die Wirkung haben könnte, ihn noch mehr von mir abzuwenden. Hatte ich es doch an mir ſelbſt erfahren, daß man der Liebe wohl noch widerſtehen kann, wenn ſie zu keimen beginnt, doch ſchwer nur, wenn ſie zu einer gewiſſen Herrſchaft erſtanden iſt. Dann ſind alle Worte und Mahnungen umſonſt, im Gegentheil, ſie feſtigen nur das, was wir aufzuheben ſuchen. Wer wie Franz und dieſes junge Weib die beſtehenden Verhältniſſe außer Acht läßt, der Fährlichkeiten nicht achtet und über die Gaſſe hinweg ſolche Zwiegeſpräche hält, der iſt entweder bodenlos leichtſinnig, oder das liebende Verlangen ſitzt bereits tief, hat ihn ſchon blind gemacht. Und wenn ich mich dazwiſchen warf, würde ich nicht das Letztere erfahren müſſen, würde meine Ueberredungskunſt dann noch über den Zug

der Liebe ſiegen? Hat ſie bei leidenſchaftlich kräftigen Naturen, wozu ich die Beiden rechnen mußte, nicht ein Etwas in ihrem Weſen, das mächtiger iſt als jede Einrede, mächtiger als der Menſch ſelbſt, das ihn mit ſich reißt zum Guten oder zum Verderben?

Wie es nun aber auch um die Beiden ſtehen mochte, Eines ſtand bei mir feſt: Franz ſollte fort aus der unmittelbaren Nachbarſchaft dieſes Mädchens, fort aus dem Hauſe, fort aus dem Städtchen, nach einem entlegenen Grenzfort, ſo daß die perſönliche Annäherung ein Ende hatte. Ebenſo gut, als ich Zeuge derſelben geweſen war, ſo konnten dieſe Gefühlsäußerungen auch anderweit ihre Lauſcher finden oder hatten ſie bereits gefunden, und wenn die Eiferſucht in der That Wache hielt — zu welchen unberechenbaren Komplikationen konnte das führen. Alſo fort, fort mit ihm! ...

Früh ſchon des anderen Morgens trat ich bei meinem Kompagniechef ein und trug ihm den Sachverhalt vor, indem ich zugleich darauf hinzuweiſen mir erlaubte, daß die Angelegenheit, wenn ſie überhaupt Billigung fände, meiner Meinung nach einfach eine dienſtliche Ordre erheiſche, ohne Franz die Beweggründe und die Kenntniß um ſeine Beziehungen wiſſen zu laſſen. Es lag mir daran, daß der Eingriff ſo wenig rauh als möglich ſich geſtalte, einestheils mit Rückſicht auf Franz ſelbſt, der dadurch aus ſeiner dermaligen Verfaſſung ohnehin herb genug aufgerüttelt wurde; zum anderen ſuchte ich mich, offen geſtanden, ſelbſt zu decken, denn erfuhr Franz, daß ich die Urſache ſeiner Verſetzung geweſen, dann konnte ihn das ſehr wohl beſtimmen, in völliger Verkennung meiner wohlmeinenden Abſicht, mein Feind zu werden. Aber damit hatte ich mich bei dem alten geraden Haudegen, vor dem ich ſtand, nicht ſchlecht verrechnet.

„Herr!“ wetterte er mich an, „alle Achtung vor Ihrer

Meinung, wie die kameradschaftliche Rücksicht in diesem Falle zu üben sei, aber Sie werden Ihrem Hauptmann erlauben, daß er diese Meinung durchaus nicht theilt. Ich frage Sie: was sollen unter Soldaten diese weibischen Zimperlichkeiten? Wenn Sie sich veranlaßt fühlen, diesen jungen Mann auf den rechten Weg zurückzuführen, dann müssen Sie auch den Muth besitzen, ihm offen und ungeschminkt in's Gesicht zu sagen, daß er seine Dummheiten lassen soll, um seine freie Zeit mit vernünftigeren Dingen hinzubringen. Was Rücksichten! Der junge Mann soll sich erst 'mal sein Offizierportepée verdienen, sich einen ordentlichen Schnauzbart wachsen lassen! Bringen Sie den Kadetten sofort hierher, ich selber will ihm den Schlummerkopf zurechtsetzen!"

Da hatte ich mir eine schöne Suppe eingebrockt! Doch ich mußte dem Befehle Gehorsam leisten, und so war ich mit Franz binnen kurzer Zeit zur Stelle.

Erwartungsvoll stand dieser nun vor seinem Vorgesetzten, der ihn mit eindringlichen Blicken eine geraume Weile musterte, wider alle Voraussicht aber dann nicht hart anfuhr, sondern in väterlich ermahnender Weise auf ihn einzusprechen begann. Er betonte zunächst, daß Franz es sich nicht einfallen lassen solle, gegen mich einen Groll zu hegen, denn meine Initiative in dieser Sache beruhe auf wohlmeinender Kameradschaftlichkeit. Er hielt ihm das Unüberlegte seiner Handlungsweise vor und erinnerte ihn, daß ihm die Bloßstellung seiner Person in zwiefacher Hinsicht übel bekommen könne. Erstens laufe er Gefahr, das Ansehen des Offizierkorps zu schädigen; zweitens sei in solchen Dingen mit der Einwohnerschaft des Städtchens schlecht Kirschen essen. Er appellirte dann an sein soldatisches Ehrgefühl, daß es ihm als angehender Offizier erste Pflicht sein müsse, an die berufliche Ausbildung zu denken, sich selber und dem Stande Ehre zu bereiten, und

dabei könne er in dieſen jungen Jahren kein Weib an den Rockſchößen hängen haben. Er gab der Hoffnung Raum, daß es eine unüberlegte eitle Täudelei ſei und daß es ihm nicht ſchwer würde, ſich dieſelbe aus dem Kopfe zu ſchlagen.

„Um Ihnen das zu erleichtern," ſchloß er, „werde ich beantragen, daß Sie mit dem nächſten Detachementswechſel nach einem noch zu beſtimmenden Fort abgehen, Ihre Privatwohnung aber heute noch aufgeben und ſich kaſerniren, wozu ſofort Raum geſchaffen werden ſoll."

Damit waren wir entlaſſen.

Als wir vor die Thüre getreten waren, blieb Franz einige Augenblicke ſtehen, die Hand auf die Stirn gelegt, als ſuche er ſich zu beſinnen, ob das auch Alles wahr ſei, was er ſoeben vernommen; ſeine Bruſt hob ſich gewaltſam, als ſei er bemüht, einen ſchweren Druck von ſich hinweg zu heben.

Plötzlich richtete er ſich hoch auf, und ſein fragender Blick blieb auf mir ruhen. Bewegt ſtreckte ich ihm meine Hand entgegen, er ſchlug ein und mit Freude empfand ich ſeinen Gegendruck.

„Habe Dank," ſagte er im Weitergehen faſt tonlos, und legte, als bedürfe er einer Stütze, ſeinen Arm ſchwer auf meine Schulter. „Du haſt mir vielleicht einen großen Dienſt geleiſtet, ich glaube — ich glaube, es ſaß bereits tief, und ich will's verſuchen — ich will es verſuchen, ich verſpreche es Dir — ich will es verſuchen."

* * *

Franz ſchien in der Folge thatſächlich bemüht zu ſein, Darinka zu vergeſſen. Er begegnete mir zwar in den erſten Tagen etwas ſcheu und zurückhaltend und lehnte es ab, wenn ich ihn zu einem kleinen Spaziergange oder irgend einer geſelligen Zuſammenkunft aus der Kaſerne, wo er jetzt ein kleines Zimmer bewohnte, abholen wollte. Ich verfolgte aber meine Abſicht, ihn zu zerſtreuen, hartnäckig,

und zog ihn fast gewaltsam hinein in das Leben und Treiben unseres Kameradschaftskreises, der sich, da wir ja ganz auf uns selbst angewiesen waren, immer enger und geselliger sich gestaltete.

Darinka sah ich jetzt öfter als früher auf Augenblicke an einem der gegenüberliegenden Fenster stehen, und es wollte mich bedünken, als ob ein Zug von Bitterkeit aus ihrem Antlitz spräche, wenn ihr Blick sich flüchtig einmal zu mir erhob. Inzwischen war auch ihr Bruder Enrico aus Bologna angekommen, eine schlanke, schwarzäugige, sympathische Erscheinung und gebildete Persönlichkeit. Er schien an dem Umgange mit seinen angestammten Altersgenossen wenig Geschmack zu finden, fand sich vielmehr schon in den ersten Tagen im Café ein, wo er sich in aller Form einigen der jüngeren Offiziere vorstellte. Auch ich machte seine Bekanntschaft und benutzte die nächste Gelegenheit, ihn auch Franz vorzustellen. Es schien mir dies ein weiteres bindendes Moment zu bilden, daß sich Franz Darinka gegenüber noch mehr Zurückhaltung auferlege. Zu meiner großen Freude fanden die Beiden Gefallen aneinander, was meiner Absicht nur den besten Vorschub leisten konnte.

Zu dieser Zeit war Franz auch zum Lieutenant ernannt worden. Mit vielem Stolz trug er die neue Uniform mit dem goldenen Stern auf den dunkelgrünen Aufschlägen des Waffenrocks, und ich gewann den Eindruck, als schauten seine Augen wieder heiter in die Welt, wie vordem. Zugleich mit dem Avancement kam der Befehl, daß er für die Dauer eines halben Jahres das Kommando des Forts Presjeka übernehmen sollte, das auf der südlichsten dalmatinischen Bergkuppe gelegen ist. Bereits in acht Tagen hatte er mit seinen Mannschaften dahin abzumarschiren.

Doch es sollte soweit nicht kommen.

— — — — — — — — — — — —

Beim Scheine des matt flackernden Streichholzes bot sich mir ein entsetzlicher Anblick dar. (S. 106)

Wenige Tage vor seinem Aufbruch betrat ich eines Abends geraume Zeit nach Einbruch der Dunkelheit mein Haus, um mich zur Ruhe zu begeben. Im Begriffe, die ziemlich steile Treppe zu ersteigen, stieß mein Fuß an einen Gegenstand, der unter der Berührung zusammenzuckte, zugleich hörte ich mich unter stöhnenden Schmerzenslauten angerufen. Ich glaubte Franzens Stimme erkannt zu haben und erschrocken rief ich: „Bist Du es, Franz?"

„Ja — ich, ich bin es. Hilf mir!"

Ich schlug eilends Feuer an, und beim Scheine des matt flackernden Streichholzes bot sich mir ein entsetzlicher Anblick dar. Da lag Franz leichenblaß und mit schmerzverzerrten Zügen auf den untersten Stufen der Treppe. Er hatte seine neue Paradeuniform an, sie war blutbefleckt, ebenso die Dielen um ihn her; die Feldbinde war beschmutzt, der Federhut lag zerdrückt zu seinen Füßen. Er hatte heute als neugebackener Lieutenant erstmals den Dienst der Garnisonsinspektion versehen, eine Aufgabe, welche die Beaufsichtigung des gesammten Wachtdienstes innerhalb der Stadtmauern und der nächsten Umgebung in sich begreift.

Von banger Ahnung getrieben eilte ich, Kerzenlicht und Wasser aus meiner Stube herbeizuschaffen, kniete neben dem regungslos Daliegenden nieder, hob seinen Kopf sorgsam empor und hielt ihm das volle Glas an die Lippen. Gierig trank er es aus.

„Woher so viel Blut an Dir? Bist Du verwundet?"

Der Trunk schien ihn etwas belebt zu haben, er schlug die Augen auf und deutete ächzend auf seine linke Schulter. Rasch holte ich einige Kissen herbei und schob sie an der bezeichneten Stelle unter. Dankbar nickte er mir zu. Ich wollte nun Hilfe herbeirufen, zunächst unseren Hauswirth, um den Verwundeten vorläufig in mein Zimmer zu verbringen, doch Franz schien meine Absicht zu errathen und protestirte.

„Laß, laß," ſtieß er mühſam hervor, „mir iſt ſchon beſſer! — Niemand rufen ... nur noch ein wenig und ich kann mich ſelber weiterſchleppen."

Und in der That erhob er ſich, und kräftig von mir geſtützt, gelang es ihm, mein Zimmer und das Ruhebett zu erreichen, wo er aber auf's Neue kraftlos zuſammenſank.

Flink hatte ich ſeinen Waffenrock geöffnet und den Oberkörper entkleidet. Ich bettete ihn ſo, daß er mir ſeine linke Schulter zuwendete, und da zeigten ſich blutumrandete Verletzungen, unter deren Berührung der Verwundete ſchmerzlich zuſammenzuckte und die unzweifelhaft durch ein Geſchoß herbeigeführt ſein mußten. Ich forderte Franz auf, ſich ruhig zu verhalten, ſuchte die Wunden ſo gut als möglich zu reinigen und einen Nothverband darüber zu legen. Von Blut geſäubert, bot die Verletzung ein weniger bedenkliches Bild, ſie konnte nicht ſchlimmer Art ſein, unverkennbar war eine Kugel ſeitlich des linken Oberarms in das Schulterblatt eingedrungen und eine Handbreit davon gegen den Rückenwirbel zu wieder ausgetreten. Groß aber mußte der Blutverluſt des Verwundeten geweſen ſein, daher die Erſchöpfung. Ich wuſch ihm nun auch das Geſicht mit kaltem Waſſer reichlich ab, und er wurde daraufhin leidlich munter.

Mit dem Ausdruck des Dankes in Aug' und Mienen wollte er ſich dazu anſchicken, mich über den Vorgang aufzuklären, doch ich hielt ihn zurück. „Vor Allem muß der Stabsarzt zur Stelle ſein und da Niemand zur Hand iſt, will ich ihn ſelber holen. Kann ich Dich kurze Zeit allein laſſen?"

„Ich denke, ja, ich fühle mich jetzt verhältnißmäßig wohl."

„Willſt Du noch eine Erfriſchung?"

„Ja, gib mir ein Glas voll Waſſer, ich habe ſchon

wieder brennenden Durſt.“ Und mit gierigen Zügen leerte er ein zweites Glas aus bis zur Neige.

„Ich gehe jetzt und hoffe ſchnell zurück zu ſein, halte Dich ruhig bis dahin, hörſt Du?“

„Völlig ruhig!“ verſicherte er und ließ den dabei leicht erhobenen Kopf zurückſinken auf das Kiſſen.

Ich ſtürmte davon, und binnen kurzer Zeit hatte ich den Arzt zur Stelle.

„Nun, Herr v. Berg, was hat es gegeben?“ fragte dieſer eintretend, indem er den Daliegenden aufmerkſam muſterte.

„Blut, Herr Doktor, Blut!“ entgegnete Franz, indem er einen ſcherzhaften Ton anzuſchlagen verſuchte.

„Nun, Sie ſind ja bei alledem ganz munter. Dann wird's ſo ſchlimm nicht ſein! Laſſen Sie 'mal ſehen ... wo erhielten Sie denn die Kugel?“

„Draußen an der Caſa di febre.“

„An der Caſa di febre,“ wiederholte der Doktor mechaniſch, indem er ſchon dabei war, meinen Nothverband abzunehmen und die Verletzung zu unterſuchen. „Sie hatten Inſpektion, wie ich ſehe, und waren wohl auf dem Wege, die Schießſtattwache zu inſpiziren?“

„Allerdings, ich wollte zur Schießſtätte, kam aber nicht ſo weit ...“

„Sondern?“

„Ich ging an den Hecken entlang, die nach der Strandſtraße führen, dort wo hinter der Caſa di febre die Granatapfelbüſche die Kultur umſäumen. Plötzlich ſchien es mir, als blitze es hinter den Hecken hell auf, zugleich fühlte ich einen brennenden Schmerz die Schulter durchzucken und ſank in die Kniee.“

„Und lagen wie lange?“

„Im nächſten Augenblicke war ich ſchon wieder empor, ſpähte umher, aber nirgends war ein menſchliches Weſen

wahrzunehmen. Ich folgte dem nächſten Impulſe, mich den Büſchen zuzuwenden, der Schmerz in der Schulter aber wurde mit jeder Bewegung nachhaltiger, ich fühlte das warme Blut über meinen Rücken rinnen und wandte mich der Stadt zu."

„Ohne Hilfe bis hierher?"

„Ohne jede Hilfe. Ich ſchleppte mich, ich weiß nicht wie lange ... mußte ſehr oft raſten ... endlich war ich durch die Porta Terra und in dieſem Hauſe, wo mich Schwindel und Erſchöpfung übermannten."

„Eine wackere Leiſtung das, Herr v. Berg, denn es iſt ein ganz artiger Schuß, der Ihre Schulter da in Unordnung gebracht hat."

„Iſt die Verletzung bedenklich?" fragte Franz.

„Das nicht, Sie können von Glück ſagen. Würde der Burſche nur ein klein wenig nach links gehalten haben, wäre es um Sie geſchehen geweſen. So aber werden einige Wochen Lazaretharreſt Sie vollſtändig wiederherſtellen."

„Und Du haſt keine Ahnung, wer den Schuß gethan haben könnte?" fragte ich.

„Ja und nein! Wenn ich den Herren dieſe Frage beantworten ſoll, muß ich geſtehen, daß ich vor dem Unfall draußen am Brunnen der Caſa di febre ein kleines Rendezvous hatte ... und ich vermuthe faſt, daß der Schuß damit in Zuſammenhang zu bringen ſein dürfte; ich möchte die Herren übrigens bitten, dieſer Mittheilung vorläufig Diskretion zu gewähren."

Da ich den Hergang der Sache ahnte, mußte ich mir bei dieſem offenen Geſtändniß gleichwohl Gewalt anthun, Franz nicht merken zu laſſen, daß mich ſeine Mittheilungen mit vieler Betrübniß und Bitterkeit erfüllten.

Zum Glück war der Arzt jetzt völlig mit der Behandlung der Wunde beſchäftigt und forderte den Patienten auf, ſich ruhig zu verhalten. Obgleich die Operation

recht ſchmerzhaft ſein mußte, verzog Franz dabei keine Miene.

Nach einer kleinen Weile war die Prozedur beendet, und der Arzt verfügte noch, daß es am beſten wäre, wenn der Patient die Nacht über liegen bliebe, wo er ſei, morgen mit dem Früheſten wolle er ihn in's Lazareth holen laſſen.

Ich war ſelbſtverſtändlich ſofort bereit, die Krankenpflege zu übernehmen, worauf mir der Doktor für möglicherweiſe eintretendes Fieber Verhaltungsmaßregeln gab und ſich dann empfahl.

Als das Geräuſch ſeiner Schritte verklungen war, bat mich Franz, an ſeiner Seite Platz zu nehmen, und ich rückte einen Stuhl herbei. Er ſtreckte mir den geſunden Arm entgegen, ſeine Hand ruhte einen Augenblick ſchwer in der meinen. Er mochte fühlen, daß er mir eine Erklärung ſchulde. Eine Weile ſah er mich ſtumm an.

„Wenn Du mir etwas zu ſagen haſt," brach ich endlich das Schweigen, „ſo verſpare es für ſpäter, Du haſt gehört, daß Du jede Aufregung meiden ſollſt. Du kannſt mir mehr darüber erzählen, wenn Dir erſt beſſer iſt."

„Es kann nur zu meiner ſeeliſchen und körperlichen Beruhigung beitragen," entgegnete er mit abwehrender Geſte, „wenn Du dennoch erlaubſt, daß ich mein Gewiſſen gleich jetzt zu erleichtern ſuche. Von Anſtrengung kann kaum die Rede ſein, mir iſt, bis auf einige begreifliche Mattigkeit, ganz wohl. Ich muß geſtehen, daß mir zuletzt recht bange geworden war, die Kugel möchte tiefer ſitzen. Als ich mich zuſammenbrechen fühlte und mich nur noch über die Schwelle dieſes Hauſes zu ſchleppen vermochte, fürchtete ich, Dich nicht mehr zu ſehen, und doch biſt Du es geweſen, den ich um jeden Preis noch hätte ſprechen mögen. Sei mir nicht böſe, Freund, blicke nicht ſo ernſt! Du darfſt mir glauben, ich habe mein Verſprechen bisher

treulich gehalten; ich habe Deine Mahnungen ſehr wohl verſtanden und mich zu überwinden geſucht ... ich glaube, ich hätte es auch überwunden, aber Darinka, ſie vermochte es nicht. Ich war für ſie plötzlich wie verſchwunden, ſie hörte auch nichts mehr von mir, ſie wußte nichts von dem Zwange der Verhältniſſe, die mich gehen hießen. Da mochte ihr Herz ſich zuſammenkrampfen, ſie achtete nicht der Schranken, die zwiſchen uns liegen, getrieben von dem Verlangen, Gewißheit zu haben, wollte ſie mich ſprechen. Ich zögerte, doch es überkam mich wie ein Fieber und gewaltſam zog es mich zu ihr hin, fühlte ich doch auch, daß ich zu einer Erklärung verpflichtet ſei, denn ich war es, der dieſe Liebe genährt, vielleicht ſogar wachgerufen hat. — Maruſchka, die Pandurin, überbrachte mir die Botſchaft. Darinka iſt ein herrliches Weib, und wer wollte ihrer Liebe widerſtehen können? Seit ich ihr Aug' in Auge gegenüber geſtanden, ſeit ihr Athem meine Wange ſtreifte, ihre Lippen auf den meinen brennen fühlte, ſeitdem ich weiß, daß ſie in ſchmerzlichem Leid vergehen will, ſeit ſie erbebend an meiner Bruſt gelegen, iſt mir gar ſeltſam zu Muthe. Ich glaube, das frühere Sehnen und Wogen, das mich vordem erfüllte, iſt viel ſtärker noch in meiner Bruſt wieder erſtanden. Wenn der Dichter Recht hat, der irgendwo ſagt: Der Liebe Schmerz ſei ein zu ſüßer Schmerz, als daß man ernſt an Heilung dächte, und wenn man dann geheilt ſein möchte, ſei's zu ſpät ... ich fürchte, es trifft auf mich, es trifft auf uns Beide zu."

Franz ſah lange ſtill vor ſich nieder und fuhr dann bewegt fort: „Und ihre Liebe zu mir hat auch noch, ohne daß ich es ahnte, einen anderen Sturm beſtehen müſſen. Seit wenigen Stunden weiß ich, daß Darinka doppelt gelitten hat, daß eine dritte Perſon hauptſächlich Anlaß war, ſie zu beſtimmen, die erſte Zuſammenkunft herbeizuführen. Schon ſeit längerer Zeit hat ihr ein gewiſſer Ivan Petrovic,

der Sohn einer der angesehensten hiesigen Familien, besondere Aufmerksamkeiten erwiesen. Sie verhielt sich dagegen von jeher ablehnend, beachtete ihn aber kaum mehr, als ihr Sinnen sich mir zuwendete. Vor wenigen Tagen nun fand sich dieser Ivan bei ihrer Familie ungeladen zum Abendessen ein, eine Förmlichkeit, die hier als der erste erklärte Schritt des Freiers gilt, also völlig der Werbung gleichkommt. Ihre Eltern empfingen den jungen Nobile, der für die beste Parthie des Städtchens gilt, mit großem Wohlwollen, während sich Darinka bei diesem Akte kühl und abstoßend zeigte. Sie erklärte mir, daß er ein rauher, ungeschliffener Patron sei, an dessen Seite sie sich nur unglücklich fühlen würde, sie könnte sich nie dazu entschließen, ihm die Hand zu reichen, auch wenn sie mich nicht kennen gelernt hätte. Durch ihre entschiedene Haltung zog sie sich nicht nur den Unwillen dieses Freiers, sondern auch die Ungnade ihrer Eltern zu."

„Das heißt also, ihre Eltern bestehen darauf, daß sie diesen Petrovic heirathet."

„Davon war nicht die Rede, Freund, wir waren das erste Mal zu einander gelangt, und Du wirst es begreifen, wenn ich sage, daß alles Uebrige in einer Sturmfluth von Lachen und Weinen, Fragen und Betheuern unterging, daß ich nicht wußte, wie mir geschehen war, als ihre Vertraute zur Heimkehr mahnte."

„Du hast Dich also von der Liebe Wogen widerstandslos erfassen und fortreißen lassen?"

Franz blieb mir die Antwort schuldig, er legte wieder seine Hand in die meine, und der warme Druck derselben war beredt genug.

„Und glückselig träumend von Deinem jungen Liebesglück bist Du von jener Stelle gegangen; und dann dieses unheilvolle Erwachen!"

Düster sah Franz vor sich nieder. „Wer sollte es ge-

weſen ſein," fragte er herbe, „kein Anderer als er, dieſer Ivan oder ein gedungener Bravo."

„Quäle Dich nicht damit ... heute nicht," warf ich ermahnend ein, „Du haſt zunächſt an Deine Geſundung zu denken, verſuche zu ruhen, das Uebrige wird ſich ſchon finden."

Folgſam wie ein Kind ließ er den Kopf niederſinken. Nicht lange, und tiefe, regelmäßige Athemzüge bekundeten, daß er in wohlthuenden Schlaf verfallen ſei.

Lange noch ſaß ich an ſeinem Lager, den Blick auf ſein hübſches, jetzt etwas fahles Antlitz gerichtet, und die widerſtrebendſten Bilder traten mir vor die Seele. Es iſt doch ein gar eigenes Ding um die Liebe, und ich dachte an meinen Blondkopf draußen in unſerem gemeinſchaftlichen Heimathsſtädtchen, an alle die ſeligen verlebten Stunden, die unſere Liebe inmitten freundlicher Familienkreiſe gebaren und befeſtigten. Und hier der Mann, mit dem ich von jung auf befreundet geweſen — wie verſchieden war ſein Weg, wie holperig und gefahrvoll. Und wenn ich mir die Gewiſſensfrage vorlegte, ob Darinka ſeiner würdig ſei, ſo konnte ich nicht mit Nein antworten, denn nichts ſprach dafür, daß ihrer herrlichen äußeren Erſcheinung nicht auch eine ſchöne Seele innewohne.

Nach einer ruhig verbrachten, faſt ſchlafloſen Nacht war am anderen Morgen mein Erſtes, Meldung des Vorfalles zu erſtatten. Unterdeſſen trafen auch die Lazarethbedienſteten ein, um Franz mittelſt einer Tragbahre nach dem Garniſonsſpital abzuholen. Er lehnte es jedoch ab, ſich in dieſer aufſehenerregenden Weiſe transportiren zu laſſen und entſchied ſich trotz meines Proteſtes, den kurzen Weg dahin zu Fuß zurückzulegen. Entſchloſſen verließ er das Zimmer, mußte aber ſchon auf der Treppe einſehen, daß er ſehr geſchwächt war, nur ſchwer vorwärts kam und ſich durch einen der Wärter ſtützen laſſen mußte. Der

Zufall wollte es, daß gerade in dieſem Augenblick Darinka am Fenſter ſtand, und erbleichend ſah ſie es mit an, wie Franz die Gaſſe betrat und wankenden Schrittes von dannen ging.

Kaum eine Viertelſtunde mochte ſeitdem vergangen ſein, als die freundliche Frau meines Hauswirthes eilfertig bei mir eintrat und mich bat, doch hinüber zu kommen in ihr Stübchen, wo mich Jemand dringend zu ſprechen wünſche. Als ich Folge leiſtete, ſtand zu meiner Ueberraſchung, bleich bis in die Lippen und verſtört, Darinka vor mir.

„Herr, verzeihen Sie, wenn ich meinem Herzen folge, ich weiß, Sie ſind ſein Freund!“ ſtürmte ſie mit der ganzen Gluth ſüdlicher Lebhaftigkeit auf mich ein.

„Der bin ich, mein Fräulein, bitte, befehlen Sie!“

„Ich habe Francesco geſehen, ſagen Sie mir um aller Heiligen willen, was iſt geſchehen?“

„Beruhigen Sie ſich, es ſteht nicht allzu ſchlimm um ihn; er iſt krank und wird hoffentlich bald wieder geſunden,“ erwiederte ich, faſt peinlich berührt durch ihr Ungeſtüm, und dadurch, daß ſie meine Mitwiſſenſchaft und ihre Beziehung zu Franz vorausſetzte.

Ich ſchob zwei Stühle zurecht, bat ſie, Platz zu nehmen und begann zu beichten, was mir aus Franzens Mittheilungen bekannt geworden war. Geſpannt lauſchte ſie, die ſchönen Feueraugen ſtarr auf mich gerichtet, als wollte ſie jedes Wort vorweg von meinen Lippen leſen. Als ich den meuchleriſch abgegebenen Schuß erwähnte, überlief ihren Körper ein nervöſes Zittern und krampfhaft ballte ſie die Hände.

Selbſt ergriffen von ihrer Erregung hielt ich einen Augenblick inne, doch ſchnell forderte ſie mich mit einem Blicke auf, weiter zu erzählen. Als ich zu Ende kam und wiederholt verſichert hatte, daß Bedenken durchaus nicht vorlägen, wandte ſie ſich mir plötzlich energiſch zu, ihre Augen ſchoſſen Flammen.

„Wiſſen Sie," rief ſie mit erhöhter Stimme, in der Zorn, Haß und Verachtung wiederklangen, „wiſſen Sie, wer der Mordbube geweſen iſt? Hat Francesco nicht davon geſprochen?"

„Ja, er hat es angedeutet, ich kann es mir denken."

Zuſammenzuckend beugte ſie ſich vorn über und ſah geraume Zeit vor ſich auf den Boden nieder, die heftigſte Erregung malte ſich in ihren bleichen Zügen, dann erhob ſie ſich langſam, trat auf mich zu und bot mir ihre Hand. „Vielen Dank, Herr," hauchte ſie mehr, als ſie ſprach, in faſt weicher Betonung, „vielen Dank, verzeihen Sie, daß ich Sie ſtörte. Haben Sie Nachſicht mit einem unglücklichen Mädchen, grüßen Sie Ihren Freund, meinen armen Francesco!"

Aufſchluchzend ſank ſie auf ihren Stuhl zurück, mit beiden Händen bedeckte ſie ihr Antlitz, Thränen entſtürzten ihren Augen.

Ernſt und bewegt ging ich von dannen. Ja, das war die Liebe, die Liebe, die bereits tiefe Wurzeln geſchlagen hat, die keine Umkehr mehr kennt, die andere Mächte neben ſich nicht duldet. Aber — wie würde ſie enden?

* * *

Ueber den meuchleriſchen Ueberfall war auf Betreiben des Stationskommandos zwar eine ſtrenge Unterſuchung angeordnet worden, doch ſie verlief wie gewöhnlich reſultatlos. Hier lag freilich der Angriff auf einen Offizier vor, die Behörden führten die Angelegenheit ernſter als ſonſt, doch die Verhältniſſe blieben füglich dieſelben. Die Fälle, daß der jähzornige Morlakke bei den unbedeutendſten Mißliebigkeiten ſeine Buſchka von der Schulter reißt und den Gegner über den Haufen ſchießt, waren zu jener Zeit dortzulande an der Tagesordnung, und ſind es wohl heute noch. Der Verbrecher findet ſchnell ſeine Helfer, flüchtet, bis über den Vorgang Gras gewachſen iſt, in's Gebirge

oder geht zur See, um erſt nach Jahren wiederzukehren, und man denkt dann wohl nur in ſeltenen Fällen daran, die Verhandlungen auf's Neue aufzunehmen.

Franz hatte ſich mit Rückſicht auf Darinka und ihre Familie nicht entſchließen können, den Tribunalbeamten Ivan Petrovic als den muthmaßlichen Thäter zu bezeichnen, und ſo hatte derſelbe nur auf allgemeine Verdachtsgründe hin ein kurzes Verhör zu beſtehen, in dem er ſein Alibi nachweiſen konnte. . . .

Franz war mittlerweile völlig hergeſtellt und mit ſeiner Entlaſſung aus dem Lazareth an demſelben Tage noch abkommandirt worden. Da das früher für ihn in Ausſicht genommene Detachement inzwiſchen von einem anderen Kameraden bereits befehligt wurde, übertrug man ihm das Kommando einer detachirten Abtheilung in San Stefano, einem kleinen befeſtigten Punkte an der Bucht jenſeits von Budua gelegen, in deren Mitte ein gegen die See ſteil abſtürzender Felſen, der Scoglio San Nicolò, aufragt.

Bei dem Umſtande, daß wir in allen dieſen Grenzſtationen feſt an die Scholle gebunden waren, hörte ich dann nur ſelten noch von ihm, gelegentlich überbrachte mir ein mit beſonderen Meldungen entſendeter Unteroffizier kurze ſchriftliche Mittheilungen oder gar nur einen mündlichen Gruß.

Auch Darinka ſah ich nur noch dann und wann flüchtig an einem ihrer Fenſter, und nahm an, daß auch hier die Zeit ihren heilſamen Einfluß nicht verleugnen würde. War die Liebe der Beiden ſo innig, wie ich nach den erlebten Vorgängen annehmen mußte, ſo konnte die Trennung ſie ja wohl vertiefen, denn die Herzensneigungen feſſeln ſich an keinen Ort, ſie greifen in die weiteſten Fernen; war die Liebe nicht ſo tief, dann konnte die Entfernung doch noch dazu beitragen, den Frühlingstraum der Beiden wie den Quell im Sande verſiegen zu laſſen. —

Da, eines Morgens, kaum daß der Tag graute, wurde ich durch eine Ordonnanz aus dem Bette geholt und in Feldausrüstung zum Kommandanten befohlen. Eilends fuhr ich in die Kleider; schnallte Säbel und Revolvertasche um und war in wenigen Minuten auf dem Wege.

Als ich beim Kommandanten eintrat, fand ich daselbst nicht nur seinen Adjutanten, sondern zu meiner Ueberraschung auch Enrico, den Sohn des Capo-Villa vor, der in tiefer Niedergeschlagenheit meinen Gruß kaum erwiederte. Neben ihm stand völlig zerknirscht eine Dienerin seiner Familie, ein junges Mädchen, das ich oft schon hatte im Hause des Stadthauptes aus- und eingehen sehen.

Der Kommandant war eben dabei, sich von den Beiden über einen Vorfall berichten zu lassen, während der Adjutant am Schreibtische saß, die Aussagen der beiden Personen zu Papier zu bringen. Wie eine böse Ahnung stieg es in mir auf, daß die Vernehmung einen Vorfall in Beziehung auf Darinka und Franz betreffen müsse.

Ich sollte darüber nicht lange in Ungewißheit bleiben, der Kommandant unterbrach die Amtshandlung und wendete sich an mich.

„Da Sie mit Lieutenant v. Berg befreundet sind, habe ich Sie für die Mission ausersehen, sich sofort nach dem Scoglio San Nicolò hinüber zu begeben, um daselbst Ihren Freund aufzusuchen und ihm, wenn es noch möglich ist, Beistand zu leisten. Es sind heute Nacht auf dem einsamen Felsen bedauerliche Dinge vorgefallen, die Sie sich, damit keine Zeit verloren geht, während der Ueberfahrt von diesem Mädchen hier schildern lassen wollen. Dementsprechend treffen Sie Ihre Vorkehrungen. Sie bedienen sich zur Ueberfahrt der Stationsbarke, die in diesem Augenblicke schon klar sein dürfte und nehmen den Doktor und einige Unteroffiziere mit, die ich bereits an den Molo habe beordern lassen. So bald als möglich

erwarte ich Ihre Meldung, hoffentlich finden Sie Berg noch lebend vor."

Damit war ich entlaſſen, ich verſicherte mich des Mädchens und eilte, ſo ſchnell mir daſſelbe folgen konnte, der Porta Marina zu, wo auf dem Landungsdamme der Doktor und einige Unteroffiziere meiner bereits warteten. Der Erſtere beſtürmte mich mit Fragen, was denn vorgegangen ſei, doch ich ſagte ihm, daß ich ihm keine Auskunft geben könne, wußte ich's doch ſelbſt noch nicht.

„Eilen Sie, Doktor — alle Mann in das Boot!" kommandirte ich, beorderte neben die beiden bereits im Fahrzeug befindlichen Berufsruderer noch die zwei kräftigſten Unteroffiziere an die vorhandenen Reſerveriemen und nahm ſelbſt das Steuer. In meiner nächſten Nähe hatte das Mädchen und der Doktor Platz zu nehmen. Mit wenigen kräftigen Ruderſchlägen waren wir über die ſchwache Brandung hinweg, und ich hielt ſchnurgeraden Kurs auf den Felſen.

„Nun erzähle," wandte ich mich an das Mädchen, „was iſt vorgegangen?"

Dieſe war in der beſten Stimmung, in Thränen auszubrechen, und ich mußte ihr energiſch begreiflich machen, daß ihre Mittheilungen jetzt wichtiger ſeien.

Endlich hatte ſie ſich gefaßt und begann in verſtändlichem Italieniſch zu erzählen, daß Signorina ſehr krank geworden ſei, daß das Schlimmſte zu befürchten ſtehe.

„Was fehlt ihr?" frug ich, denn ich ſah ein, daß ich mit Fragen weiter kommen würde.

„Ich weiß nicht, es wird der Schreck ſein, ſie war wie todt, und ich brachte ſie heute Nacht kaum noch nach Hauſe."

„Und wo biſt Du mit ihr geweſen?"

Sie deutete mit der Hand nach dem Scoglio hinüber.

„Drüben auf dem Felſen?"

„Ja, Herr!"

„Wie iſt es euch nur möglich geworden, aus der Stadt zu kommen, die Thore werden bei Sonnenuntergang doch geſchloſſen?"

„Signorina ſtieg von unſerer Veranda auf die Mauer und befeſtigte auf derſelben eine Strickleiter. Unweit iſt der Strand, und da liegt ja ſtets das Boot."

Nun ſah ich klar und ich frug: „War das ſchon öfter der Fall?"

„Ja, Herr!"

„Wie oft?"

„Faſt jede Woche."

„Und von San Stefano kam dann immer der junge hübſche Lieutenant, der eurem Hauſe früher einmal gegenüber gewohnt hat, nach dem Felſen hinüber, nicht wahr?"

„Ja, Herr!"

„Und ſo war es auch heute Nacht? Erzähle!"

Sie wiſchte ſich mit beiden Aermeln die Thränen aus den Augen und berichtete endlich: „Ich mußte am Ufer des Felſens bei den Booten bleiben. Signorina ging mit dem Offizier etwas den Berg hinan. Sie waren noch nicht lange weg, da hörte ich Ruderſchläge, und um den nächſten Felſenvorſprung herum kam noch ein Boot. Es hielt neben dem unſeren, und der Mann, der demſelben entſtieg, war Ivan Petrovic. ‚Jeſus, Maria und Joſeph!' ſchrie ich, da ſprang er aber ſchon auf mich zu und verſetzte mir einen Stoß, daß ich niederſtürzte. Ich ſchrie aber dennoch, was ich konnte. Da eilte der junge Herr herbei, hinter ihm die Signorina, Ivan ſprang ihnen entgegen. Einen Augenblick ſtanden ſie ſich ſtumm gegenüber, dann entſpann ſich zwiſchen den beiden Männern ein Wortwechſel, dann ein fürchterlicher Kampf. Die Signorina ſchrie entſetzlich und wollte ihrem Liebſten beiſtehen; ich hatte mich aufgerafft und war ebenfalls herbeigeſprungen, in dieſem

Augenblick erhielt auch Darinka von Ivan einen Stoß und flog nieder auf die Steine. Ich eilte ihr zu Hilfe, doch sie hatte sich schon emporgerichtet, hielt meinen Arm krampfhaft gefaßt und starrte hin nach den Männern, die keuchend miteinander rangen und sich immer mehr von uns entfernten, so daß sie im Dunkel kaum noch zu erkennen waren. Da plötzlich klang ein geller, markerschütternder Aufschrei, und dann war es still."

„Und dann?" frug ich drängend, als das Mädchen tief aufathmend inne hielt.

„Dann, Herr, sah ich nur noch eine dunkle Gestalt an mir vorüber eilen, den Booten zu, und kümmerte mich nur noch um die Signorina, die bei dem entsetzlichen Schrei in meine Arme gesunken war. Ich hielt sie für todt und ließ sie auf die Steine nieder. Ich kniete neben ihr hin und betete, ich weiß nicht wie lange. Da regte sie sich wieder, ich rüttelte sie auf, sie erhob sich und ließ sich von mir willig halb tragen, halb führen, aber was ich auch redete, bat, flehte, sie sprach kein Wort, sie blieb stumm."

„Und Du hast sie in das Boot gebracht und nach Hause gerudert?"

„Ja, Herr! Doch es war nicht möglich, sie über die Leiter zu bringen, ich hieß sie am Strande sitzen bleiben und warten; sie that es, ich stieg allein hinauf, und da der Capo-Villa fort ist auf einer Reise, weckte ich den jungen Herrn."

„Und der junge Herr ging zum Stationskommandanten, der das Thor öffnen ließ?"

„Ja, Herr!"

Nun wußte ich ja die Hauptsache und stand damit vor der vielleicht letzten Scene eines fürchterlichen Dramas.

Von ferne gewahrte man an der Uferlinie des Scoglio einen dunklen Punkt, und ich hielt ihn für das Boot, das von Franz zur Ueberfahrt benutzt worden war. Ich feuerte

meine Leute an, so viel sie vermöchten, sich in die Riemen zu legen, und endlich stieß der Kiel unseres Fahrzeuges knirschend auf den Kiesstreifen, von dem der Scoglio hier auf der geschützten Landseite stellenweise umrandet ist, während seine Felsenmassen grotesk emporragen und der offenen See zu wohl an hundert Meter tief fast senkrecht abstürzen.

Ich hatte genau auf die schmale, sanft sich abdachende Niederung gehalten, die mir das Mädchen als die von Franz und ihrer Gebieterin benützte Landungsstelle bezeichnete und zugleich auf das Boot, das ich von fern schon als solches erkannte; an dem mittleren Sitzbrette desselben lehnte Franzens Säbel, den er sich zu seinem Unglück abgeschnallt hatte; auf dem Boden des Fahrzeuges lagen zusammengefaltet seine Handschuhe, er konnte also den Scoglio bisher nicht verlassen haben. Schnell waren meine Unteroffiziere instruirt und in allen Richtungen entsendet, das Eiland abzusuchen; in spätestens einer halben Stunde mußte es geschehen sein, der Flächeninhalt der Insel war nur unbedeutend.

Währenddem ließ ich mir von dem Mädchen genau die Standorte bezeichnen, welche die Betheiligten bei dem nächtlichen Vorgange eingenommen hatten. Hier zwischen zwerghaftem, kaum kniehohem Rosmaringesträuch war nach der Aussage derselben Ivan auf das herbeieilende Paar gestoßen, um kurz darauf seine Faust zum ersten Schlage zu erheben, dort war Darinka zu Boden gesunken, noch hing an üppig emporschießenden Kakteen ein buntes Ueberhangtuch, das ihr von den Schultern geglitten war; einige Schritte weiter fand sich ein entblößter blitzender Handschar, den Franz seinem Gegner vielleicht entrungen hatte, und hier auf messerscharf ausgewaschenen Felsenkanten bemerkte ich Blut. Ich suchte diese Spuren mit der größten Aufmerksamkeit zu verfolgen, und zu meinem Entsetzen deuteten sie

darauf hin, daß die kämpfenden Männer einer Felsplatte sich zugedrängt hatten, die jäh über dem Meer hing. Dort auf dem grauen verwitterten Steinblock lagen abgerissene Kleiderfetzen, das zertretene Stück einer mir nur zu gut bekannten Uhrkette, daneben eine schwarze Mütze, wie sie von den jungen Buduanern getragen wurden.

Erschüttert hielt ich inne und starrte hinab in die gähnende Tiefe. Sollte ihn hier die Kraft verlassen, sollte hier die Ueberlegenheit des muskulösen Buduaners sich geltend gemacht, den Kampf zu einer furchtbaren Entscheidung gebracht haben? . . . Es war entsetzlich, den Gedanken auszudenken.*)

Ich trat vor an den Rand des Felsens, sah lange fragend nieder auf die heranwogenden Wasserrosse, wie sie in gleichmüthig grausig-schönem Spiel ihre weißen flatternden Mähnen an dem Felsen zerschlugen, und immer klarer und bestimmter befestigte sich in mir die Ueberzeugung, daß es umsonst sein würde, nach Franz weiter zu suchen.

Mir schwindelte, meine Hände suchten einen Halt, willenlos ließ ich mich durch den Doktor einige Schritte vom Felsenrand zurückführen, wo die Unteroffiziere meiner bereits harrten und die Meldung erstatteten, daß ihre Suche eine vergebliche gewesen sei. — — — — — —

Franz war und blieb unauffindbar. Vier Tage lang kreuzten wir in mehreren Booten um den Scoglio und suchten die ganze weite Bucht ab, in der Hoffnung, daß wenigstens sein Leichnam an das Ufer getrieben wurde, aber die See gab ihn nicht wieder.

Auch von Ivan Petrovic, nach dem man eifrig suchte, wurde keine Spur gefunden, und es gewann den Anschein, als seien die beiden Gegner vereint in den Tod gegangen, als habe Beide das Meer verschlungen.

*) Siehe das Titelbild.

Jene Stunden und Tage waren mir noch im frischen, schmerzlichen Angedenken, da traf ganz unverhofft die Nachricht ein, daß ich zu einer in der Nähe von Wien liegenden Truppe versetzt sei. Ich kehrte Budua gern den Rücken, aber lange noch lag die Erinnerung an Franz und sein schönes Lieb wie ein böser Schatten auf meinem Gemüthe.

Jahre kamen und vergingen. Da überraschte der Telegraph alle Welt mit der Nachricht, daß in eben jener Felsenwüste des dalmatinischen Südens ein Aufstand ausgebrochen sei, dessen Ausdehnung und Kraft in den ersten Tagen erheblich unterschätzt wurde. Es war von jeher ein blutgetränkter Boden, auf dem jetzt die Kriegsfurie wieder einmal in ihr Recht trat, denn seit Jahrhunderten hatte die Bevölkerung, die jetzt gegen die kaiserlichen Truppen in Waffen stand, gegen die räuberischen Ueberfälle nachbarlicher Stämme zu Felde ziehen müssen. Den Anstoß zu dieser ganz unerwarteten Erhebung gab die Annahme eines Gesetzes, daß auch die Süddalmatiner gleich den übrigen Staatsbürgern zum Truppen- und Landwehrdienste herangezogen werden sollten.

Bald wogte in den oft fast unzugänglichen Felsenwüsten ein erbitterter Kampf, der Seitens der Eingeborenen in barbarischer Weise geführt wurde. Felsgeschosse, Verhaue, abstürzende Massen, welche ganze Glieder der anstürmenden braven Truppen niederschmetterten, die Kugeln des Hinterhalts, gepaart mit einer oft unglaublichen Kampfesweise, bildeten die Schwierigkeiten, die überwunden werden mußten.

Trotzdem sich unsere Soldaten, namentlich die gebirgsgewohnten steirischen Jäger, ungemein tapfer geschlagen, die schwierigsten Terrainverhältnisse bezwungen und oft die ungeheuerlichsten Drangsale mit musterhafter Ausdauer ertragen hatten, waren bald weitere Truppen-

nachschübe nöthig, und auch mein Bataillon erhielt Marschbefehl.

So war ich denn zum zweiten Male auf dem Wege nach den unwirthlichen südlichen dalmatinischen Bergen, und wenn ich diesen Marsch mit sehr gemischten Empfindungen antrat, überwog doch das stolz-freudige soldatische Bewußtsein, daß es diesmal für die Interessen des Vaterlandes in den Kampf ging, alles Uebrige.

Bald hatten wir einige blutige Gefechte bestanden, und einmal schien es, daß ich auf unseren Zügen auch Budua berühren sollte. Gern hätte ich vernommen, was aus der schönen Geliebten meines unglücklichen Franz geworden sei, von der ich nur wußte, daß sie damals nach der schrecklichen Nacht auf dem Scoglio einer schweren Krankheit verfiel. Als ich infolge meiner Abberufung Budua fast plötzlich verließ, war sie noch nicht gesundet, und später entnahm ich gelegentlichen kameradschaftlichen Mittheilungen nur noch, daß es seit jener Krankheit um ihre Gemüthsverfassung recht bedenklich stünde.

Mit unserem Einmarsch in das Städtchen wurde es aber nichts, unsere Operationen führten uns wieder nordwärts in die Wildniß der Krivoscie, und als der letzte Schuß gefallen war und die Insurrektion als niedergeschlagen betrachtet werden konnte, erhielt der Truppenkörper, dem ich angehörte, vorläufig die Stadt Spalato als Garnison angewiesen.

Diese ist der weitaus schönste und komfortabelste Platz längs des dalmatinischen Gestades, theilweise ein zwar durch die Mauern des ehemaligen Diocletianischen Palastes eingeengtes, altersgraues Gassenviertel, in der Peripherie aber eine nach verschiedenen Richtungen hinausdrängende moderne Stadt, in der sich bereits die ersten Ansätze prächtiger Bauten bemerkbar machten. Auf der Piazza dei Signori und den Hauptstraßen pulsirt modernes Leben, das den Kulturmenschen nichts vermissen läßt.

Ich besuchte gewöhnlich in den späteren dienstfreien Nachmittagsstunden ein Café, das auf dem interessanten und reizvollen Domplatze inmitten korinthischer Säulen und werthvoller Denkmäler späterer Bauperioden, im Vorhofe der ehemaligen Diocletianischen Residenz eingebettet liegt.

Eines Tages betrat ich dasselbe und suchte nach meiner gewohnten Zeitungslektüre. Ich gewahrte, daß das gewünschte Blatt von einem Herrn gelesen wurde, der mir den Rücken zukehrte, und gab dem Kellner den Auftrag, dafür zu sorgen, daß die Zeitung, sobald sie frei geworden sei, in meine Hände gelange. Dieser trat auf den Herrn zu, das Blatt wie üblich zu belegen, bei welcher Gelegenheit der Leser flüchtig nach mir hinsah, und ich erkannte in ihm zu meiner Ueberraschung Enrico, den Sohn des Capo-Villa aus Budua.

„Sie hier?" rief ich erstaunt aus und trat rasch auf ihn zu.

„Ich bin nicht weniger überrascht, Ihnen noch einmal im Leben zu begegnen," erwiederte Enrico, sich erhebend und streckte mir die Hand hin. „Sie kommen wohl aus der Bocche?"

„Ja, ich habe mehrere Monate hindurch Ihre heimathlichen Berge da unten abgeklettert und bin, offen gestanden, von Herzen froh, daß die wilde Rauferei zu Ende ist."

„Das glaube ich Ihnen gern, man hat schreckliche Dinge gelesen. Und bei dieser Gelegenheit haben Sie auch wieder einmal Budua gesehen?"

„Leider nein, es lag von der Operationslinie meiner Truppe zu weit seitab. Ich hätte es in diesem Falle sicherlich nicht versäumt, bei Ihnen vorzusprechen, um mich zu erkundigen, wie es Ihnen ergeht."

Ein schmerzlicher Ausdruck überflog die Züge Enrico's, und ich erkannte erst jetzt, daß er innerhalb der verhältniß-

mäßig kurzen Zeit, seit wir uns nicht mehr gesehen, ungemein gealtert war.

„Ich bin schon lange fort aus Budua," versetzte er, „Vater und Mutter liegen draußen auf dem Friedhofe an der Casa di febre, und auch Darinka, die Aermste, ist nicht mehr."

Ich war nicht wenig bestürzt über diese Mittheilung, mehr noch über die Betonung, mit der er mir dies Alles sagte, und äußerte meine innigste Theilnahme, die er mit warmem Händedruck entgegennahm.

„Ich weiß," begann er mit einigem Zögern, „daß Sie damals, ehe Sie Budua verließen, für meine arme Schwester viele Theilnahme bezeigten, und ich irre wohl nicht, wenn ich annehme, daß Sie gerne Näheres über ihr Geschick erfahren würden, Sie haben als Freund des unglücklichen Herrn v. Berg auch ein Recht dazu. Wenn Sie nichts vorhaben, so wird es mir willkommen sein, Sie heute Abend bei mir zu sehen."

Ich war selbstverständlich sofort dabei, und kurz darauf befanden wir uns auf dem Wege nach seiner Wohnung.

„Sie wissen sich noch zu erinnern," begann er zu erzählen, während wir über die alten grauen Steinfliesen der engen Gassen dahinschritten, „daß Darinka die Krankheit, von der sie nach jenem Vorgang auf dem Scoglio betroffen ward, wohl überwand, daß aber ihr Gemüthszustand krankhaft blieb. Anfänglich war es gar schlimm, sie zeigte für nichts mehr Theilnahme, alle unsere Einwirkungen, von Vater, Mutter und mir, blieben erfolglos, ja zeitweilig schien es, als sei ihr Geist völlig umnachtet. Da starben schnell hinter einander unsere Eltern, und während ich glaubte, daß mich diese neuen Schicksalsschläge fast erdrücken müßten, blieb Darinka theilnahmslos, sie war an Geist ein Kind geworden, das verständnißlos an der Todtenbahre stand, die Feder im Triebwerke ihres

Empfindungslebens hatte einen Sprung erlitten. Als ich meine Eltern unter die Erde gebettet hatte, konzentrirte ſich meine Sorge und Liebe nur auf ſie. Ich gab die Hoffnung nicht auf, daß ſie vielleicht doch noch geſunden würde. Auf einigen Reiſen, die ich zur Regulirung des elterlichen Nachlaſſes zu unternehmen hatte, befragte ich mehrere Aerzte, und ſie riethen mir, Darinka zunächſt einmal nach einer größeren belebten Stadt überzuſiedeln. Das war auch mir eben recht, ich fühlte wenig Luſt, das väterliche Handelsgeſchäft weiter zu betreiben, überall traten mir in dem kleinen Neſte allzuenge, wenig ſympathiſche Verhältniſſe entgegen, dazu verſprach ich mir von einer Ortsveränderung für Darinka in der That einen wohlthätigen Einfluß, und ſo kam es, daß ich hierher zog."

„Und Ihre Hoffnungen haben ſich alſo leider nicht erfüllt?" warf ich ein.

„Sie haben es zum Theil, und hätten es zweifellos völlig, wenn nicht wieder jener Ivan Petrovic auch hier unſere Wege gekreuzt hätte, und diesmal zu ſeinem eigenen und meinem Unglück."

„Wie, der Elende lebte alſo noch? Er war damals nicht mit umgekommen?"

„Nein, mein lieber Freund; dieſer Ivan Petrovic ſchien vom Schickſal auserſehen zu ſein, uns zu Grunde zu richten. Schon bald, nachdem Sie Budua verlaſſen hatten, tauchten dunkle Gerüchte auf, daß Petrovic noch lebe und ſich den ‚Malviventi' zugewendet hätte, Sie wiſſen, jenen ‚Wölfen vom Berge', die in den herzegowiniſchen Gebirgen und den Grenzbezirken ihre Schlupfwinkel haben und das Land im weiten Umkreis unſicher machen. Ihre Brandſchatzungen reichten zuweilen bis in die benachbarte, kaum eine Tagereiſe von hier entfernte Zaworje, ja bis unter die Mauern dieſer Stadt, und kein Fremder, kein Städter war ſicher, ohne eine Anzapfung davon zu kommen, wenn er es je

einmal wagte, ohne entsprechendes Geleit sich in's Innere zu begeben. Wir haben ja eine gutorganisirte Gendarmerie, und diese Männer kennen die Schlupfwinkel der räuberischen Gesellen, auch die Hehler, bei denen sie im ganzen Land Unterkunft erhalten, sie sind jahraus jahrein hinter ihnen her, machen ab und zu auch einen Fang, indessen gelingt es nur selten, den Rädelsführern beizukommen. Nichts vermag den Bauern und Hehler zu einem Geständnisse oder gar zu einem Verrathe zu bewegen, einestheils, weil die ‚Wölfe' unter dem Landvolke mit einer gewissen Noblesse aufzutreten wissen, anderntheils, weil der einsame Bewohner der Berge die Folgen einer Anzeige nur zu gut kennt und bitterlich zu bereuen hätte, denn der Räuber weiß in solchen Dingen nichts von Nachsicht.

Jene Gerüchte nun, daß Ivan sich diesen Räubern zugesellt hätte, traten damals immer bestimmter auf, zuletzt bestätigten sie sich, und man erfuhr, daß er sich mit der Zeit sogar zum Führer einer solchen Bande aufgeschwungen hatte. Als solcher erlangte er bald eine traurige Berühmtheit."

Inzwischen waren wir in der Wohnung Enrico's angelangt, die in ihrer Ausstattung den Eindruck gewinnen ließ, daß der Besitzer in recht guten Verhältnissen lebe. Enrico führte mich in ein Zimmer, dessen ganze Einrichtung den Charakter des traulichen Frauengemaches trug. Die hübsch drapirten Fenster waren umgeben von zierlichen Blumenständern, dazwischen das niedliche Arbeitstischchen, ein großer Toilettenspiegel stand zwischen den beiden Lichtöffnungen, an den Wänden entlang kleine Ziertische und Schränke mit Nippsachen darauf, dazwischen heitere Genrebilder und farbenreiche Fächerarrangements, selbst ein Klavier fand sich vor und auf dem Notenpulte lag aufgeschlagen ein von Frauenhand geschriebenes Musikstück. Ich stand ohne Zweifel in dem Gemache, das Darinka bewohnt, und das die Pietät des Bruders wie zu ihren Lebzeiten gelassen hatte.

„Hier in diesem Raume lebte sie eine ganze Reihe von Jahren," begann Enrico wehmüthigen Tones, „ich veränderte nichts, wie Sie sehen, und war besorgt, auch durch die Formen und Farben ihrer unmittelbaren Umgebung erheiternd auf sie einzuwirken. Und mit Genugthuung konnte ich wahrnehmen, daß die Krankheitsäußerungen sich abschwächten, unter denen sie und auch ich unsäglich litten."

Ich war zum Klavier getreten, um einen Blick auf das Notenblatt zu werfen, und auch Enrico trat näher.

„Ein Lied, vielmehr eine Dichtung," erklärte er, „die sie in den letzten Jahren, als sie schon der Besserung entgegenging, mit Vorliebe sang, erst in willkürlichen Tonsätzen, dann allgemach erwuchs ihr eine feststehende Melodie.... es wurde ihre Morgen- und Abendandacht. Lesen Sie nur, die Worte werden eine sehr verständliche Sprache zu Ihnen reden."

Ich las:

„Che debb'io far? che mi consigli, Amore?
Tempo è di morire,
Ed ho tardato più ch'io non vorrei:
Signore è morto ed ha seco'l mio cuore;
E volendo seguire
Interromper conven quest' anni rei..."

— — — — — — — — — — —

„Was thun? was, Amor, räthst du, zu beginnen?
Wohl ist es Zeit, zu sterben,
Und länger säumt' ich, als ich wollt', hienieden.
Mein Herr, er starb und nahm mein Herz von hinnen,
Und will ich ihn erwerben,
Muß enden ich dies Leben sonder Frieden,
Da nimmer mir's beschieden,
Ihn hier zu seh'n; und Harren bringt mir Leiden.
Seit alle meine Freuden
In Thränen mir bei seinem Tod zerrannen,
Zog jeder Reiz des Lebens mir von dannen."

Ich hatte zum Schluß laut geleſen, und als ich aufſah, gewahrte ich, daß Enrico Thränen in den Augen ſtanden. Mit raſchem Griff nach meiner Hand wandte er ſich ab und zog mich hinter ſich her in das anſtoßende Zimmer.

Hier ſtand auf einem kleinen Tiſche ein beſcheidenes Abendmahl bereit, und Enrico lud mich mit einer Handbewegung ein, an dieſem Tiſche Platz zu nehmen.

„Wenn Sie Luſt haben, bitte, greifen Sie zu," ſagte er faſt tonlos, „ich kann es nicht ... ich möchte überhaupt wünſchen, daß wir unter glücklicheren Umſtänden wieder zuſammengetroffen wären."

Ich verſpürte ſelbſtverſtändlich ebenſo wenig wie er das Verlangen, etwas zu genießen, und das Mahl blieb denn auch unberührt.

„Wie ich Ihnen ſchon ſagte," begann Enrico nach einer Weile, nachdem er ſeine Faſſung einigermaßen wieder erlangt hatte, „wir lebten ruhig und einförmig dahin, und wenn ſich meine ſtill genährten Hoffnungen, daß meine arme Schweſter ihre volle Geiſteskraft und Jugendfriſche mit der Zeit wieder erlangen würde, auch nicht gänzlich erfüllten, ſo gab ihr Zuſtand doch keineswegs mehr zu Befürchtungen Anlaß. Die Ortsveränderung hatte immerhin äußerſt günſtig auf ſie eingewirkt, ſie nahm ſogar an den Haushaltungsgeſchäften regen Antheil und bezeigte für mich manche liebevolle Aufmerkſamkeit. Ich verſuchte ſie in Geſellſchaft zu ziehen, doch ſie war dazu nicht zu bewegen. Ich ließ ſie gewähren. Hatte ich ſie früher nie ohne Aufſicht laſſen können, jetzt beſorgte ſie mitunter ſchon ſelbſt manche Ausgänge und ging faſt regelmäßig allein hinüber nach der Domkirche, ihre Andacht zu verrichten.

Eines Abends kehrte ich ſpäter als gewöhnlich nach Hauſe zurück und fand ſie bis in die Lippen bleich und am ganzen Körper zitternd meiner harren. Ich war natürlich in hohem Grade beſtürzt, aber nur allmälig gelang es mir, ihr

Digitized by Google

wie bei einem Kinde durch Fragen zu entlocken, was vorgegangen war. Sie war wieder in der Domkirche gewesen, und es mußte ihr auffallen, daß sie von einem Manne in bäuerlicher Kleidung, der im Halbdunkel einer Nische in der Nähe ihres Betstuhles an einer Säule gelehnt stand, beobachtet wurde. Ohne daß sie sich eine Rechenschaft darüber zu geben wußte, wurde sie immer unruhiger und wandte sich zum Gehen. Auch jener Mann that dasselbe und folgte ihr auf die Straße. Sie hörte sich plötzlich von ihm angesprochen, sah sich um und erkannte in ihrem Verfolger —"

„Ivan Petrovic!" rief ich unwillkürlich.

„Ja, er war es. Der verwegene Brigant hatte sich sogar in die Mauern der Hauptstadt gewagt. Darinka hatte zum Glück soviel Besinnung, einige vorübergehende Herren um Schutz anzurufen, die den vermeintlichen Bauer des Weges wiesen und Darinka nach Hause geleiteten. Wenn ich befürchtet hatte, daß diese unerwartete Begegnung und ihre begreifliche Erregung einen nachtheiligen Einfluß auf meine Schwester ausüben würde, so traf das zum Glück nicht ein, sie zog sich nur von da an wieder mehr auf sich selbst zurück, wurde wieder verschlossener. Den frechen Patron aber wollte ich, wenn es irgend ging, in die Hände der Behörde liefern. Ich eilte zur Polizei, die Anzeige zu erstatten. Sofort wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt, seiner habhaft zu werden, doch umsonst. Er war verschwunden, und bald hörte man wieder von seinen Brandschatzungen."

„Dieser Petrovic war also ein ebenso gewandter als gefährlicher Bursche geworden?"

„Ja. Aber das Schicksal hat ihn doch ereilt, wenn auch auf eine Weise, wie ich es nie und nimmer erwartet und nie gewünscht hätte," erwiederte Enrico düster.

Er war aufgestanden und vor einen Schrank getreten,

um aus demselben ein ziemlich umfangreiches, verschnürtes Packet herbeizuholen. Er löste die Schnur, verschiedene Papiere kamen zum Vorschein, darunter Zeitungsblätter, wovon er mir ein Blatt überreichte, stumm auf eine Notiz hinweisend.

Ich las: „Soeben trifft die Meldung ein, daß der Gendarmerieführer D. oben in der Zaworje, unweit der Straße Clissa-Sinj, im freien Felde die Leiche eines Mannes aufgefunden hat. Es liegt begründete Vermuthung vor, daß sie identisch ist mit dem berüchtigten Briganten Ivan Petrovic. Auf seine Einbringung, lebend oder todt, hat die Regierung bekanntlich im vorigen Jahre eine Prämie von hundert Dukaten ausgesetzt. Dem Vernehmen nach soll die Untersuchungskommission bereits nach dem Fundorte abgegangen sein." —

„Und diese Nachricht bestätigte sich?" frug ich gespannt.

„Allerdings! Lesen Sie!" und mit diesen Worten überreichte mir Enrico ein zweites Zeitungsblatt.

Ich las: „Sofort nach Eintreffen der ersten Meldung, daß die Leiche des Ivan Petrovic aufgefunden worden sei, hatten sich unter starker Gendarmeriebedeckung vorgestern Abend noch mehrere Tribunalbeamte, darunter der Staatsanwalt und ein Vertreter unseres Blattes, an Ort und Stelle begeben. Die Leiche lag nördlich der Strada di Sinj auf einer zerrissenen Steinwildniß. Von Süd nach Nord ist dieser Trümmerfels durchzogen von einem schmalen, kaum erkennbaren rissigen Saumwege, der die Richtung auf D. einhält. Der Ermordete, ein starkknochiger Mann, mit markigem, scharf geschnittenem Gesicht, trug die in der Zaworje übliche Bauerntracht: dunkelblaue, weitfaltige Fustanellen, blaue, mit Silberknöpfen besetzte Jacke, weißen Wollrock, um das Haupt den Kopfbund. In seinem Gürtel fand sich eine geladene doppelläufige Pistole, ein Handschar, ein halbgefüllter seidener Tabaksbeutel, und vereinzelte Trüm-

mer eines thönernen Tschibuks. Der Umstand, daß auch das von ihm am Riemen über der Schulter getragene doppelläufige Gewehr geladen war, gab der Annahme Raum, daß der Ueberfall meuchlings stattgefunden habe, so plötzlich, daß dem Angegriffenen keine Zeit mehr blieb, von seinen Waffen Gebrauch zu machen. Die ärztliche Untersuchung stellte fest, daß ein erster Schuß aus unmittelbarer Nähe abgefeuert worden sein mußte, die Kugel hatte die Wange gestreift, der Getroffene wurde geblendet, das Gesicht zeigt sich rechtsseitig stark geschwärzt und mit eingedrungenen Pulverkörnern reich besetzt. Ein zweites Geschoß saß in der Herzgegend und mußte den baldigen Tod herbeigeführt haben. Ueber die Identität der Leiche mit Ivan Petrovic kann kaum ein Zweifel obwalten."

„Von diesen Zeitungsnachrichten," erklärte Enrico, nachdem ich die Blätter in seine Hände zurückgelegt hatte, „erhielt ich damals in Trau Kenntniß, einem Städchen, wie Sie wissen, beiläufig fünf Stunden von hier gelegen, wo mir beide Blätter ganz zufällig in die Hände kamen. Schon lange hatte ich diese kleine Reise dahin unternehmen wollen, um daselbst einige geschäftliche Arrangements zu treffen, und Darinka bestärkte mich eines Tages in diesem Vorhaben, ja, sie drängte mich förmlich dazu. Als ich von diesen Zeitungsnotizen Kenntniß erhielt, war ich ohnehin schon zur Rückfahrt entschlossen, entschloß mich nun aber für den kürzesten Weg und engagirte die nächstbeste Barke, um mich schleunigst überführen zu lassen. Nun denken Sie sich meinen Schrecken, als ich, zu Hause angekommen, erfuhr, daß Darinka unterdessen mehrere Tage fort gewesen und dann kränker, elender als je zuvor zurückgekehrt war."

Enrico seufzte tief auf, starrte einen Augenblick vor sich hin und fuhr dann fort: „Es wurde natürlich eine Untersuchung eingeleitet, und da ich die Vorgänge von da an begreiflicherweise mit großer Aufmerksamkeit verfolgte, ja

ſogar in dem Prozeſſe aktiv werden ſollte, kann ich Ihnen ziemlich ausführlich darüber berichten. Der Fall lag recht verwickelt. Drei Schritte von der Leiche Ivan's nämlich, ohne Zweifel auf dem Standpunkte des Mörders, lag eine abgefeuerte einläufige Piſtole, ein alter unhandlicher Vorderlader, aber reich und kunſtvoll mit Gold und Silber verziert. Es war eines jener Familienſtücke, auf die hierzulande ſo großer Werth gelegt wird, wie Sie ſelbe jedenfalls auch ſchon oftmals drinnen im Lande geſehen haben werden. Prunkvolle Waffen ſind von jeher des Dalmatiners Stolz geweſen."

Ich nickte zuſtimmend.

„Die Unterſuchungskommiſſion nahm nun, geſtützt auf dieſen Fund und die Thatſache, daß der Ermorderte zwei Schüſſe erhalten hatte, ſelbſt aber nicht zu Schuß gekommen war, an, daß der Angreifer ſeine Waffe während der That nicht nochmals geladen habe, alſo eine zweite Schußwaffe bei ſich geführt hätte. Man ſuchte nach derſelben, nichts aber fand ſich an dem Thatorte vor. Im Uebrigen wurden alle Umwohner, die Beſitzer der nächſtliegenden Gehöfte, von denen ſich eine dienliche Ausſage erwarten ließ, vernommen, nichts aber trat zu Tage, als daß mehrere derſelben in der That Ivan Petrovic in dem Ermordeten zu erkennen vorgaben.

In den darauffolgenden Wochen hörte man wenig mehr von der Sache, nur ab und zu vernahm man, daß zahlreiche Gendarmerie- und Jägerpatrouillen die Gebiete der Zaworje durchſtreifen ſollten, weil man befürchtete, daß ſich die Malviventi infolge des Vorfalles doch vielleicht irgendwie bemerkbar machen könnten, doch nichts dergleichen trat ein. Die Behörden hatten endlich noch im ganzen Lande die Aufforderung ergehen laſſen, der Thäter möchte ſich um die hundert Dukaten melden, doch auch dieſes war erfolglos. Man nahm füglich an, daß der Mann, der den

Banditen niedergestreckt hatte, es vorziehe, lieber auf die hundert Goldstücke zu verzichten, als irgend einen Racheakt der Malviventi auf sein Haupt zu beschwören, oder daß die That überhaupt auf einen Eifersuchtsakt oder auf Zwistigkeiten innerhalb der ‚Wölfe vom Berge' selbst zurückzuführen sei."

„Sie denken nicht daran, mir zu sagen, wie es Ihrer Schwester unterdessen erging," erinnerte ich.

„Schlecht, leider sehr schlecht! Ihr Gemüthszustand verschlimmerte sich nun wieder mehr und mehr und ging bald in völlige Wahnvorstellungen über. Der Tod Ivan's war ihr natürlich nicht verschwiegen geblieben, und sie behauptete jetzt, daß sie selbst die Mörderin desselben sei, daß sie an ihm den Geliebten gerächt habe. Ich ließ den Arzt rufen, dieser konstatirte, daß bereits vorgeschrittene Geistesverwirrung unverkennbar sei und gab mir den Rath, einen Irrenarzt zu konsultiren. Ich ließ den Chef der Irrenabtheilung rufen, und auch dieser erklärte, daß es schlimm um sie stände. Schon bei oberflächlicher Untersuchung zeige sich, daß auch ihre körperliche Verfassung bereits sehr erschüttert sei, und daß sich ein bald eintretender Kräfteverfall fast mit Sicherheit voraussehen lasse. Das Beste wäre, ich würde sie seiner Obhut übergeben, was schon aus Gründen einer entsprechenden Beaufsichtigung und Pflege dringend wünschenswerth sei. Mit schwerem Herzen entschloß ich mich dazu. Seit jener Stunde habe ich Darinka nur noch einige Male und nur noch flüchtig gesehen."

„Sie ist also im Krankenhause gestorben?"

„Hören Sie nur! Der Staatsanwalt ließ die Mordaffaire, obwohl es so schien, nicht auf sich bernhen, ein Zufall kam ihm zu Hilfe, Licht in die Sache zu bringen. Man spielte nämlich in jenen Tagen wieder einmal hier auf der Riva die alljährlich stattfindende Tombola."

„Ich habe von diesem Spiel schon gehört, fast die ganze Stadt nimmt daran Theil."

„So ist es! Auf der Riva, die ja sehr geräumig ist, finden sich Tausende von Personen zusammen, eine Tribüne wird errichtet, auf der weithin sichtbar riesengroß nacheinander die neunzig Zahlen ausgesteckt werden, die ein Waisenknabe Nummer für Nummer unter der direkten Kontrole des Publikums einer bereit gehaltenen Urne entnimmt. Das Spiel entspricht ganz dem Plane des überall bekannten Lotto. Der Spieler versichert sich gegen einen geringen Einsatz einiger oder mehrerer Tombolablätter, auf welchen fünfzehn der Zahlen von eins bis neunzig in je drei Linien übereinander verzeichnet stehen. Die gezogenen Nummern werden auf den Blättern einfach durchkreuzt. Ist das Spiel zu Ende, so kann der Spieler auf seinen Karton in einer und derselben Reihe keine oder auch alle fünf Nummern gedeckt haben und diese gewinnenden Nummern werden dann von der Tombolakommission nach gewissen steigenden Sätzen, je nachdem der Spieler ein ambo, terno ꝛc. gemacht hat, honorirt.

Wie Ihnen bekannt ist, haben unmittelbar an der Riva stets eine größere Zahl Küstenfahrer, sogenannte Trabaculi, angelegt. Unter den Fahrzeugen, die an jenem Tage am Molo vertaut lagen, war auch eines, das südliche Weine an Bord führte. Der Eigner des Schiffes wollte die gute Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, von seiner Ladung etwas an den Mann zu bringen. Ein Polizeiagent bemerkte, daß bereits eine ziemliche Anzahl Matrosen verschiedener Nationalitäten, auch Morlakken und junge Spalateser an Bord des Fahrzeuges sich befanden, die dem gebotenen Trunk schon erheblich zugesprochen hatten. Bisweilen machte sich unter dieser Gesellschaft schon übermüthige Ausgelassenheit geltend und johlender Gesang bemerkbar, wodurch den naheſtehenden Spielern das Vernehmen der ausgerufenen Nummern sehr erschwert wurde. In der Voraussicht, daß dieser Zwischenfall kein gutes Ende nehmen würde, begab

ſich der Agent ebenfalls an Bord, ließ ſich einen Krug Wein reichen und bereitete ſich darauf vor, gegebenen Falles einzuſchreiten, denn ſchon hatte ſich auch die nächſtſtehende Spielergruppe erhitzt, und aufreizende Reden und Bemerkungen flogen hin und her. Da trat ein junger hochgewachſener Brazzianer vom Molo auf den Schiffſteg und gebot Ruhe. Seine ſichere Haltung ſchüchterte die halbtrunkene Schaar zunächſt etwas ein, doch nicht lange und die Burſchen begannen gegen ſein Auftreten um ſo lauter zu proteſtiren. Da flog plötzlich aus dem ſchreienden Haufen der Zecher ein irdener Weinkrug dicht am Kopf des jungen Mannes vorüber, und im nächſten Augenblick blitzte in der Hand des Brazzianers ein Piſtol. Der Zuſammenſtoß ſchien unvermeidlich, der Agent ließ ſeine Signalpfeife ertönen, ſofort waren einige Stadtſoldaten zur Stelle, und mit ihrer Hilfe hatte er das Schiff binnen wenigen Minuten geräumt. Den jungen Brazzianer aber ließ der Agent zur Wache bringen, nicht ob ſeines Verhaltens gegenüber jenen trunkenen Burſchen, denn in dieſer Beziehung würde ihm kaum ein Vergehen zur Laſt gefallen ſein, aber der Agent glaubte in der Waffe, die der junge Mann führte, die Piſtole erkannt zu haben, welche die Gerichtskommiſſion bei der Leiche des Petrovic aufgefunden und an ſich genommen hatte. Die Recherchen ergaben das Vorhandenſein der Waffe, eine zweite lag aber jetzt vor, die bis in die kleinſten Enzelheiten der erſteren gleich war, womit die Annahme berechtigt ſchien, daß die beiden Waffen einem und demſelben urſprünglichen Beſitze entſtammten. Das Tribunal glaubte jetzt das bindende Glied für den Prozeß gefunden zu haben, der Staatsanwalt erließ gegen den Brazzianer ſofort den Haftbefehl und gebot, den Mann zum Verhör vorzuführen."

„Erſtaunlich, was oft der bloße Zufall zu Tage bringt!"

„Ja, merkwürdig, ſehr merkwürdig! Ohne jene lär-

menden Burschen läge die Waffe vielleicht drüben auf der Insel Brazza in einer Truhe oder prangte als Schmuck an irgend einer Zimmerwand, ohne jemals solche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt zu haben. Das Ergebniß des Verhörs nun entsprach den Erwartungen des Staatsanwalts zunächst durchaus nicht. Der junge Brazzianer stellte auf das Entschiedenste in Abrede, von der Existenz einer zweiten gleichen Pistole etwas zu wissen, gab vielmehr an, dieselbe wenige Stunden vor dem Auftritte an der Riva von dem Trödler Sebaldi, draußen in Borgo grande, käuflich erworben zu haben. Der dem Tribunal bekannte und daraufhin vorgeführte Trödler bestätigte diese Aussage und gab seinerseis zu Protokoll, daß er die betreffende Waffe von einem Morlakken zum Kaufe angeboten erhielt, der fast regelmäßig den Wochenmarkt der Stadt besuche, wo er Melonen und andere Früchte feilzuhalten pflege.

Am nächsten Wochenmarkt wurde auch dieser Mann ermittelt, aufgehoben und einem Verhöre unterworfen. Derselbe versicherte in dieser Angelegenheit nur Mittelsperson zu sein und die Waffe von einem Nachbar, dem Bauern Marco Vulkovic, dessen Gehöft unweit des Forts Clissa auf dem Wege nach Sinj liege, also unweit der Stelle, wo der Mord stattfand, erhalten und in dessen Auftrag verkauft zu haben. Der Staatsanwalt gab unverzüglich Weisung, auch diesen Vulkovic gefänglich einzuziehen. Die Aussagen dieses Mannes leiteten das Tribunal auf eine neue Fährte; er gab an, daß er sich an dem Abend, an dem die Erschießung des Briganten erfolgte, schon früh zu Bett gelegt hätte. Es sei gegen Mitternacht gewesen, als seine Hunde plötzlich anschlugen. Kurz darauf wurde trotz des wüthenden Gebells der Thiere an seine Thür geklopft. Die einsame Lage seines Gehöftes lasse ihn bei Nacht stets vorsichtig sein, er pflege sich deshalb über

Er gewahrte vor ſeinem Hauſe ein Weib. (S. 140)

Einlaßbegehrende durch eine unmittelbar über der Eingangsthür befindliche Dachluke zu orientiren. Er gewahrte vor seinem Hause ein Weib. Sie forderte von ihm eine Erfrischung und ein Nachtlager, trug morlakkische Landestracht, bediente sich indessen der städtischen italienischen Sprache. Da ihm das auffällig vorgekommen sei, war er wenig geneigt, den Wünschen der Einlaßbegehrenden zu entsprechen. Das Weib hätte sich dann auf flehentliches Bitten verlegt und ihn beschworen, ihr nur eine Stunde Ruhe zu gönnen, da sie körperlich erschöpft sei und nicht weiter könne. Seine Frau war inzwischen herzugetreten, und an ihr hätte die Fremde eine Fürsprecherin gefunden, so daß er sie schließlich einließ. Sie sei ein auffallend schönes Weib gewesen, hätte ungemein scheu gethan, unverständliche Fragen gestellt und wunderliche Antworten gegeben. Dabei schien sie oftmals plötzlich zusammenzuschrecken und ängstlich um sich zu horchen. Sie nahm etwas Maisbrod und Wein zu sich, ruhte alsdann wenige Stunden und bedauerte beim Verabschieden, ihn nicht besser entlohnen zu können, als durch Ueberlassung der Pistole, die er als werthvoll erkannt hätte und daher nicht annehmen wollte. Doch die Fremde schnitt alle seine Einwendungen ab, indem sie sich in der Richtung auf Spalato entfernte. Da er bald darauf Geld vonnöthen hatte, entschloß er sich, die Waffe zu verkaufen."

Ich hatte die Schilderung mit Bangen verfolgt und konnte einen Ausruf, der meine Stimmung kennzeichnete, nicht unterdrücken.

„Ja, hören Sie nur," fuhr Enrico fort. „Der Bauer verblieb bei dieser Aussage, die durch seine Frau durchaus bestätigt wurde. Die Herren vom Tribunal erinnerten sich jetzt plötzlich des früheren Vorfalles, daß meine Schwester durch Ivan belästigt worden war. Wer weiß, was ihnen sonst noch auffiel oder worauf sie durch die Aussagen des

Vukovic noch hingeleitet wurden, kurzum wir wurden Beide, Darinka und ich, verhört. Ich wußte auf die verschiedenen richterlichen Vorhalte selbstverständlich nichts zu sagen, mußte aber die mir vorgelegten beiden Waffen zu meinem Schrecken als die meinen erkennen. Sie können sich denken, welche Gefühle meine Brust durchstürmten, als ich plötzlich vor dieser niederschmetternden Thatsache stand. Volle Aufklärung aber konnte nur Darinka geben.

Das nahm auch der Staatsanwalt an und begab sich selbst in die Heilanstalt, um die Arme zu vernehmen. Aber umsonst, eine höhere Hand hatte Einhalt geboten. Wenige Stunden zuvor hatte ein Herzschlag dem Leben und Leiden meiner Schwester ein Ziel gesetzt."

Enrico hatte geendet, und erst jetzt sah ich, wie schmerzlich verzerrt seine Züge waren. Ich war keines Wortes mächtig, stumm bot ich ihm die Hand. Er nahm sie mit beiden Händen, sah mir mit einem unbeschreiblichen Ausdruck in die Augen und sagte:

„Wie es zugegangen ist droben in dem Steinfelde der Zaworje, wo man Ivan Petrovic in seinem Blute liegend fand, das weiß ich nicht, dafür fehlt mir jeder Anhalt, und das wird stets ein Geheimniß bleiben."

Die Geheimschrift.

Novellette von **Friedrich Thieme.**

(Nachdruck verboten.)

1.

„Und Du glaubst nicht, Franz, daß Dein Vater seinen Sinn ändern wird?“

Der junge Mann schüttelte den Kopf. „Nein, liebe Agnes, Du weißt ja, er ist ein Starrkopf. Er hat andere Pläne mit mir, und die will er nicht aufgeben.“

Agnes wiegte sinnend das Haupt.

„Wenn ich mich nun einmal persönlich an ihn wendete?“ fragte sie plötzlich, den Kopf lebhaft emporhebend.

„Das würde völlig vergeblich sein. Er will Dich nicht kennen lernen und würde Dich vielleicht nicht einmal vorlassen. Nein, damit ist's nichts. Das einzige Mittel bleibt noch, daß ich Dich heimführe, ohne ihn zu fragen. Die Einwilligung meiner Mutter erhalte ich, denn sie liebt mich über Alles, hat aber leider zu wenig Einfluß auf meinen Vater. Zur Erledigung der gesetzlichen Formalitäten bedarf ich übrigens keiner elterlichen Genehmigung mehr, ich bin sechsundzwanzig Jahre alt und völlig Herr meiner Entschlüsse. Wenn Du also damit einverstanden bist —“

„Nein, nein!“ unterbrach ihn das schöne junge Mädchen. „Du bist zwar mündig, aber noch nicht selbstständig. Noch bedarfst Du der Unterstützung Deines Vaters, wenn

Du Dich in Deiner Stellung behaupten willst. Würdest Du einen solchen Schritt thun, so stelltest Du Deine ganze Zukunft in Frage. Warten wir also lieber noch ein paar Jahre, bis Du einen Posten errungen hast, der unsere Verbindung ermöglicht."

Franz drückte einen zärtlichen Kuß auf ihre Lippen.

„Immer dieselbe," sprach er weich, „immer gut und edel! Ach, Agnes, wie thöricht sind doch die Menschen. Nur weil Du arm bist, hält Dich die Welt dem Sohne des reichen Kaufmanns nicht für ebenbürtig. Gold ist eben der einzige Maßstab der Achtung, welche mein Vater den Menschen zollt."

Agnes nickte. „Er ist eben wie die meisten Leute. Im Uebrigen kann er ja auch nichts an mir auszusetzen haben, meine Familie kann sich wohl mit der seinen messen. Mein Großvater war nicht nur ein angesehener, sondern galt auch als ein wohlhabender Mann und auch mein Vater stand doch als Landschaftsmaler in gutem Ruf."

„Ich weiß, mein Lieb. Schade, daß Dir von dem Reichthum Deines Großvaters nichts geblieben ist. Wo mag der alte Herr sein Geld nur hingebracht haben?"

„Ja, wer das wüßte. Er büßte, wie Du weißt, in der Revolution das Leben ein. Nach seinem Tode fand man seltsamerweise von barem Gelde oder Werthsachen keine Spur, obgleich er wenige Tage vorher seine Werthpapiere aus dem Depot seines Bankiers abgeholt hatte. Mein Vater behauptete immer, der Großvater müsse die Sachen an irgend einer Stelle unseres Besitzthums vergraben haben."

„Hat denn Dein Vater nie darnach gesucht?"

„Doch — lange und häufig. Der Gedanke daran verfolgte ihn sogar bis in seine letzten Augenblicke. Aber gefunden hat er nichts. Das war ja auch der Grund, weshalb er sich von den alten Büchern dort nicht trennen

wollte. Sie fanden sich im Nachlaß meines Großvaters, sie waren dessen liebstes Eigenthum, er soll Tag und Nacht in seiner Bibliothek zugebracht haben zwischen seinen Büchern und Sammlungen. Mein Vater hoffte nun, daß mein Großvater in ihnen oder an einem anderen Orte irgend eine Nachricht über den Verbleib des Geldes hinterlegt habe."

Franz warf einen Blick auf die zahlreichen alten Schriften und Bücher, die in ziemlicher Unordnung in einem alten Bücherschranke, der an der hinteren Wand des Zimmers stand, aufgestapelt lagen. Dann bemerkte er: „Sie sind auch interessant genug, ich habe selbst schon stundenlang mit Vergnügen darin umhergeblättert. Schade, daß die Sammlungen durch Feuchtigkeit und Insekten zum größten Theil zerstört worden sind. Was nun allerdings das Geld Deines Großvaters anbelangt, so glaube ich nicht, daß darüber irgend welcher Nachweis existirt."

Damit wandte sich der junge Mann dem alten Schranke zu, dessen Inhalt schon oft sein lebhaftes Interesse wachgerufen hatte, Agnes aber beugte sich, nach einem innigen Blicke auf den Geliebten, angelegentlich über ihre Arbeit.

Franz war der Sohn des angesehenen Kaufmanns Heimhold, Agnes Wolf die Tochter eines zwar talentvollen, aber wenig vom Glück begünstigten Landschaftsmalers, welcher gestorben war, als das Mädchen kaum das dreizehnte Jahr erreicht hatte. Entfernte Verwandte nahmen sich, da die Mutter dem Vater im Tode vorausgegangen war, der völlig unbemittelten Waise an; in deren Hause hatte sie bisher gelebt, und die gutmüthigen Pfleger, welche selbst keine Kinder hatten, in ihrem Putzgeschäft nach Kräften unterstützt. Das junge Mädchen war jetzt einundzwanzig Jahre alt und besaß eine gute Geistes- und Herzensbildung. Franz hatte sie schon als Student kennen gelernt und schon damals im Hause ihrer Pflegeeltern verkehrt;

seitdem hatten sich die jungen Leute innig aneinander angeschlossen, und Franz war, seit er sein Assessorexamen gemacht hatte, ein häufiger und gern gesehener Gast in der bescheidenen Wohnung.

Heute Abend hatte ihn allerdings ein ernsterer Anlaß hergeführt, als der, die Geliebte zu begrüßen. Die Beschützer seiner Braut wollten nach Amerika auswandern. Dadurch sahen sich die Liebenden vor eine schwere Prüfung gestellt. Was sollte Agnes in dieser Lage beginnen? Sollte sie den Geliebten verlassen und den Pflegeeltern in die neue Heimath folgen, oder sollte sie die alten Leute allein ziehen lassen und um des Geliebten willen in Deutschland zurückbleiben? Hätte der theure Mann sie ohne Weiteres zum Altar führen können, so hätte es natürlich keinen Zweifel über ihre Handlungsweise gegeben, da aber ihrer Vereinigung mit ihm vorläufig noch unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstanden, so blieb ihr jedenfalls nichts Anderes übrig, als sich den Auswanderern anzuschließen.

Franz war darüber ganz außer sich. Jetzt stand er sinnend vor dem alten Schranke, dem einzigen Gegenstande, welcher der Geliebten von der geringen Hinterlassenschaft ihres Vaters verblieben war, und betrachtete wehmüthig die alten Dokumente und Schriften, die zerrissenen Mappen mit den Autographen, den Pflanzen und Kupferstichen, die alten Bücher mit den zerfetzten Einbänden und den theilweise heraushängenden Blättern.

„Sag' mir, Kind," begann er nach einer Weile abermals, „was wird denn eigentlich aus dem alten Schranke, wenn Du über das große Wasser gehst? Willst Du ihn mitnehmen?"

„Ich möchte wohl gern," erwiederte Agnes nachdenklich, „aber es geht wohl nicht gut."

„Könntest Du ihn mir nicht lassen? Du sollst ihn wohlerhalten wiederfinden, wenn Du zurückkehrst."

Agnes bejahte mit wehmüthigem Lächeln. „Behalt' ihn zurück als Pfand meiner Treue."

„Ich danke Dir, mein Lieb!" rief der Assessor mit einem freudigen Blicke. „Gewiß, ich werde die alten Schätze sorgsam hüten. Sieh, dies wunderliche Bild hier reizte vor Jahren zuerst meine Aufmerksamkeit. Nicht etwa, daß die Landschaft besonders kunstvoll ausgeführt wäre, aber der blaue See, der Himmel, die weißen Berge und die bunten Häuschen machten mir einen romantischen Eindruck und heimelten mich ungemein an."

Franz hatte bei diesen Worten ein flaches Kästchen dem Schranke entnommen, welches unter einer Glasscheibe die landschaftliche Darstellung eines Schweizerortes enthielt. Die Häuser waren aus Holz plastisch dargestellt, die Vegetation aus Moos und dergleichen. Das Ganze mußte einst recht niedlich ausgesehen haben, während es jetzt freilich im höchsten Grade beschmutzt und verwischt, und die Glasscheibe, welche Häuser und See bedeckte, fast völlig erblindet war. Er reichte den unscheinbaren Gegenstand der Geliebten, dabei entglitt er seiner Hand in dem Momente, als Agnes ihn eben ergreifen wollte und fiel mit einem Geräusch zu Boden, das nur zu deutlich den jungen Leuten verkündete, daß die Glasscheibe zerbrochen war.

„Wie ungeschickt!" rief Franz ärgerlich und bückte sich rasch nach dem kleinen Gemälde. „Ich werde das Bild sofort ausbessern lassen. Auch die hintere Wand des Rahmens ist abgesprungen" — er hielt das Kästchen gedankenvoll gegen das Licht. „Die Malerei ist nur auf Holz ausgeführt," fuhr er immer noch daraufblickend fort, „aber der abgesprungene Deckel ist anscheinend nicht einmal der richtige, sondern wahrscheinlich später erst aufgeklebt worden, um irgend einen Schaden zu verdecken."

Agnes hatte sich neben ihn gestellt und schaute gleich ihm neugierig auf das Bildchen.

„Da schimmert etwas Weißes," rief sie plötzlich in lebhaftem Tone. „Es sieht wie ein Papier aus."

Neugierig nahm Franz sein Taschenmesser und suchte das Papierstück aus seinem engen Verstecke herauszufischen, was ihm auch mit einiger Mühe gelang. Das Papier erwies sich als ein vergilbter Zettel von der Größe einer Visitenkarte, der mit einigen Reihen fast farbloser Schriftzeichen bedeckt war.

„Agnes," rief der junge Mann aufgeregt, „ich glaube, wir haben da einen wichtigen Fund gemacht. Ohne Grund wird der Schreiber dieser Zeilen den Zettel wohl kaum in diesem sonderbaren Versteck untergebracht haben. Die Buchstaben sind glücklicherweise noch ganz deutlich zu erkennen, der erste ist ein x — sonderbar!"

„Der zweite ein s," rief Agnes.

„Dann folgt ein q — xsq — das gibt keinen Sinn," meinte Franz kopfschüttelnd.

„Vielleicht ist die Schrift in einer fremden Sprache abgefaßt?" warf Agnes ein. „Es sind lateinische Buchstaben, sollte es nicht Latein sein?"

Der Assessor lachte. „Das ist ausgeschlossen," entgegnete er entschieden. „Laß uns weiter sehen. Das erste Wort lautet xsqhpu — das ist Unsinn, ein solches Wort kommt in keiner Sprache der Erde vor! Der Zettel ist offenbar in einer Geheimschrift abgefaßt."

„Ah! So wäre also seine Entzifferung für uns unmöglich?"

„O nein; falls die gewählte Methode nicht gar zu schwer ist, hoffe ich ihn in ein paar Stunden enträthselt zu haben."

„Wie klug Du bist."

„Die Sache ist nicht allzu schwierig."

„Sollte es aber überhaupt der Mühe werth sein? Mein Großvater war ein Gelehrter, der sich mit allen

möglichen Dingen beschäftigte. Kann es sich nun in diesem Falle, angenommen, daß die Schrift wirklich von ihm herrührt, nicht um eine bloße Spielerei handeln?"

„Das erscheint mir mit Rücksicht auf das gewählte Versteck doch etwas unwahrscheinlich," erwiederte Franz lebhaft. „Nein, nein, Agnes, die Sache interessirt mich, es steckt doch ein gutes Stück Jurist in mir. Wer weiß, vielleicht haben wir gar das Dokument über den Verbleib eures Vermögens gefunden. Laß mich nur erst einmal den Wortlaut feststellen."

Letztere Aufgabe war leicht, da die Buchstaben, wenn auch stark verblichen, doch recht wohl lesbar waren. Der junge Mann malte die einzelnen Schriftzeichen auf ein Blatt Papier deutlich nach und erhielt so folgende unverständliche Buchstabenreihen:

xsqhpu kr puwapq opw rks zpufsqop osp pmcp opr fsuqfkmr
hxgpce wvbusaap gpwacsvb ipxkqoa xpqop opu wgqqp osvb hm
bkuup opw rsaakiw mqo ipb hxgpce wvbusaa sq usvbamqi opw wvbkaapqw
ogua pqabmpccp okw iukf xpcvbpw okw icmpvl osu zpuwvbkgpwha.

„Ach, was für widersinniges Zeug," entsetzte sich Agnes, welche ihrem Bräutigam über die Schulter blickte.

Auch die Pflegeeltern des jungen Mädchens, welche jetzt aus ihrem Verkaufsgewölbe heraufkamen, waren nicht wenig verwundert über die Entdeckung und sprachen gleichfalls die Meinung aus, daß es doch ganz unmöglich sei, den richtigen Sinn dieser seltsamen Wortungethüme zu errathen.

„O, die Schwierigkeit ist bedeutend vermindert dadurch, daß der Autor dieses Kryptogramms seine Mittheilung in richtige Worte und anscheinend auch Sätze abgetheilt,

und nicht die Buchstaben in ununterbrochener Reihenfolge angehäuft hat," versetzte der Assessor. „Das ist auch ein Beweis dafür, daß der Verfasser an eine besonders raffinirte Vermehrung der Entzifferungsschwierigkeiten gar nicht gedacht hat. Offenbar handelt es sich um einfache Buchstabenchiffern nach Kircher'schem System."

„Wie willst Du es denn aber nun anfangen, die Bedeutung dieser Buchstaben zu ergründen?"

„Paß einmal auf. Zunächst muß ich herauszubekommen suchen, in welcher Sprache das Dokument abgefaßt ist. Weißt Du etwa, ob Dein Großvater — denn diesen halte ich unter allen Umständen für den Verfertiger der Schrift — Griechisch und Lateinisch verstanden hat?"

„Ich weiß es nicht."

„Griechisch jedenfalls nicht," warf hier Agnes' Pflegevater ein. „Peter Wolf war von Haus aus Kaufmann, er hat keine höhere Schule besucht und sich nur durch Selbststudium seine reichen Kenntnisse erworben. Ich entsinne mich seiner noch sehr gut, es war ein dürrer, freundlicher alter Mann, aber mit tausend Eigenheiten. Französisch verstand er, Lateinisch vielleicht auch ein bischen, Griechisch aber sicherlich nicht."

„Gut. So kämen vor allen Dingen diese beiden Sprachen in Frage. Lateinisch kann es nicht sein, denn ich finde hier in der dritten Reihe einen verdoppelten Endbuchstaben, was im Lateinischen nicht vorkommt. Da ich auf weitere Verdoppelungen der Endzeichen nicht stoße, so bleibt die Frage, ob französisch oder deutsch, offen, ich glaube jedoch mit Sicherheit auf deutsche Worte schließen zu können."

„Woraus aber?" fragte Agnes. „In dem ganzen Dokument ist doch überhaupt nur ein einziges Wort, dem man einen Sinn unterlegen kann, und das ist das Wort hm. Außerdem verrathen doch nur noch die Worte osp,

opu und osu einen eigentlichen Zusammenhang, während die übrigen überhaupt nicht auszusprechen sind."

„Ganz richtig!" antwortete Franz. „Aber siehst Du nicht, wie oft in diesem Schriftstück das v in Verbindung mit b wiederkehrt? Eins-, zwei-, drei-, vier-, fünf-, sechsmal — das läßt auf einen zusammengesetzten Laut wie ch oder ck oder wie ü oder ö schließen. Dann bemerke nur diese vielen p, ich wollte mich hängen lassen, daß es e sind. Wart', das werden wir bald haben!"

Er vertiefte sich nach dieser kurzen Anrede an das Papier in angestrengte Rechnungsarbeiten, zählte die einzelnen Buchstaben des Dokuments, stellte fest, wie häufig jeder einzelne Buchstabe in dem Schriftstück wiederkehrte und notirte die Ergebnisse sorgfältig auf einem besonderen Blatte.

„Das Dokument," verkündete er sodann das Resultat seiner Berechnungen, „hat 199 Buchstaben. Das am häufigsten darin vorkommende Zeichen ist p, es wiederholt sich nicht weniger als 32mal. Dann folgt w mit 16 Wiederholungen, dann a und o mit 15, u mit 14, q mit 12, b, k und s mit 11, v mit 9, c mit 8, g und m mit 7 und so fort. Da nun e in der deutschen Sprache am häufigsten vorkommt, so setze ich an die Stelle dieser p lauter e. — So! Damit scheine ich in der That auf die richtige Fährte gerathen zu sein, denn da sich stets in der Mitte der aus je 3 Buchstaben bestehenden Worte opw, opr und opu ein p, also ein e befindet, so kann es sich bei diesen Worten voraussichtlich nur um den Artikel, in diesem Falle wohl nur um das Wörtchen ‚der' und einige seiner Biegungen handeln. Wir haben demnach 2 Zeichen der Schrift bereits mit ziemlicher Sicherheit ergründet, p und o, ersteres e, letzteres d bedeutend. Nun gilt es vor Allem, festzustellen, ob der Autor bei der Abfassung des Schriftstückes irgend ein System zu Grunde gelegt hat oder

bei der Vertauschung der Buchstaben ganz willkürlich verfahren ist. Das erkennen wir, liebes Kind, durch ein höchst einfaches Rechenexempel. Da o = d und p = e ist, so müßte, wenn der Autor diese Reihenfolge im Alphabet auch weiter eingehalten hat, das im Worte opu folgende u nothwendig k bedeuten, das würde in der Uebertragung ‚dek' heißen und keinen Sinn ergeben. Dieses u kann vielmehr nur ein r, s, m oder n sein, mir ist also nicht zweifelhaft, daß das Kryptogramm nach keinem bekannten Schema abgefaßt ist."

„Mit welcher Sicherheit Du diese scharfsinnigen Schlüsse ziehst!" rief Agnes bewundernd, und auch die alten Leute hörten dem Assessor mit wachsendem Erstaunen zu.

„Forschen wir daher ohne Schema weiter," fuhr dieser nach kurzem Zögern fort. „Das Wort osp in der ersten Zeile kann, da hier das o am Anfang und das p am Ende steht, nur ‚die' bedeuten. Wir haben mithin bereits einen dritten Buchstaben, s = i, gefunden, das Wort sq zwischen wvbusaa und usvbamqi, das mit einem i beginnt, muß folglich ‚in' oder ‚im' sein, während das osvb in der zweiten Reihe ‚dich' oder ‚dick' bedeuten könnte, da dieses mehrfach wiederkehrende vb auf alle Fälle einen dieser zusammengesetzten Laute darstellt. Ich will es zunächst mit dem häufiger vorkommenden ch versuchen. Das vorletzte Wort osu ergibt einen weiteren Laut, es kann nur ‚dir' heißen, u ist also r. vb kehrt mehrfach in Verbindung mit w wieder, rathen wir daher auf sch. Daß wir hiermit Recht haben, beweist uns das Wörtchen opw, das also ‚des' ergibt, während dieses okw fast am Ende wahrscheinlich ‚das' bedeuten muß. Hier in der dritten Reihe finden wir ein Wort mqo, das mit einem o, also einem d, endet, es ist dreibuchstabig und kann wohl nur ‚und' sein. Demnach haben wir m = u und q = n. Nun wollen wir einmal sehen, wie unsere Schrift

nach Anwendung der erforschten zehn Buchstaben aussieht."

Der Assessor setzte die errathenen Zeichen unter die entsprechenden seiner Abschrift und erzielte folgendes Resultat:

xsqhpu kr puwapq opw rks zpufsqop osp pmcp opr
in er erſ en des ai er inde die e u e de
fsuqfkmr
irn au

hxgpce wvbusaap gpwacsvb ipxkqoa xpqop opu wgqqp
e ſchri e eſ ch e nd ende der ſ nne
osvb hm
dich u

bkuup opw rsaakiw mqo ipb hxgpce wvbusaa sq
rre des i ſ und e e ſchri in
usvbamqi opw wvbkaapqw
rich nn des ſch ens

ogua pqabmpccp okw iukf xpcvbpw okw icmpvl osu
d r en ue e das r e ches das uec dir
zpuwvbkgpwha
erſch eſ

„Es geht besser, als ich dachte," jubelte er. „Ich hoffe, mit dem Rest in weniger als einer halben Stunde zu Stande zu kommen."

„Wieso? Daraus läßt sich doch noch nichts ersehen?"

„O doch, mit Hilfe der gefundenen Zeichen erlange ich den ganzen Schlüssel. Das erste Wort lasse ich vorläufig aus, ebenso Nummer zwei. Das dritte dagegen kann nur ‚ersten' heißen, a ist also t. Ersten des .ai, also jedenfalls ‚Mai', so daß r sonach m bedeutet. Weiter: „.er.inde', das könnte verwinde oder verbinde sein. Das letzte Wort der ersten Zeile ergibt nach Ergänzung des letzten Buchstabens, der ein m ist, .irn.aum, was könnte da anders in Frage kommen, als Birnbaum? Gleichzeitig erlangen wir damit die Bestätigung, daß das obenerwähnte verbinde lauten muß, denn f ist b. Die beiden a in

wvbusaap können nur tt bedeuten, das Wort heißt demnach ‚Schritte'. Bei wgqqp fanden wir ‚ſ.nne', das gibt ‚Sonne', wir finden damit den vollſtändigen Schlußſatz der zweiten Zeile: ‚Wende der Sonne Dich zu.' Da wir damit auch die Bedeutung des x erkannt haben, wiſſen wir, daß das erſte Wort ‚Winzer' heißt, und kennen ſomit, da in dieſer Verbindung kr nur ‚am' darſtellen kann, bereits auch den Anfang der Mittheilung: ‚Winzer am Erſten des Mai verbinde die eu.e dem Birnbaum.' Eu.e, was könnte das heißen? Eube, Eude, Eufe, das exiſtirt nicht, Euke, Eule — aha: ‚Eule'. Freue Dich, Agneschen, wir haben gewonnen! Das Kryptogramm iſt alſo doch in deutſcher Sprache abgefaßt und meine Vorausſetzungen haben ſich ſämmtlich als richtig erwieſen; nur noch drei Minuten Geduld, ſo werden wir das Dokument entziffert haben."

Der Aſſeſſor fuhr auf dieſe Weiſe fort, ſeine Kopie zu ergänzen, die wenigen noch fehlenden Zeichen waren in der That ſchnell gefunden, da die Deutung der Wörter durch den Zuſammenhang mit den bereits bekannten leicht genug war. Kaum fünf Minuten waren verfloſſen, ſo war die Aufgabe gelöst.

„Und nicht nur die Aufgabe iſt gelöst," fuhr jetzt Franz empor, „auch Dein Vermögen, liebſte Agnes, wahrſcheinlich wiedergefunden. Dieſer Zettel iſt thatſächlich nichts Anderes, als der Schlüſſel zu dem Verſteck des Eigenthums Deines Großvaters. Hör nur, das Schriftſtück lautet:

‚Winzer, am Erſten des Mai verbinde die Eule dem Birnbaum,
Zwölf Schritte öſtlich gewandt wende der Sonne Dich zu.
Harre des Mittags und geh zwölf Schritt in Richtung des Schattens,
Dort enthülle das Grab, welches das Glück Dir verſchließt.'"

Agnes und ihre Pflegeeltern lauſchten mit angehaltenem Athem.

„Glaubst Du wirklich, daß hierin eine Berechtigung Deiner Hoffnungen liegt?“ fragte das Mädchen zweifelnd.

„Ganz gewiß, jedenfalls werde ich auf Grund dieser Auskunft genaue Nachforschungen anstellen. Mir ist Alles ganz klar, nur die Bezeichnung des Ortes selbst vermisse ich noch. Wahrscheinlich ist sie in den Worten ‚Eule‘ und ‚Birnbaum‘ enthalten. Nur den Ausdruck ‚Winzer‘ begreife ich nicht. Warum gerade ‚Winzer‘?“

„Da kann ich Auskunft geben,“ sagte Agnes' Pflegevater. „Der Weinberg am Rabenhügel ist das Eigenthum des alten Peter Wolf gewesen.“

„So kann kein Zweifel mehr bestehen, der Schatz ist dort vergraben!“ rief der Assessor. „Ich will morgen früh gleich den Schauplatz näher untersuchen und auskundschaften, ob die übrigen Anhaltepunkte stimmen. Und wenn, so ist uns vielleicht geholfen, mein Lieb. Doch ist es nothwendig, bis auf Weiteres unverbrüchliches Stillschweigen zu bewahren.“

2.

Franz schlief in der folgenden Nacht nur wenig, er war zu aufgeregt, immer und immer wieder kehrten seine Gedanken, wie er sich auch anstrengte, sie gleichgiltigen Dingen zuzuwenden, zu der Geliebten und dem geheimnißvollen Dokument zurück.

Am nächsten Morgen war sein erster Gang zu Agnes, von der er vernahm, daß der Weinberg sich schon seit länger als dreißig Jahren in fremdem Besitz befinde. Ihr Vater hatte das wenig ertragsreiche Grundstück damals um ein Billiges verkauft. Seit dieser Zeit hatte der Weinberg wohl ein halbes Dutzend Male seinen Besitzer gewechselt. Wer jetzt der Eigenthümer war, wußte sie nicht.

„Wahrscheinlich wird es nothwendig sein, sich mit diesem Manne zu verständigen, ja vielleicht ihm einen

Theil des Geldes anzubieten," meinte der junge Mann, seine Braut fragend anblickend.

Diese nickte zustimmend. „Ich gebe Dir unbeschränkte Vollmacht, zu thun, was Du für nothwendig hältst," erwiederte sie.

„Und wenn es nun Werthpapiere oder Banknoten sind, die inzwischen ihren Werth vollständig eingebüßt haben?" forschte der Alte.

„Dann können wir es freilich nicht ändern," entgegnete Franz. „Indessen ist wohl anzunehmen, daß Herr Wolf solche Gegenstände vorher in bares Geld umgetauscht hat, weil er ja nicht wissen konnte, wie lange er das Geld liegen lassen mußte. Ich habe angelegentlich über den Inhalt des Dokuments nachgedacht und finde darin mehr und mehr die Bestätigung, daß in der That der alte Herr sein Vermögen aus Furcht vor dem ungewissen Ausgang der politischen Ereignisse in jenem Weinberg oder in nächster Nähe desselben vergraben hat. Auch der angegebene Tag deutet darauf hin. Weißt Du, Agnes, wann der Tod Deines Großvaters stattgefunden hat?"

„Am fünften Mai 1849."

„Und am ersten Mai hat er das Geld vergraben."

„Woher weißt Du das?"

„Es steht in der Geheimschrift. ‚Winzer, am Ersten des Mai verbinde die Eule dem Birnbaum,' das heißt, am ersten Mai soll Derjenige, welcher den Ort auf Grund dieser Auskunft finden will, den Versuch dazu unternehmen."

„Warum aber nicht auch zu jeder anderen Zeit?"

„Weil allein die Richtung des Schattens, welchen am ersten Mai genau in dem Augenblicke, wann die Sonne ihren höchsten Punkt am Himmel erreicht hat, der Schatzgräber wirft, den Platz anzeigt, wo das Versteck zu finden ist. Daraus erhellt, daß Dein Großvater am ersten Mai Mittags auf dieselbe Weise den Ort bestimmt und ver-

muthlich dort noch am selben Tage das Geld vergraben hat."

Franz empfahl sich nun eilig, um sofort nach dem Weinberge, der etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt auf dem sogenannten Rabenhügel lag, zu gehen. Der Assessor betrachtete neugierig und aufmerksam den für ihn so wichtigen Platz. Der Weinberg sah recht verwildert und öde aus, Wein war dort wohl seit vielen Jahren nicht mehr gebaut worden, denn ein Theil zeigte sich ziemlich dicht mit Obstbäumen bedeckt und auf einigen Beeten wuchsen Gemüse und etwas Korn. Das Grundstück war eingezäunt, und der Zaun mit Heckenrosen und anderem Gesträuch unordentlich bewachsen. Am oberen Ende, fast in der Mitte des Grundstücks, stand ein kleines, ziemlich baufälliges, trotzdem aber offenbar bewohntes Haus aus Holz und Lehm, unweit davon arbeitete ein schäbig gekleideter Mann, der finster und verdrossen aussah.

„Guten Morgen," begrüßte Franz freundlich den emsig die Hacke handhabenden Arbeiter.

„'Morgen," erwiederte dieser mürrisch, ohne von seiner Thätigkeit aufzublicken.

„Ein hübsches Grundstück," fuhr Franz in demselben entgegenkommenden Tone fort.

„Hübsch — hm."

Der Arbeiter maß erst seine Umgebung, dann den fremden Herrn mit einem zweifelnden Blicke.

„Nun, vielleicht ein wenig vernachlässigt —"

„Wenn's der Mühe werth wäre, es vollständig zu bebauen," sagte ironisch der Mann, „würde es wohl geschehen sein. 's ist ein verwünschter Platz, nichts als Sand und Steine."

„Sind Sie der Eigenthümer?"

„Leider ja. Haben Sie irgend ein Interesse, danach zu fragen?"

„Ich hege eine leicht begreifliche Theilnahme für den Ort," erklärte Franz nicht ganz ohne Verlegenheit. „Er gehörte vor langen Jahren einem alten Verwandten von mir, und ich habe als Knabe oft und gern hier oben gespielt."

„So, so!"

„Es scheint sich wenig verändert zu haben in der langen Zeit," fuhr der junge Mann fort. „Seit wann wirthschaften Sie hier oben?"

„Seit drei Jahren. Damals war Alles, wie es jetzt ist, ob es früher anders war, weiß ich nicht. Wenn Sie Ihre Erinnerungen auffrischen wollen, so kommen Sie nur herein, mich stören Sie nicht bei der Arbeit."

„Gern, wenn Sie erlauben."

Der Assessor hatte mit einem Sprunge den niedrigen Zaun an einer vom Gebüsch freien Stelle überklettert.

„Bewohnen Sie das Haus?"

„Ich? Ja, wo sollte ich sonst wohnen?"

„Es ist sehr baufällig."

„Mir genügt es, und Andere haben nichts darin zu suchen. Ich habe weder Kind noch Kegel."

Franz näherte sich dem Hause. „Hier herum muß ein Birnbaum sein," bemerkte er, indem er suchend die Augen umherschweifen ließ. „Ich habe als Junge oft genug Birnen heruntergeangelt."

„Ein Birnbaum? Nicht, daß ich wüßte. Ich besitze nur Pflaumen und etwas Zwergobst."

„Und doch entsinne ich mich seiner genau," beharrte Franz, der allerdings auch keinen Baum dieser Art zu entdecken vermochte und bereits zu zweifeln anfing, ob er in der That auf der richtigen Fährte sei.

Der Weinbergsbesitzer schaute ihn nachdenklich an.

„Sie können Recht haben," meinte er endlich in seiner mürrischen Weise. „Dort rechts von der Hausthür, etwa

zehn Schritte nach dem Gatter zu, hat allerdings ein großer Baum gestanden, den jedoch bereits mein Vorgänger umgehauen hat, weil er vermuthlich nicht mehr trug. Ich habe noch den Stumpf vorgefunden."

„Sehen Sie wohl!" rief Franz, dessen Hoffnungen wieder wach wurden.

„Das wird wohl ein Birnbaum gewesen sein," sagte der Mann, der doch etwas mittheilsamer schien, als es anfangs den Anschein gehabt hatte.

Franz forschte angestrengt nach dem Stumpfe, konnte ihn jedoch nicht wahrnehmen.

„Ich sehe ihn nicht," sagte er.

„Den Stumpf? Wo der gestanden hat, kann ich Ihnen ganz genau sagen. Ich hab' ihn nicht im besten Andenken, denn ich hab' mich bös in den Finger gehackt, als ich ihn herausholte. Dort stand er, genau auf dem Flecke, wo ich die Fichte gepflanzt habe."

Die Fichte bemerkte der Assessor allerdings und seine Zweifel in dieser Hinsicht waren gehoben. Aber was war das nur für ein Ding, was der alte Herr Wolf mit dem Ausdruck „Eule" bezeichnet hatte? War vielleicht ein ausgestopfter Vogel gemeint, den der einstige Eigenthümer des Grundstückes besessen hatte? „Verbinde die Eule dem Birnbaum," hieß es ausdrücklich in dem Schriftstück, folglich mußte doch etwas wie eine Eule dagewesen oder noch da sein, von der aus sich eine gerade Linie nach dem Baume ziehen ließ. Vergeblich sah er sich jedoch nach einem Gegenstande um, der sich auch nur im Entferntesten mit einer Eule hätte vergleichen lassen. Da fiel sein Blick auf das alte Häuschen, es mußte ehemals ein ganz niedlicher Bau gewesen sein. Als Gartenhaus war es einst hübsch ausgestattet gewesen, und der Beschauer gewahrte sogar noch einige traurige Reste von ehemaliger Wandmalerei. Die Wand war anscheinend einst mit bizarren Figuren und

zahlreichen Weisheitssprüchen bedeckt gewesen. Denn der Assessor unterschied noch deutlich oben über dem Fenster einen Hirschkopf.

Blitzartig schoß in demselben Augenblick ein Gedanke durch seinen Kopf. Aufmerksam betrachtete er die noch erhaltenen Bilder, las er die Reste der Inschriften.

„Zu meiner Zeit war das freilich noch in besserem Zustande," meinte er in scheinbar bedauerndem Tone, um nicht Argwohn zu erregen.

„Glaub's wohl."

„Nach dem Hirsch hier haben wir manchmal mit dem Blasrohr geschossen. Aber die Eule scheint nicht mehr da zu sein."

„Eine Eule? Ich habe nie eine bemerkt."

„Aber ich," rief fröhlich der Besucher, denn er erkannte in einer halb zerstörten Holzfigur, die auf dem breiten Sims über der Hausthür angebracht war, in der That die Ueberreste einer Eule. Der scharfe Schnabel und der charakteristische Ausdruck der einen Gesichtshälfte waren noch deutlich bemerkbar. Kein Zweifel, der Schauplatz des Abenteuers war gefunden! Wie nun aber in den Besitz des Schatzes gelangen? Es blieb nichts Anderes übrig, als den mürrischen Eigenthümer in das Geheimniß einzuweihen, ihm einen Theil der vergrabenen Summe anzubieten.

Aber das wollte er heute noch nicht thun, denn der erste Mai war erst in drei Wochen, und der Weinbergbauer hätte sonst wohl in dieser Zeit den Berg bis in seine Eingeweide aufgewühlt. Es hieß also, sich bis dahin in Geduld fassen, doch befand sich Franz in einer wahrhaft fieberhaften Spannung des Geistes und Gemüthes, er vermochte fast an nichts Anderes mehr zu denken, als an das vor ihm liegende Abenteuer, und selbst der Geliebten gelang es nur schwer, seine innere Erregung für kurze Stunden in ruhigere Bahnen zu lenken.

3.

Am Vormittag des ersten Mai finden wir den Assessor und den derzeitigen Besitzer des Weinbergs, Namens Kroner, in emsiger Thätigkeit. Der junge Mann war bemüht, von dem alten Eulenkopfe nach dem früheren Standorte des Birnbaumes mittelst einer Schnur eine gerade Verbindung herzustellen, während der Andere mehrere Hacken und Schaufeln, sowie eine kleine Leiter und andere Gegenstände herbeischleppte.

Franz hatte sich nur ungern entschlossen, mit dem Menschen gemeinsame Sache zu machen, da dieser ihm als ein keineswegs vertrauenswürdiges Individuum geschildert wurde, über dessen Vergangenheit man nichts Günstiges zu berichten wußte. Es blieb dem Assessor jedoch kein anderer Ausweg, wenn er der Geliebten zu ihrem Rechte verhelfen wollte, er suchte also am Morgen des ersten Mai den Weinbergsbesitzer auf und schenkte ihm reinen Wein ein, ohne jedoch zunächst der Geheimschrift zu erwähnen oder seiner Braut dabei zu gedenken. Ueber diesen Punkt ließ er sich nur im Allgemeinen dahin aus, daß er den Erben des vergrabenen Geldes kenne und diesem wenigstens einen Theil desselben wieder verschaffen wolle.

Der mürrische Bauer lächelte ironisch, als Franz von der letzteren Absicht sprach, dann äußerte er geringschätzig: „Wenn Sie den Schatz meinen, von welchem schon seit Jahren die Kunde geht, daß er hier vergraben liegen soll, so werden Sie wohl vergeblich suchen. Meine Vorgänger haben schon darnach gesucht und ich auch, aber meines Wissens hat Keiner einen Pfennig gefunden, und das Ganze wird wohl nur leeres Gerede sein."

„Doch nicht. Das Versteck scheint freilich gut gewählt, und Sie werden vergebens darnach suchen, wenn Sie

nicht den Schlüssel zu dem Geheimniß besitzen. Ich kenne aber diesen Schlüssel, und wenn Sie bereit sind, einen Vertrag, den ich fix und fertig in der Tasche habe, zu unterzeichnen, so können wir vielleicht schon heute Abend im Besitze des Geldes sein."

Die Augen des Mannes leuchteten gierig auf.

„Ich glaube nicht daran," sagte er mit einem tiefen Athemzuge, welcher nur zu deutlich verrieth, wie sehr er in Wahrheit daran glaubte.

„Glauben Sie daran oder nicht," erwiederte Franz, sich zur Gleichgiltigkeit zwingend. „Ich gebe Ihnen eine Stunde Zeit zur Ueberlegung, da wir spätestens heute um elf Uhr an's Werk gehen müssen, wenn wir nicht vielleicht ein ganzes Jahr verlieren wollen. Im Grunde genommen können Sie sich ja auch ohne Skrupel auf die Sache einlassen. Finden wir nichts, so verlieren Sie ja nichts dabei."

„Da haben Sie Recht. Warum muß die Nachsuchung aber just heute geschehen?"

„Weil die Richtung des Schattens, welchen die Sonne am heutigen Tage genau um Mittag wirft, den Ort des Versteckes anzeigt. Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß wir auch morgen und übermorgen noch ungefähr den nämlichen Platz auf dieselbe Weise entdecken würden, aber da ich nicht wissen kann, inwiefern die mathematische Genauigkeit bei den Angaben meines Gewährsmannes eine Rolle spielt, so ziehe ich es vor, mich genau an dieselben zu halten."

Kroner dachte einen Augenblick nach. „Wenn's nichts ist, mache ich mich lächerlich bei der Geschichte."

„Aber es weiß ja Niemand darum, als Sie und ich."

„Wirklich? Weiter Niemand?"

Franz hielt es für besser, den Mann bei dem Glauben zu lassen, daß kein anderer Theilnehmer des Geheimnisses existirte, um sich dessen Zustimmung zu sichern. Es kam

ja seiner Meinung nach nicht viel darauf an. Hätte er indessen den tückischen Blick wahrgenommen, den dieser bei seiner bestimmten Erklärung auf ihn warf, so dürfte er wohl die Tragweite seiner Worte etwas mehr erwogen haben.

„Gut, so zeigen Sie 'mal den Vertrag."

Franz zog den Kontrakt, den er aufgesetzt hatte, aus der Tasche. Darin wurde dem Eigenthümer des Weinberges der vierte Theil der etwa gefundenen Summe zugesichert. Der junge Mann fürchtete, Kroner würde auf einer höheren Entschädigung bestehen und war bereits darauf vorbereitet, im äußersten Falle auch hierauf einzugehen. Der Andere erschien jedoch ganz gegen des Assessors Erwartung von der Zusicherung befriedigt und unterzeichnete ohne Zögern den Vertrag.

So ging man unverzüglich an's Werk. Es herrschte eine milde, feuchte Luft, die Sonne schien zeitweise durch die Wolken. Alles war günstig. Franz entnahm einem Packetchen, das er mitgebracht hatte, einen alten Rock und einige Meßinstrumente. Dann begann die Arbeit.

Der junge Mann war in erster Linie bemüht, die Oertlichkeit genau festzustellen, indem er die Messungen vornahm. Nachdem er mittelst eines Kompasses genau die östliche Himmelsgegend erkundet hatte, ging er in der dahinführenden Richtung zwölf Schritte vorwärts und bezeichnete den erhaltenen Punkt, nachdem er an der neuen Stelle nochmals die Richtigkeit der eingeschlagenen Linie geprüft hatte, vorsichtig mit einer Stange. Vorher schon hatte er sich peinlich genau darüber unterrichtet, in welchem Augenblick die Sonne am ersten Mai ihren höchsten Stand für den in Frage kommenden Ort erreichen mußte. Ein Bekannter, welcher auf der Sternwarte beschäftigt war, hatte ihm die nothwendige Berechnung aufgestellt und seine gutgehende Uhr auf die Sekunde nach der Ortszeit regulirt,

Digitized by Google

ſo daß er ohne weitere Bemühung als einen Blick auf ſeine Uhr den rechten Zeitpunkt beſtimmen konnte. Kroner ſtand bei ihm, als er das Antlitz nach Oſten gekehrt an der Stange ſtand, um die Zeit zu erwarten, bereit, mittelſt einer langen Schnur die erhaltene Richtung ſofort feſtzulegen.

In athemloſer Spannung verharrten die beiden Männer. Nur noch wenige Minuten trennten ſie von dem erſehnten Momente, welcher für den Platz um 11 Uhr 55 Minuten eintreten mußte.

„Wie nun, wenn die Sonne heute nicht geſchienen hätte?“ erkundigte ſich Kroner.

„Aber ſie ſcheint,“ antwortete Franz, „das iſt die Hauptſache.“

„Ich glaube, wir werden auf den Keller ſtoßen,“ meinte ſein Gefährte wieder.

„Keller? Welchen Keller?“

„Die Richtung Ihres Schattens kann ſich ſchwerlich in den zwei Minuten mehr erheblich ändern, und wenn wir zwölf Schritte in dieſer Linie abmeſſen, ſo ſtoßen wir auf einen ziemlich tiefen Keller. Dort kann aber wohl der Schatz nicht verborgen ſein, denn der Keller iſt erſt vor zehn Jahren angelegt worden. Bei dem Ausgraben des Fundaments hätte man doch darauf ſtoßen müſſen.“

Der Aſſeſſor erbleichte ein wenig.

„Ich ſehe keinen Keller,“ wandte er unruhig ein, das Auge ſtarr auf ſeine Uhr geheftet, die er in der rechten Hand hielt.

„Ueber der Erde befindet ſich nur der gewölbte Eingang,“ erklärte Kroner mit der Hand nach einer mäßigen Erhöhung deutend.

„11 Uhr 55 Minuten,“ rief Franz in dieſem Augenblick. „Die Schnur, Herr Kroner, legen Sie die Schnur!“

Haſtig gehorchte der Andere der erhaltenen Weiſung,

und ohne Zögern zählte der junge Mann wiederum zwölf Schritte in der nun gefundenen Richtung ab.

„Hier ist der Punkt!“ sprach er in äußerster Unruhe, den Platz mit einer umherliegenden Zaunlatte genau bezeichnend. „Er scheint mir ziemlich weit von Ihrer Kellerthür entfernt zu sein.“

„Es kann sein, daß er sich noch außerhalb der Kellermauern befindet,“ entgegnete der Weinbergsbesitzer, „doch das wollen wir gleich untersuchen.“

Beide näherten sich der Kelleröffnung. Der sichtbare Theil des Kellers war aus Steinen in Gestalt eines etwa einen Meter hohen und ebenso breiten oben dachförmig abgeflachten Würfels aufgeführt. Eine feste Holzthür verschloß den niedrigen Eingang, nach deren Oeffnung man eine Reihe noch gut erhaltener Steinstufen erblickte, die in den eigentlichen Keller hinunterführten. Die Männer stiegen hinab und fanden den Keller, bestehend aus einem, schmalen Gange und zwei nicht allzugroßen, finsteren und dumpfen Gelassen, welche rechts und links von dem Gange lagen und mit diesem durch starke Holzthüren verbunden waren. Das eine Gelaß besaß ein Gitterfenster in der Decke und diente zur Aufbewahrung von Gartengeräthschaften, das andere, nach dem gefundenen Platze zu gelegen, war völlig finster und anscheinend leer. Der Keller war offenbar sehr solid angelegt, und beide Gewölbe besaßen gemauerte Wände.

„Teufel, ist das hier finster!“ rief der Assessor. „Haben Sie kein Licht?“

Kroner zündete ein Licht an, worauf Franz die nöthigen Messungen vornahm. Dann eilten sie wieder in's Freie und setzten die begonnene Messung fort. Das Resultat derselben war die Feststellung, daß der gefundene Platz genau zwei Meter von dem äußeren Rande der Kellermauer entfernt war.

„Also doch noch außerhalb," rief Franz erleichtert. „Lassen Sie uns nun sofort an die Arbeit gehen!"

Die eigentliche Thätigkeit der beiden Männer nahm nun erst ihren Anfang. Jeder ergriff eine Hacke, und Beide begannen die Erde tapfer zu bearbeiten. Die Arbeit war anstrengend, und dem Assessor, der nicht daran gewöhnt war, liefen bald die Schweißtropfen von der Stirne herab.

„Ruhen Sie ein wenig aus," ermahnte sein Gefährte, „nehmen Sie die Schaufel und schleudern Sie die Erde weg, die ist uns hinderlich beim Weitergraben."

Der junge Mann that, wie ihm geheißen, und erst als er sich erholt hatte, griff er wieder zur Hacke. Weiter unten wurde der Boden lockerer und war besser zu bearbeiten, trotzdem währte es mehrere Stunden, bis die von den beiden Männern ausgeworfene Grube die Tiefe eines Meters erreicht hatte.

„Es wird nachgerade Zeit, ein wenig auszuruhen," sagte Kroner. „Wir haben schon drei Stunden wie die Bären gearbeitet. Nun muß auch der Körper sein Recht haben."

Franz sah das trotz seiner fieberhaften Unruhe ein. Es wurde hastig ein Imbiß genommen und nach einer halben Stunde die unterbrochene Arbeit wieder begonnen. Abermals vergingen mehrere Stunden.

„Anderthalb Meter!" rief unwillig Kroner, der in der Grube stand und hackte, während der Assessor emsig schaufelte, „tiefer können wir unmöglich graben. Es wird jetzt schon außerordentlich schwer, ich kann mich kaum bewegen. Wie viel Uhr haben wir?"

„Halb sieben," antwortete Franz. „Doch verlieren Sie nur nicht den Muth!"

Der Bauer arbeitete weiter.

„Es ist umsonst," rief er nach einer Weile, abermals

innehaltend. „Hier liegt nichts, das ist sicher.“ Und fluchend kletterte er aus dem Loche.

„So will ich es selbst noch einmal versuchen,“ erklärte Franz und ließ sich in das Loch hinab. „Geben Sie mir die Hacke.“

„Meinetwegen,“ sagte Kroner unwirsch und reichte ihm das Instrument.

Der Assessor arbeitete fieberhaft, er konnte und wollte nicht an einen Fehlschlag glauben. „Noch einen Hieb,“ sagte er immer und immer wieder zu sich selbst, „und noch einen!“ Und so fort.

Auf einmal hielt er inne. Die Hacke war auf etwas Hartes gestoßen. Franz erbebte. Sollte er endlich am Ziel sein? Er wiederholte den Hieb, und sieh, unter ihm klirrte es wie Metall. Ein Schrei entfuhr seinem Munde.

„Hier unten ist ein eiserner Gegenstand!“ rief er in höchster Aufregung dem Draußenstehenden zu, „passen Sie auf, unsere Ausdauer belohnt sich.“

Kroner fuhr aus seinem finsteren Brüten auf und starrte gierig in die Grube hinab.

„Kein Zweifel,“ keuchte Franz nach einigen weiteren Schlägen, „es ist eine eiserne Kiste.“

„Lassen Sie mich hinunter,“ schrie Kroner. „Ich verstehe mich besser auf's Graben. Kommen Sie!“

„Ist nicht nöthig,“ schallte es zurück. „Sogleich werde ich die Kiste haben und Ihnen herausreichen.“

„Wenn sie nicht zu schwer ist.“

Eine Viertelstunde verging in athemloser Spannung. Endlich war es dem Assessor gelungen, den eisernen Gegenstand bloßzulegen. Derselbe erwies sich in der That als eine völlig verrostete eiserne Lade, die annähernd eine Elle lang, etwas weniger breit und eine halbe Elle hoch war. Die Lade war schwer, und Franz vermochte sie nur mit Mühe emporzuheben.

„Binden Sie dieſen Strick darum!“ ſchrie ihm Kroner zu, „ich hebe dann von oben mit.“

Dieſer Vorſchlag erwies ſich als ſehr praktiſch.

Franz ſtemmte von unten, ſein Gefährte, deſſen Augen ordentlich gierig und drohend funkelten, zog aus Leibeskräften an dem Strick. Auf dieſe Weiſe gelang es, die Kiſte bis an den Rand der Grube emporzuheben. Haſtig umklammerte ſie der Weinbergsbeſitzer und zerrte ſie vollends heraus, dann erhob er ſich und warf einen forſchenden Blick rings um ſich her.

Der Abend war bereits hereingebrochen, ein trüber, lichtloſer Abend, kein Stern zeigte ſich am Himmel und nur die Sichel des neuen Mondes blitzte zuweilen durch die zerriſſenen grauen Wolkenſchleier. Keine Spur von Leben zeigte ſich in der einſamen Gegend, nur unten, tief unten, am Fuße des Hügels, wo der Strom erglänzte, funkelten die Lichter der Häuſer.

Ein ſonderbar wilder Ausdruck erſchien auf dem Geſicht Kroner's.

„Sind Sie gewiß, daß Niemand uns den Schatz ſtreitig machen wird?“ wandte er ſich lauernd an den jungen Mann, der ſich eben bemühte, aus der Grube herauszuklettern, was bei ihrer Tiefe nicht ohne Schwierigkeit zu bewerkſtelligen war.

„Niemand!“ gab dieſer zurück.

„Wir wiſſen allein darum?“ fragte Kroner nochmals, „ganz allein?“

„Ja, in Kukuks Namen. Helfen Sie mir lieber aus dem Loche heraus, anſtatt zu plaudern, nachher haben wir Zeit genug dazu.“

„Das will ich. Halten Sie ſich nur an dieſer Stange feſt.“

Kroner hatte eine ſchwere Zaunlatte ergriffen und hielt dieſe dem Aſſeſſor hin. Dieſer faßte darnach, in demſelben

Augenblicke aber schwang der Mann über ihm die schwere Latte zu einem furchtbaren Schlage, kräftig sauste sie nieder auf das schutzlose Haupt des unglücklichen Schatzgräbers und bewußtlos sank er in die Grube wieder hinab.

4.

Vergeblich wartete Agnes am Abend des ersten Mai, vergeblich während des ganzen folgenden Tages auf den Geliebten. Als er auch am zweiten Abende nicht kam, steigerte sich ihre Angst auf das Höchste. Sie wußte, was er am ersten Mai vorgehabt hatte, sie wußte, daß er sofort nach Beendigung des Werkes zu ihr geeilt sein würde. Es mußte ihm etwas zugestoßen sein.

Die Besorgniß gab ihr die Idee ein, ihren Pflegevater zu bitten, doch einmal bei der Dienerschaft des Kaufmanns Heimhold — der Assessor wohnte im Hause seines Vaters — vorsichtig Erkundigungen einzuziehen. Bereitwillig entfernte sich der alte Mann. Die Botschaft, welche er nach etwa einer Stunde zurückbrachte, war schreckenerregend! Franz war seit zwei Tagen spurlos verschwunden. Er hatte sich am Morgen des ersten Mai um die gewöhnliche Stunde entfernt und war seitdem von Niemand wieder gesehen worden.

Jetzt galt kein Zögern mehr. Agnes kannte das Vorhaben des Geliebten, sie wußte, wohin er hatte gehen wollen. Sofort mußte man seinen Spuren folgen. Ungestüm schlang sie den weiten Regenmantel um ihre zarte Gestalt, setzte ihr Hütchen auf und eilte, so schnell sie nur ihre Füße zu tragen vermochten, dem ihr wohlbekannten Hause des Kaufmanns Heimhold zu. Mit klopfendem Herzen trat sie ein und bat den Diener, sie zu melden.

Sofort hieß man sie eintreten. In einem großen luxuriös ausgestatteten Zimmer stand der reiche Kaufmann am Fenster, während seine Gattin auf dem Sopha saß. Auf

beiden Gesichtern lag der Ausdruck tiefsten Kummers, in den Augen der Mutter schimmerten Thränen.

Auch Agnes vermochte ihre Thränen nicht zurückzuhalten. Sie hatte sich vorgenommen, ihr Kommen in entsprechender Weise zu motiviren, als sie aber vor den Eltern ihres Bräutigams stand, zum ersten Male in ihrem Leben, da verließ sie der Muth, und sie brachte nichts heraus als die Worte: „Ich bin Agnes Wolf."

Die Dame hatte sich sofort bei ihrem Eintritt erhoben und war ihr entgegengetreten. Einen forschenden Blick warf sie auf das schöne, gramvolle Gesicht, dann sagte sie traurig: „Seien Sie mir willkommen. Wir standen eben im Begriff, nach Ihnen zu schicken. Aus Ihrem Gesicht lese ich, daß Sie von dem räthselhaften Verschwinden unseres Sohnes bereits Kenntniß haben. Ist es so?"

Agnes neigte bejahend den Kopf. „Ich erwartete ihn vergeblich."

„Wir glaubten anfangs, sein Verschwinden stehe mit seiner Neigung zu Ihnen im Zusammenhang," fuhr die alte Dame fort, „aber eingezogene Erkundigungen belehrten uns, daß Sie nach wie vor im Hause Ihrer Eltern weilten. Also auch Sie haben keine Ahnung, was meinem armen Sohne begegnet sein könnte?"

„Doch, doch!" rang es sich jetzt aus Agnes' Munde, und in abgerissenen, fliegenden Worten erzählte sie nun die Geschichte der Geheimschrift und des Schatzes.

Kaufmann Heimhold war näher getreten und hörte aufmerksam zu.

„So müssen wir sofort aufbrechen!" rief er entschlossen. „Wer weiß, was vorgegangen ist. Wollen Sie uns dorthin führen, Fräulein Wolf?"

„Ja."

„So warten Sie, bitte, einen Augenblick."

Heimhold entfernte sich rasch, die Dame aber zog das

junge Mädchen auf einen Sessel nieder und hauchte einen leisen Kuß auf ihre Stirn.

„Gott sei Dank," sprach sie bewegt, „daß wir selbst wenigstens nicht die Ursache seines Verschwindens sind! Ich fürchtete, unsere Hartnäckigkeit habe ihn in den Tod getrieben."

In diesem Augenblicke trat der Kaufmann, zum Ausgehen gerüstet, schon wieder herein. „Kommen Sie, Fräulein," sagte er freundlich. Agnes erhob sich.

„Gott gebe, daß Sie ihn lebend wieder finden," rief die arme Mutter weinend, als Agnes ihr zum Abschied schmerzbewegt die Hand drückte.

In Begleitung zweier handfester Diener machte man sich auf den Weg. Der Wagen Heimhold's brachte Alle in einer Viertelstunde an den Fuß des Rabenhügels. Unterwegs wurden nur wenige Worte gewechselt. Nur einige weitere Fragen in Bezug auf die Schatzgeschichte stellte der alte Kaufmann an die Braut seines Sohnes.

Raschen Schrittes erstiegen die Vier den Rabenhügel, auf dessen halber Höhe der Weinberg lag. Das Grundstück sah wüst und verlassen aus. Die Thür des Hauses stand weit offen, und in dem einzigen armseligen Gemach herrschte Unordnung und Verwirrung. Das schmutzige Bett war unberührt, weder in der Stube, noch auf dem Boden, noch im ganzen Weinberge eine lebende Seele zu sehen.

„Ah, dort haben sie gegraben," rief Heimhold, als sie sich dem Schauplatze des traurigen Ereignisses näherten. „Hier befindet sich ein tiefer Schacht."

„Aber nirgends ein Mensch, der Aufklärung geben könnte," klagte Agnes.

Schon wollte man dem wüsten Ort den Rücken wenden, da war es plötzlich dem jungen Mädchen, als vernehme sie den schwachen Laut einer menschlichen Stimme.

„Horch!“ rief ſie erbebend. „Es ruft Jemand — es kommt aus der Erde! Das iſt die Stimme des Verlorenen! Er lebt! er ruft um Hilfe!“

„Ich hörte auch etwas,“ beſtätigte einer der Diener. „Wo ſollte aber die Stimme herkommen?“

„Dort,“ rief Heinhold, „dort iſt eine Thür! Das iſt ein Keller oder etwas ähnliches! Vorwärts, ſchlagt die Thür ein!“

Bald war dem Befehl Folge geleiſtet, Alle ſtürmten in den Gang hinab. Hier fand man ſich vor zwei Thüren, die eine öffnete ſich leicht unter dem Drucke der Hand eines Dieners; das Gelaß, welches ſie abſchloß, war leer. Die andere aber zeigte ſich mit einem Vorlegeſchloß verſperrt.

„Eingeſchlagen!“ rief wieder der Kaufmann.

Sofort gingen vier kräftige Hände an's Werk, doch die feſte Thür leiſtete Widerſtand, und es blieb, um ſchneller zum Ziele zu kommen, ſchließlich nichts Anderes übrig, als das Schloß mit einer Hacke zu zerſchlagen. Nun war die Bahn frei — zitternd trat der Kaufmann in den finſteren Raum, aus dem man jetzt wieder ein dumpfes Stöhnen hörte.

Ein Diener entzündete ein Streichhölzchen — die Flamme brannte nur matt in der ſchlechten Atmoſphäre des Ortes, doch leuchtete ſie hell genug, um die Durchforſchung des öden Gewölbes zu ermöglichen.

Agnes ſtieß einen angſtvollen Schrei aus — der Kaufmann erfaßte krampfhaft ihre Hand. In einem Winkel lag ein Menſch.

„Franz!“ ſchluchzte Agnes.

„Mein Sohn!“ rief erſchüttert der Kaufmann.

Haſtig trug man ihn nach oben und legte ihn im Hauſe auf das Bett nieder.

Dort ſchlug er die Augen auf. Mit ſeltſamen Blicken ſchaute er um ſich, er ſchien Niemand zu erkennen.

„Bringen wir ihn in den Wagen," ordnete der Vater an, „und Sie, Joseph, steigen unterwegs aus und rufen den Doktor." ...

Als der Wagen vor dem Hause Heimhold's hielt, stieg Agnes mit den Uebrigen aus und wartete still, bis man den theuren Mann hinaufgetragen hatte. Niemand dachte in der Aufregung an das arme Mädchen, das noch einen unsagbar traurigen Blick auf das stolze Gebäude warf, in das man ihren Bräutigam gebracht, und dann langsam der eigenen bescheidenen Behausung zuschritt.

— — — — — — — — — — — —

Wieder durchlebte sie Tage der Todesangst um den Geliebten, jeden Morgen mußte ihr Pflegevater Erkundigungen über sein Befinden bei der Dienerschaft einziehen und jeden Morgen lautete die Auskunft, daß der Assessor in schwerem Fieber liege und bis zur Stunde noch Niemand erkannt habe. Nach der Aussage des Arztes habe er einen gefährlichen Schlag auf den Kopf erhalten. Da gleichzeitig der Besitzer des Weinberges, Kroner, spurlos verschwunden sei, so lenke sich der Verdacht der That auf diesen, und die Polizei sei bereits hinter ihm her.

Am dritten Tage fuhr ein Wagen vor dem Hause vor, und wenige Augenblicke später stand der Kaufmann selbst vor Agnes, bleich und unruhig, ein Bild der Angst und Verzweiflung.

„Fräulein Wolf," sagte er, ihr heftig bewegt die Hand drückend, „wollen Sie mit mir gehen? Mein Sohn ist schwer krank und immer ruft er Ihren Namen. Der Arzt meint, es dürfte vielleicht von beruhigender und heilender Wirkung —"

Der stolze Mann verschluckte die anderen Worte, in seinem Leben hatte ihm noch keine Rede solche Ueberwindung gekostet. Aber die Liebe zu seinem einzigen Kinde überwog alle Bedenken.

Agnes preßte feſt die Hand auf ihr laut klopfendes Herz. Sie bedurfte einiger Augenblicke, ſich zu faſſen.

Heimhold nahm ihr Zögern für Unentſchloſſenheit.

„Es verſteht ſich, daß wir nichts von Ihnen verlangen, was demüthigend für Sie zu ſein brauchte, Fräulein Agnes. Sie gehen mit mir in mein Haus als die Braut meines Sohnes.“

Damit ergriff er ihre zitternde Hand und hielt ſie kurze Zeit tief ergriffen in der ſeinigen.

„Verzeihen Sie mir,“ ſetzte er gepreßt hinzu. „Der Menſch bedarf oft erſt des Unglücks, um ſich wieder zu finden.“

— — — — — — — — — — — —

Die Gegenwart der Geliebten übte eine wunderbar beruhigende Wirkung auf den Kranken aus, zwei Tage ſpäter erkannte er ſeine Umgebung wieder und bald darauf vermochte er auch die Geſchichte ſeines Abenteuers kurz zu erzählen.

Als er wieder zum Bewußtſein erwacht war, fand er ſich in dem alten Keller wieder, aus dem er ſich vergeblich zu befreien verſuchte. Er hatte viel Blut verloren und fühlte ſich ſehr ſchwach; die Kälte und ſchlechte Luft ſeines Gefängniſſes, ſowie der Hunger thaten das Uebrige, um ſeine Widerſtandskraft völlig zu lähmen. Einen Tag ſpäter würde man ihn, wie er überzeugt war, nicht mehr lebend gefunden haben.

Bald darauf wurde Kroner in Hamburg verhaftet, als er gerade im Begriffe ſtand, einen Theil der in der Kiſte vorgefundenen Werthpapiere zu veräußern. In ſeinem Beſitze fand man außer einer namhaften Summe Geldes eine Anzahl bereits verfallener Papiere, die er, wie er angab, nebſt dem Gelde der Kiſte entnommen hatte. Der Umſtand, daß dieſelben keine Giltigkeit mehr beſaßen, war ihm unbekannt geweſen, und ſeine Habgier hatte ihn ver-

anlaßt, einen Versuch zu ihrer Verwerthung zu unternehmen, bevor er dem Vaterlande für immer den Rücken wandte. Die Kiste selbst wurde leer in einem Winkel des Gartens gefunden. . . .

„Weißt Du, Agnes," sagte Franz drei Monate später zu seiner jungen Gattin, „der Elende, der jetzt im Kerker seine Unthat büßt, hat doch eigentlich unser Glück begründet; denn wer weiß, ob wir ohne den schrecklichen Vorfall sobald ein Paar geworden wären."

Und er drückte einen innigen Kuß auf die Lippen der seligen jungen Frau.

Aus der Werkstatt der Anarchisten.

Kriminalistische Skizze von **Hans Scharwerker.**

Mit 15 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Wie jede Epoche in der Geschichte der Menschheit ihre besonderen kulturellen Bestrebungen, ihre besonderen Ideen und Ziele in Wissenschaft, Kunst, Politik und Volkswirthschaft, ihre besonderen Thorheiten und Verirrungen, kurz ihre ganz besonderen Vorzüge und Nachtheile hat, die ihren Charakter ausmachen, so zeitigt sie auch, gemäß diesem ihrem Charakter, eine ganz besondere Art von Verbrechen, welche die Nachwelt später gar nicht mehr recht versteht und sich erklären kann, weil sie eben der Ausfluß eines speziellen, nur in jener bestimmten Epoche herrschenden Wahnes waren.

Der unserer Zeit eigene, bösartigste Wahn ist offenbar der Anarchismus, eine Weltanschauung, wie sie früher nur etwa im Tollhause gefunden wurde, während sie jetzt von zum Theil fähigen Köpfen in wissenschaftlicher, dichterischer und populärer Form gepredigt, vertheidigt und gelehrt wird, und in den letzten fünfzehn Jahren als praktische Folge die Dynamitattentate gezeitigt hat — jene Art von ebenso sinnlosen als nichtswürdigen Anschlägen auf das Leben und Eigenthum, die in letzter Zeit immer häufiger und in immer schnellerer Aufeinanderfolge von den „Anarchisten der That" verübt werden und bald eine stehende

Rubrik unter den sensationellen Nachrichten unserer Tageszeitungen einzunehmen drohen.

Es ist sicher, daß die nach uns kommenden Generationen sich diese Unthaten schwer werden erklären können; erscheint es doch selbst uns Mitlebenden als eine schwierige Aufgabe, sich die Beweggründe völlig klar zu machen, die eine verbrecherische Natur bestimmen können, ohne Aussicht auf persönlichen Vortheil oder solchen für „seine Sache" in der grausamsten und feigsten Weise unschuldige und ahnungslose Menschen hinzumorden.

Es kommen in der That die mannigfachsten Ursachen zusammen, um diese häßlichste und abschreckendste Erscheinung unserer Zeit zu erzeugen. Verbrecherische, boshafte, von Geburt an schlechte Naturen gibt es immer, die Art der Verbrechen aber, die diese Menschen begehen, ist allein aus der Zeit zu erklären, in der sie leben, aus den Ideen, unter deren Einfluß sie stehen, aus den Verhältnissen, unter deren Einwirkung sie sich entwickelten. Als solche, indirekt zu Dynamitattentaten treibende Verhältnisse der Gegenwart können gelten — natürlich immer die verbrecherische Veranlagung vorausgesetzt — die immer größer werdende Kluft zwischen Reichthum und Armuth; die soziale Unzufriedenheit in den unteren Schichten des Volkes; das große Elend der Besitz- und Arbeitslosen, die zunehmende Halbbildung und Genußsucht; als direkte Ursachen aber müssen gelten die durch die detaillirten und sensationell aufgeputzten Berichte der Tageszeitungen genährte Großmannssucht und Eitelkeit unter den verbrecherischen Elementen, die diese dazu treiben, sich auszuzeichnen, eine öffentliche Rolle zu spielen; endlich die durch Wort und Schrift verbreiteten und ohnehin schon unklare Köpfe völlig verwirrenden Lehren des Anarchismus.

Der Franzose Pierre Joseph Proudhon, geboren zu Besançon am 15. Juli 1809, war der erste, obwohl nur

theoretiſche Anarchiſt, indem er nicht nur den zum geflügelten Worte gewordenen Satz aufſtellte: „Eigenthum iſt Diebſtahl," ſondern auch jede Regierung und jedes Geſetz

Die Exploſion in Dublin Caſtle, Irland.

abgeſchafft wiſſen wollte. Er forderte, jeder Menſch ſolle leben und arbeiten können, wie es ihm beliebe, Alles ſolle auf freiem Ermeſſen, und der Austauſch der Werthe auf freiem Vertrage der Intereſſenten beruhen. Der Staat

und die Gesetze dienten nach seiner Ansicht nur der Ausbeutung und Unterdrückung.

Proudhon starb 1865, aber seine Lehre wurde von den Russen Bakunin und Netschajew weitergebildet und aus dem Reiche der Ideen und Theorien in's praktische Leben übergeführt. Nach diesen beiden fanatischen Russen hat nicht das Wort, sondern nur die That Werth, und zur Durchführung der anarchistischen Ideen empfahlen sie daher offene Gewalt, unerbittliche Zerstörung des Bestehenden. Als Mittel dazu wurden Revolver, Dolch, Gift, Strick u. s. w. empfohlen. Diese Art der anarchistischen Thätigkeit nannte Netschajew die „Propaganda der That"; er hat durch seinen „Katechismus des Revolutionärs" in erster Linie jene Mörderhände gewaffnet, die wir in jüngster Zeit mit Entsetzen an der Arbeit gesehen haben.

Die Lehren Bakunin's und Netschajew's fanden bald auch in hirnverbrannten Köpfen des Westens Anklang, sie gaben gleichsam den verbrecherischen Trieben entarteter Naturen ein bestimmtes Ziel und eine theoretische Rechtfertigung, die Bosheit und den Zerstörungstrieb umhüllten sie mit dem Deckmantel einer Weltanschauung. In Deutschland wurden Reinsdorf und Johann Most zu Verkündigern des Anarchismus; Ersterer schritt sogar zur „Propaganda der That", indem er beabsichtigte, anläßlich der Einweihung des Niederwalddenkmals 1883 die versammelten deutschen Fürsten in die Luft zu sprengen, was glücklicherweise mißlang. Most ging, als ihm der deutsche Boden zu heiß wurde, erst nach England und dann nach Amerika, wo er durch seine Brandschriften die anarchistischen Attentate zu Chicago im Jahre 1886 veranlaßte.

Außer diesen Beiden hat die „Propaganda der That" glücklicherweise in Deutschland weder Verfechter noch Ausüber gefunden. Es gibt jetzt zwar auch eine Anarchistenpartei, die in Berlin sogar öffentliche Versammlungen ab-

hält, aber es steht zu hoffen, daß uns die Erfahrungen Spaniens, Frankreichs und Englands erspart bleiben.

England, das Anarchisten aller Länder noch immer ein Asyl bietet, hat dafür durch eine lange Reihe von Anschlägen büßen müssen, die freilich zum größten Theil durch die Wachsamkeit und die ausgezeichnete Organisation der englischen Polizei vereitelt wurden; in dem materiell und moralisch bankerotten Spanien sind einige der fürchterlichsten anarchistischen Schandthaten verübt worden; Frankreich aber, seit jeher das klassische Land für fanatische Weltverbesserer und Verbrecher, die ihren Unthaten einen politischen Mantel umhängen, ist auch für die Anarchisten das Hauptfeld, und die Pariser Bevölkerung das Opfer für die Dynamitattentate eines Ravachol, Vaillant, Henry und einer Anzahl geringerer anarchistischer Helden geworden.

Die Kohlenbombe.

Die Kinderflasche.

Revolver, Dolch, Gift und Strick, wie Netschajew empfahl, sind nämlich längst überholt. Mit solchen kleinen und unwirksamen Mitteln arbeitet ein Anarchist der Gegenwart nicht mehr. Seine ausschließliche Waffe ist einer

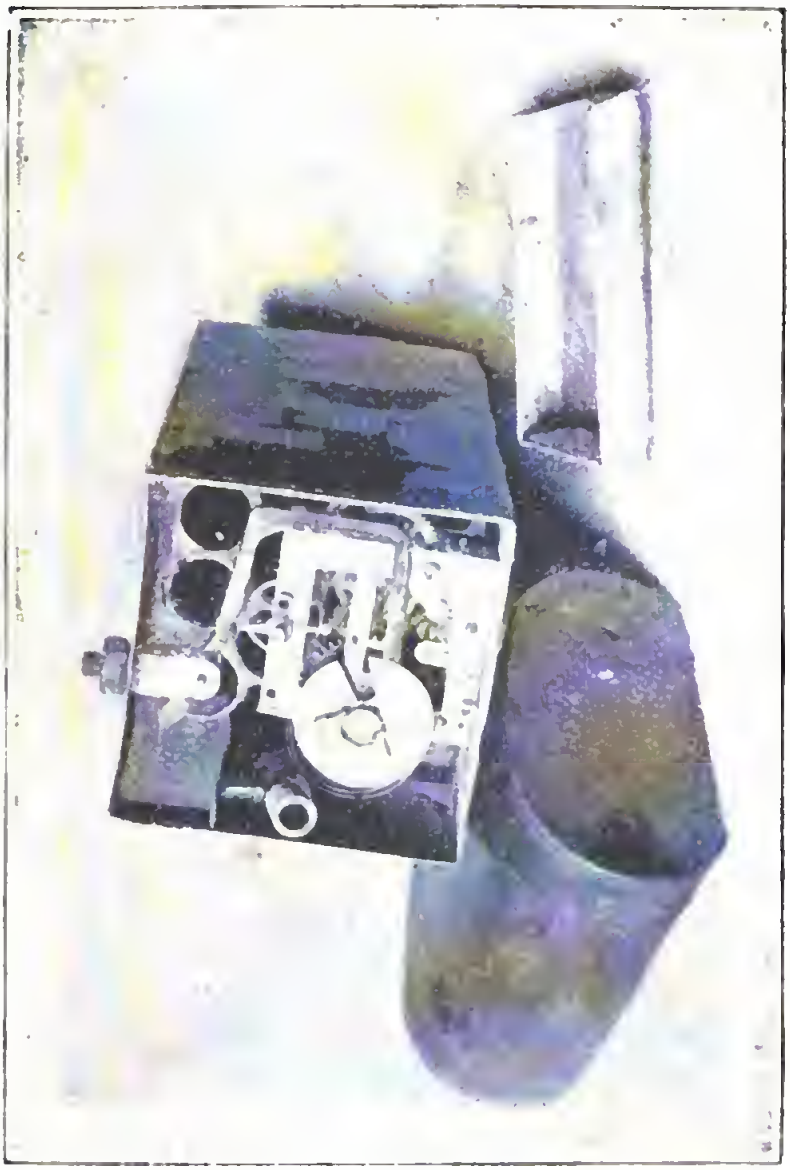
jener furchtbaren Sprengstoffe, welche die moderne Chemie erfunden hat, und die wir unter dem Sammelnamen Dynamit zusammenfassen. Diese Stoffe haben sämmtlich das Gemeinsame, daß sie selbst in geringer Menge eine gewaltige Sprengkraft besitzen, und daß sie auf die leichteste Weise, durch Schlag, Stoß, Druck, ja durch bloßes Umstülpen ihres Behälters zur Explosion gebracht werden können.

Mit solchen Wurfbomben vollführten Ravachol, Vaillant und Henry ihre Attentate, während die früheren Anarchisten der That mit viel mehr Kunstfertigkeit und Ueberlegung zu Werke gingen. Die englische Polizei hat eine förmliche Sammlung von Höllenmaschinen und Mordinstrumenten angelegt, die sie den Anarchisten abgenommen hat. Diese anarchistischen „Waffen" werden im „Black-Museum", im schwarzen Museum der Londoner Polizeidirektion, in einem Glaskasten verwahrt und bilden ein ebenso interessantes, als trauriges und ernstes Zeugniß der verbrecherischen Verirrungen unserer auf anderen Gebieten so fortgeschrittenen Zeit.

Wir wollen im Folgenden den Leser mit einer Anzahl der bemerkenswerthesten dieser Instrumente bekannt machen und ihm damit einen Einblick geben in die „Propaganda der That", wie sie in den letzten 13 Jahren geübt wurde.

Dieselbe begann, wie überall, ungefähr um das Jahr 1880. Es kamen zuerst einige unschädlich verlaufende Dynamitexplosionen vor, die mehr Erstaunen als Sorge erregten, weil man nicht recht wußte, worauf die Absicht der Thäter hinauslief. Erst dann wurde die Sache ernst, als am 14. Januar 1881 der Versuch gemacht wurde, die Kaserne in Salford in die Luft zu sprengen, wobei ein Mann getödtet, ein anderer verwundet wurde. Und nun folgten in langer Reihe solche Attentate, im Ganzen von 1881 bis 1893 nicht weniger als 86. Was aber noch

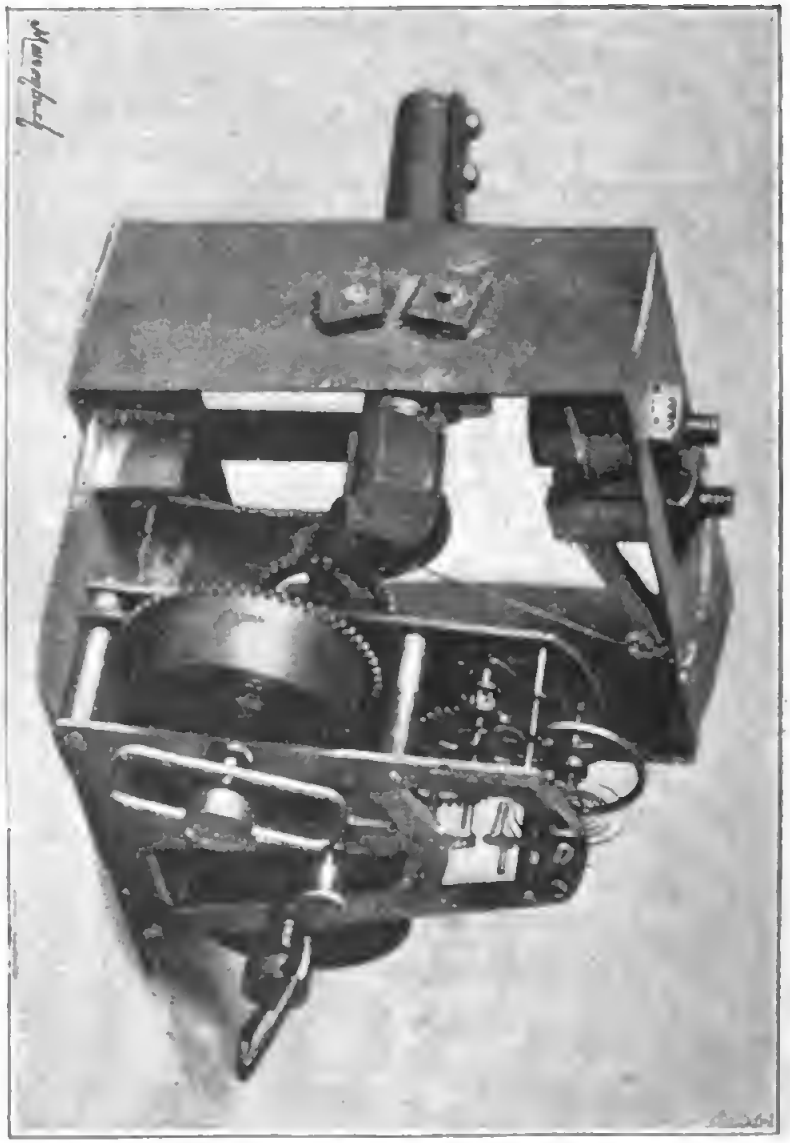
merkwürdiger ist, als diese erstaunliche Anzahl von derartigen Verbrechen — sie alle erforderten nur noch ein einziges Menschenleben. Am Weihnachtsabend 1892 explo-



Höllenmaschine, gefunden auf der „Bavaria".

dirte nämlich in jenem Hofe des Dubliner Schlosses, in welchem sich das Bureau des irischen Detektivamtes befindet, eine Höllenmaschine, welche der Attentäter offenbar in der Absicht dahin gelegt hatte, die ihm verhaßten Geheimpolizisten in die Luft zu sprengen. Die Wirkung war

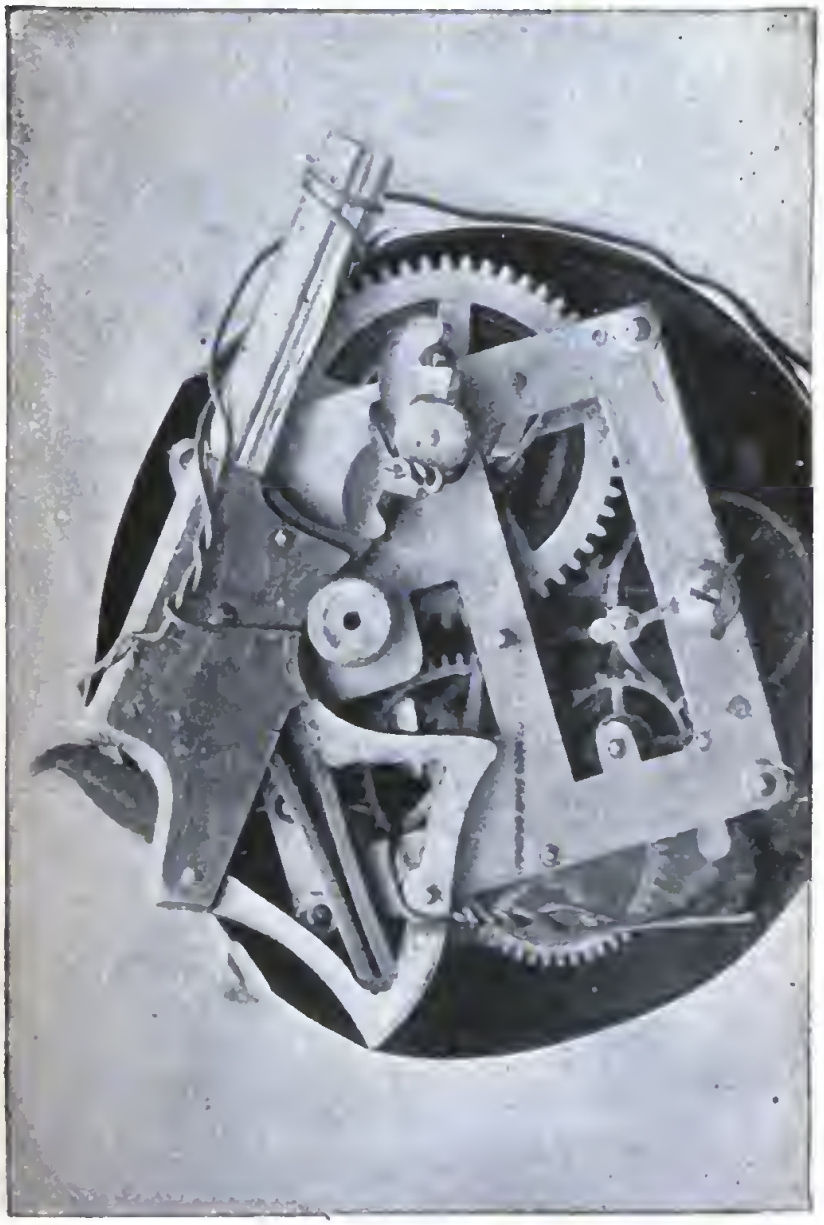
jedoch eine verhältnißmäßig geringe. Nur einer der Detektives wurde getödtet, einige andere erhielten Verwundungen. Die feste Mauer des Schlosses hatte Widerstand geleistet, nur die Fenster und Thüren waren in Trümmer gegangen.



Eine Höllenmaschine vom Dampfer „Malta".

Doch nehmen wir den chronologischen Gang unserer Darstellung wieder auf! Natürlich gerieth nach dem Attentat auf die Kaserne in Salford die englische Polizei in Aufregung, nicht minder das Publikum, und man begann eifrig nach allen Gegenständen zu fahnden, welche

irgendwie ein befremdendes, also verdächtiges Aussehen hatten, worin man also eine Höllenmaschine vermuthen konnte. So geschah es, daß ein Pferdebahnschaffner eines



Uhrwerk der Höllenmaschine von Charing Cross.

Tages ein merkwürdiges Ding bei der Londoner Polizei einlieferte, das er in seinem Wagen gefunden hatte, wo es von einem der Fahrgäste zurückgelassen worden war, und das er für eine Höllenmaschine hielt. Es war ein

Gefäß von länglich runder Form mit einer Röhre an einem Ende und glich entfernt einer Kinderflasche. Die Sachverständigen konnten nicht darüber in's Klare kommen, welche Zwecke der Eigenthümer des Gegenstandes damit etwa befolgt habe, und in welcher Weise er für anarchistische Attentate etwa hätte verwendet werden sollen, reihten ihn jedoch der Sammlung von Höllenmaschinen im „schwarzen Museum" als erste Reliquie ein zur Warnung für das Publikum und zu steter Mahnung zur Vorsicht auch solchen Dingen gegenüber, die ihrer äußeren Form und Gestalt nach ein unschuldiges Aussehen haben. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Dynamithelden ihren Mordinstrumenten mit Vorliebe ein harmloses, jeden Verdacht einschläferndes Aussehen zu geben suchen.

Natürlich ist bei aller Vorsicht auch übertriebene Aengstlichkeit zu meiden, denn den Zwecken der Verbrecher leistet nichts mehr Vorschub, als übertriebene Aengstlichkeit des Publikums. Daher heißt es auch den Anarchisten und ihren Bomben gegenüber: „Nur ruhig Blut!"

Auch die Engländer fanden schnell ihr Gleichgewicht wieder und bewahrten allen ferneren Attentaten gegenüber jene kühle Ruhe und Entschlossenheit, welche für dieses kräftige Volk charakteristisch ist.

Gleich neben der Kinderflasche finden wir einen anderen Gegenstand, ein Stück Steinkohle, das trotz seines harmlosen Aussehens eine der fürchterlichsten Sprengbomben ist, und das, wäre es nicht rechtzeitig entdeckt worden, unabsehbares Unheil angerichtet haben würde. Es ist nämlich mit Dynamit gefüllt, und der Anfertiger dieses Zerstörungsinstrumentes, das sich im Aeußeren in nichts von einem gewöhnlichen Stück Kohle unterscheidet, hatte es unter die Kohlen gelegt, welche am Quai des Hafens in die Dampfer geladen werden. Wäre diese Kohlenbombe, wie beabsichtigt war, in die Feuerung eines Dampfers gelangt, so hätten

wir wahrscheinlich eine jener räthselhaften Schiffskatastrophen mehr zu beklagen, welche damals besonders häufig vorkamen: man hätte von dem betreffenden Schiffe oder

Höllenmaschine, gefunden in Cork.

seiner Mannschaft nie wieder etwas gehört, und es wäre als „auf hoher See verschollen" in die Schiffslisten eingetragen worden, ohne daß Jemand die leiseste Ahnung davon gehabt hätte, was die Ursache der Katastrophe gewesen sei.

Vier andere Höllenmaschinen wurden am 2. Juli desselben Jahres an Bord des Dampfers „Bavaria" im Hafen zu Liverpool gefunden, und an Bord des Dampfers „Malta" entdeckte man gar sechs Stück. Sie waren sorgfältig in bleiernen Büchsen eingeschlossen, und letztere in Cementfässern verpackt. Als Muster hatte ihnen jene Höllenmaschine gedient, welche der Massenmörder Thomas im Jahre 1875 konstruirt hatte, und die bestimmt war, den von Bremerhaven abgehenden Lloyddampfer „Mosel" auf der Fahrt in die Luft zu sprengen. Die Höllenmaschine platzte aber bekanntlich schon beim Verladen am Quai (11. Dezember 1875) und tödtete über hundert Menschen. Der Apparat bestand aus einem Fasse, in dessen Innern sich ein unhörbar gehendes Uhrwerk befand, welches so gestellt war, daß nach Ablauf von acht Tagen durch den Schlag einer Feder ein Zündhütchen, das in Verbindung mit einer bedeutenden Quantität Dynamit stand, entzündet wurde und die Explosion des Dynamits herbeiführte.

Genau in derselben Weise waren die Höllenmaschinen von der „Bavaria" und der „Malta" konstruirt. Ein gewöhnliches Uhrwerk, aus einer Schwarzwälder- oder einer Pendeluhr entnommen, genügt ja solchen Zwecken und ist überall zu haben. Eine besondere Abweichung wies nur die abgebildete Maschine von der „Malta" insofern auf, als mit dem Uhrwerk eine feine Messerklinge in der Weise verbunden war, daß sie nach Ablauf einer bestimmten Zeit einen Faden durchschneiden mußte, der die Feder hielt. Diese trat dann in Thätigkeit, schlug auf ein Zündhütchen und veranlaßte die beabsichtigte Explosion.

Diese Uhrwerke spielten auch bei den ferneren Attentaten, welche nicht auf Schiffe, sondern auf größere öffentliche Gebäude unternommen wurden, eine hervorragende Rolle. So waren es höchst wahrscheinlich solche Höllenmaschinen,

mittelſt deren im Januar 1883 die Gaswerke zu Glasgow in die Luft geſprengt werden ſollten. Nicht weniger als drei Verſuche wurden unternommen, die Gaswerke von Glasgow, der größten und bedeutendſten Fabrikſtadt Schottlands, zu zerſtören. Die Exploſionen richteten beträchtlichen Schaden an und verwundeten eine Anzahl Leute. Dann folgte eine Exploſion vor den Bureaux der „Times" und denen der Londoner Polizeidirektion. Im Oktober 1883 wandte ſich dann die Thätigkeit der Anarchiſten den Lon-

Die Daly-Bombe.

doner Bahnhöfen zu, und im Laufe der nächſten ſechs Monate fanden nicht weniger als ſieben große Sprengattentate auf den Stationen, Linien und Tunnels der hauptſtädtiſchen Bahnen ſtatt.

Die Polizei wußte trotz aller Nachforſchungen ſich anfangs nicht zu erklären, auf welche Weiſe die Anarchiſten zu Werke gingen, und welche Apparate ſie verwendeten, bis es im Februar gelang, in der Charing Croß-Station eine Höllenmaſchine aufzufinden, die durch einen ſeltſamen Zufall nicht losgegangen war. Aus kleinen, an der Stätte der übrigen Exploſionen gefundenen Eiſentheilen, die man ſich früher nicht zu deuten wußte, zog man nun den Schluß,

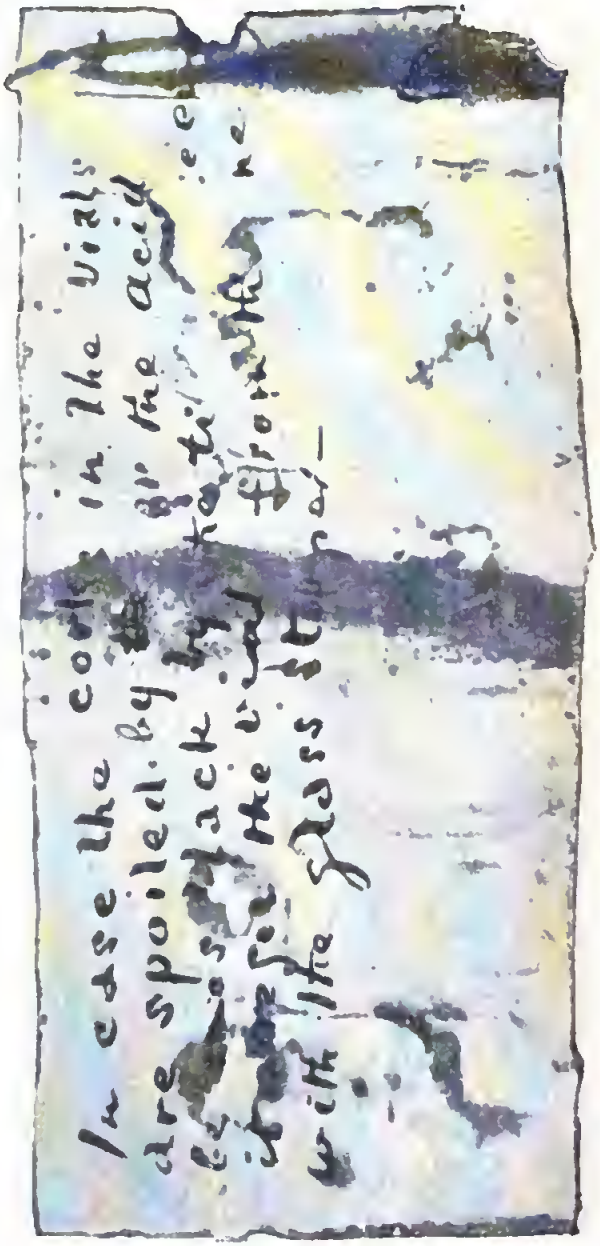
daß ganz das gleiche Uhrwerk, wie das in Charing Croß gefundene, auch bei den übrigen Attentaten als Mittel der Ausführung gedient hatte. Die Dynamitarden gingen in der Weise vor, daß sie das Uhrwerk und Dynamit in einen Reisesack oder Handkoffer packten und diesen im Gepäckraum des betreffenden Bahnhofes, auf den es abgesehen war, zur Aufbewahrung niederlegten. Die kurz darauf erfolgende Explosion zerstörte dann in erster Linie natürlich das Gepäckstück, welches das Dynamit enthielt, und so war jede Spur verwischt.

Von dem Uhrwerk der in Charing Croß gefundenen Höllenmaschine gibt der amtliche Polizeibericht folgende Beschreibung:

Es war eine runde, amerikanische Weckeruhr, aus der man die Alarmklingel entfernt hatte; solche Uhren fertigt die „Ansonia Clock Compagny" in New-York, und sie sind in London für etwa zehn Mark überall zu haben. Der hintere Deckel der Uhr war abgeschraubt worden, und der Attentäter hatte dort einen Nickelrevolver kleinster Art (Westentaschenformat), von dessen Kolben die Nußbaumplatten entfernt worden waren, mit Draht dergestalt befestigt, daß der Weiser des auf 12 Uhr gestellten Weckapparates den Abzug des gespannten Revolvers berühren, und die kleine Schußwaffe zur Entladung bringen mußte. Das vordere Ende des Laufes derselben steckte in einem Packet amerikanischen Dynamits, das die Marke „Atlas Powder" trug. Außerdem befanden sich in dem Reisesack, der die Höllenmaschine barg, noch 44 Packete Dynamit im Gesammtgewicht von etwa 20 Pfund. Der Hahn des Revolvers war zur bestimmten Zeit heruntergefallen, aber die Patrone hatte versagt. So kam es, daß man den herrenlosen Reisesack schließlich, weil Niemand ihn wieder abholte, öffnete und den Anschlag entdeckte.

Eine andere Art von Höllenmaschine, welche in Cork

gefunden wurde, beruhte im Gegensatz zu den oben geschilderten nicht auf dem Perkussionssystem, sondern auf Luntenzündung, die ohnehin sehr unsicher ist und auch in dem betreffenden Falle versagte, daher die Polizei den ganzen Apparat unversehrt in die Hand bekam. Es war eine Holzkiste, in deren größerer Abtheilung sich acht Pfund gewöhnlichen Schießpulvers befanden. In der kleineren, von dem Pulver durch eine Zwischenwand getrennt, war ein Uhrwerk angebracht, das durch seinen Gang eine Lunte entzünden sollte, welche durch ein kleines Loch in der Scheidewand in das Pulver hineinreichte.



Die Vorschrift zur Anfertigung der Daly-Bomben.

Wir kommen nun zu einer neuen Phase in der Entwickelung der anarchistischen Technik. Im Jahre 1884 nämlich geschah der Uebergang von der Höllenmaschine mit Uhrwerk zur Sprengbombe, welche bei dem Attentat im Liceo-Theater in Barcelona,

wie in den Händen der franzöſiſchen Anarchiſten Ravachol, Vaillant und Henry eine ſo verhängnißvolle Rolle geſpielt hat. Die Bombe iſt jedenfalls das fürchterlichſte der bisher erfundenen Mordwerkzeuge, ſtellt aber auch meiſt an den Muth, die Entſchloſſenheit und den Fanatismus deſſen, der ſie gebraucht, die höchſten Anforderungen, da der Werfer derſelben ſtets in Gefahr iſt, ihr erſtes Opfer zu werden.

Am 11. April 1884 verhaftete die engliſche Polizei in Birkenhead eine verdächtige Perſönlichkeit, einen Mann Namens Daly, bei dem drei Wurfbomben aus Metall vorgefunden wurden. Dieſelben beſaßen eine äußerſt künſtliche Konſtruktion und waren offenbar von kundigen und geſchickten Händen angefertigt. Innerhalb derſelben befand ſich, von Dynamit umgeben, ein Fläſchchen aus ſehr dünnem, zerbrechlichem Glaſe, das Schwefelſäure und ein kantiges Stück Blei enthielt. Wurde die Bombe nun zur Erde geworfen, ſo zerbrach das Stück Blei infolge des Stoßes die Glasflaſche, die Schwefelſäure floß aus, entzündete das Dynamit und zerſprengte die Bombe in tauſend Stücke. Man hatte es hier alſo mit einem Apparat zu thun, der nicht zur Zerſtörung von Gebäuden und Schiffen, ſondern in erſter Linie für die Vernichtung von Menſchenleben beſtimmt war.

Man fand außerdem bei dem gefangenen Daly ein von Schwefelſäure angefreſſenes und zum Theil unleſerlich gemachtes Papier, welches zeigte, daß der Verbrecher in Verbindung mit Anderen ſeines Gleichen ſtand, denn es enthielt eine genaue Vorſchrift zur Anfertigung ſolcher Bomben.

Daly behauptete zwar, dieſelben ſollten zum Fiſchfang dienen, d. h. zur Tödtung und Betäubung der Fiſche in Teichen, ſo daß man die dann auf der Oberfläche treibenden Waſſerbewohner ohne weitere Geräthſchaften bequem erbeuten könne, allein man glaubte ihm natürlich nicht,

und der Verbrecher wurde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt.

Kurze Zeit darauf wurde die Aera der erfolgreichen

Sir Watkin Williams-Wynn's Zimmer nach der Explosion.

Bombenattentate von anderen Personen seines Gelichters eröffnet, indem in der Nacht vom 30. Mai an drei Stellen fast gleichzeitig Bomben mit mehr oder weniger Effekt geschleudert wurden. Die erste warf eine unbekannte Person in die Räume des Junior Carlton Clubs in St. James

Square. Die Explosion verwundete 14 Menschen. Unmittelbar darauf wurde eine Bombe in derselben Straße nach den Fenstern des Hauses von Sir Watkin Williams-

Die Explosion in Old Scotland Yard: Allgemeine Ansicht des Schauplatzes.

Wynn geschleudert. Obwohl in dem Zimmer, an dessen Fenster die Bombe platzte, eine Gesellschaft von mehreren Personen versammelt war, erhielt doch nur eine Dame eine leichtere Verletzung. Dieser wunderbare Ausgang ist zwei glücklichen Umständen zuzuschreiben. Erstens hatte

der Bombenwerfer schlecht gezielt, denn das Wurfgeschoß traf, anstatt in das Zimmer zu fliegen, das äußere Fensterbrett, explodirte daher im Freien, statt innerhalb; und

Die Explosion in Old Scotland Yard: Die zertrümmerte Hausecke.

zweitens saßen die Bewohner des Hauses nicht dem Fenster gegenüber am Tisch, sondern in der Ecke rechts, gedeckt durch die Wand. So wurde größeres Unglück verhütet, und nur die Ausstattung des Raumes arg beschädigt.

Der Schauplatz des dritten Verbrechens dieser Nacht

war Old Scotland Yard, wo der Stab des Detektivekorps seinen Sitz hat; die Absicht des Attentäters ging offenbar dahin, die Offiziere der Londoner Geheimpolizei zu tödten. Die Explosion fand um 9 Uhr 20 Minuten statt, riß eine ganze Ecke des Gebäudes fort, zerschmetterte einige Karren, die in der Nähe standen, und rings in der Umgebung alle Fensterscheiben. Auch diesmal aber war kein Menschenleben zu beklagen, nur einige Verwundungen kamen vor. Wenn man die Stärke der Explosion bedenkt, welche die feste Mauer zertrümmerte, so daß man frei in die Parterrezimmer und die des ersten Stockes hineinschauen konnte, so nimmt das fast Wunder.

Im Dezember desselben Jahres versuchte dann ein Individuum von einem Boote aus die London-Brücke in die Luft zu sprengen, beschädigte den mächtigen Bau auch beträchtlich, ging aber selbst dabei zu Grunde.

Drei neue Attentate brachte das Jahr 1885, und zwar fanden alle drei wieder an einem und demselben Tage statt, am 24. Januar, und es wurde vermuthet, daß diese Verbrechen ein Ausfluß der irisch-fenischen Verschwörung seien. Die erste dieser Explosionen ertönte gegen zwei Uhr Nachmittags im Tower, dessen Räume jeden Sonnabend dem Publikum geöffnet sind. Es waren daher etwa 200 Personen anwesend. Die Bombe war in jenem Theile des Weißen Thurmes gelegt worden, wo die Gewehrvorräthe aufbewahrt werden, unter denen sie gewaltige Zerstörungen anrichtete und außerdem 27 der anwesenden Personen verwundete. Ganz kurz darauf ertönten schnell hinter einander zwei Explosionen aus der Gegend der altberühmten Westminsterhalle und des Parlamentsgebäudes. Glücklicherweise tagte das Parlament an jenem Tage nicht, und so war der Schaden ein verhältnißmäßig geringer. Zwei wachehaltende Polizisten wurden im Parlamentsgebäude schwer verletzt, der Sitzungssaal und die Tribüne

arg verheert. Nur mit Entſetzen konnte man daran denken, welche Wirkung die Bombe in dem gefüllten Hauſe gehabt

Die Exploſion im Weißen Thurm des Tower.

haben müßte. An dieſe großen Exploſionen ſchloſſen ſich eine Anzahl kleinerer im ſelben Jahre an; eine weitere Anzahl

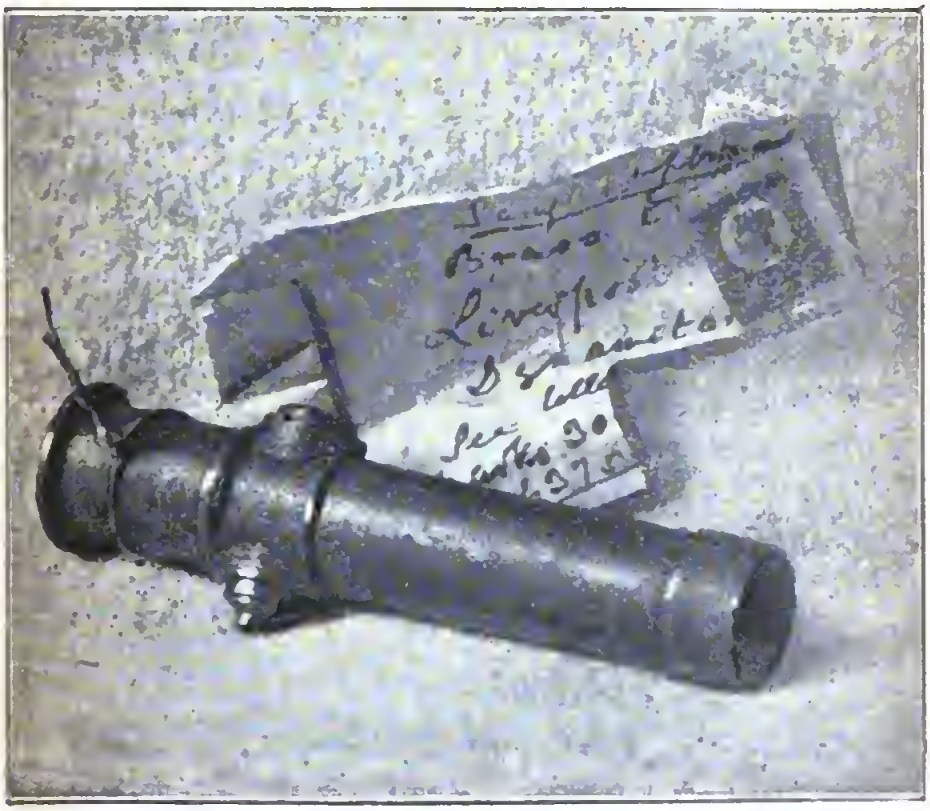
von Attentatsversuchen wurde durch die Wachsamkeit der Polizei verhindert. So fand man in Liverpool eine Bombenröhre aus Messing, welche mit Nitroglycerin gefüllt war. Das eine Ende der Röhre war mit Schwefelsäure gefüllt, und diese durch eine Anzahl von dicken Papierlagen von dem Sprengstoff getrennt. Der Attentäter hatte richtig berechnet, daß es eine gewisse Zeit dauern würde, bis die Schwefelsäure sich durch das Papier gefressen hätte, und die Explosion erfolgen könne. Die Entdeckung der Röhre erfolgte glücklicherweise früher, als bis dies geschehen war, und so wurde die Explosion verhindert.

Damit war in England die Reihe der großen Attentate so ziemlich abgeschlossen. An zahlreichen erfolglosen Versuchen, Unheil anzurichten, fehlte es natürlich bis in die neueste Zeit nicht, und die bereits früher erwähnte Explosion in Dublin Castle am Weihnachtsabend 1892 zeigt, daß trotz der Rührigkeit und Gewandtheit der englischen Polizei es hin und wieder einem der Dynamitarden doch noch gelingt, einen „Erfolg" zu erzielen.

Wie ansteckend übrigens auf leichtsinnige und dumme Menschen das böse Beispiel wirkt, zeigt ein Vorfall, der sich in Salisbury ereignete. Dort explodirte, ohne Schaden anzurichten, eine Bombe, deren Untersuchung zeigte, daß sie von ganz ungeübten Händen verfertigt worden war. Einige ganz ähnliche Vorkommnisse in Wiltshire und Hampshire, sowie die übrigen begleitenden Umstände dieser Ereignisse brachten die scharfsinnigen Polizeibeamten auf die Vermuthung, daß es von den Attentätern wohl gar nicht auf die Zerstörung von Leben und Eigenthum abgesehen sei, sondern nur auf einen „Spaß", und daß die Thäter einige dumme und übermüthige Burschen seien, die nur im Sinne hatten, die Bevölkerung in Schrecken zu versetzen. Und so erwies es sich denn auch in der That. Die beiden Haupthelden hatten allerdings diesen „Spaß" und das

Vergnügen, eine Zeitlang die Anarchiſten geſpielt zu haben, theuer zu bezahlen, denn der Gerichtshof zu Salisbury verurtheilte den Einen zu 12, den Anderen zu 2 Monaten ſchweren Kerkers.

Zum Schluß wollen wir noch eine Waffe aus dem Arſenal der Anarchiſten zur Darſtellung bringen, die ein



Bombenröhre, gefunden in Liverpool.

gewiſſer Hauch des Komiſchen umgibt, damit dem etwas düſteren Thema nicht jeder Lichtblick fehle. Ein feiner Kopf unter dieſer Bande von Auswürflingen und Wahnſinnigen kam in einer glücklichen Stunde auf den genialen Einfall, eine Anzahl von Cigarrenbomben herzuſtellen, die ſpeziell zur Beſeitigung der den Beſtrebungen der anarchiſtiſchen Menſchenfreunde und Volksbeglücker ſo hinderlichen Poliziſten dienen ſollte. Der Schlaukopf dachte ſich

das kinderleicht. Man ließ sich einfach mit den Polizisten in ein freundschaftliches Gespräch ein, bot ihnen beiläufig eine von den Cigarren an, in deren Innerem, sorgsam mit Papier umhüllt, eine Quantität Nitroglycerin verborgen war, und machte sich dann bei Zeiten aus dem Staube, ehe die Raucherei begann.

Die Stücke der Salisbury-Bombe.

Diese Idee war ja gar nicht so übel, und die Explosion der in der Cigarre verborgenen Sprengmasse hätte ja auch sicherlich genügt, den unvorsichtigen Beamten, der sich dem Genusse einer solchen „Liebescigarre" hingab, schwer im Gesicht zu verletzen, ihm das Augenlicht, unter Umständen sogar das Leben zu rauben; aber der geniale Erfinder dieser neuen „Marke" hatte doch den Scharfsinn und die

Vorsicht der Londoner Polizisten unterschätzt. Zwar wurde er einige seiner Regalias los, aber die Beamten waren weit davon entfernt, sich nun alsbald dem Genusse des edlen Krautes hinzugeben. Sie prüften vielmehr den Glimmstengel nach allen Regeln der Kunst, bevor sie ihn anzündeten, und da zeigte sich alsbald seine wahre Natur. Statt Schrecken zu verbreiten, liegen jetzt die beiden zerbrochenen Cigarrenbomben friedlich und unschädlich im Glaskasten und bilden eine Zierde des „schwarzen Museums".

Cigarren-Bomben.

— Der Versuch mit den Cigarren ist denn auch nicht wieder erneuert worden.

Haben wir somit gleichsam einen kurzen historischen Rückblick auf die Entwickelung der anarchistischen „Kriegswissenschaft" und ihrer Werkzeuge geworfen, so müssen wir schließlich auch der neuesten Phase derselben erwähnen. Verfertigte man früher, wie wir gesehen haben, meist recht künstliche Zerstörungsmaschinen, so hat dies in neuester Zeit ganz aufgehört. Die Anarchisten legen einfach eine mit Zündschnur versehene Dynamitpatrone an die Mauer des Hauses, welches sie in die Luft sprengen sollen, oder sie werfen, wenn es auf Massenmord abgesehen ist, im

Café, im Parlamentssaal, auf offenem Platze u. s. w. eine Bombe, die in roheſter Weiſe gearbeitet iſt, und meiſt nur aus einer mit Dynamit, Nägeln und Bleikugeln gefüllten Sardinenbüchſe beſteht. Solcher Art waren die Bomben Ravachol's, Vaillant's, Henry's und auch die jüngſt auf dem Monte Citorio in Rom vor dem italieniſchen Parlamentsgebäude, in der Pariſer Madeleinekirche und im Reſtaurant Foyot zu Paris geplatzten.

Da dieſe Art von Geſchoſſen aber mit viel größerer Gefahr für den Verbrecher ſelbſt verknüpft iſt, als die früheren, künſtlicheren Vorrichtungen, ſo darf man als ſicher annehmen, daß die Aufmerkſamkeit der Polizei dieſen Leuten nicht mehr erlaubt, ihre Vorbereitungen mit Ruhe und Ueberlegung zu treffen, und daß in nicht gar zu langer Zeit der ganze Spuk ſein Ende gefunden haben wird — wenigſtens, was die epidemiſch ſich ausbreitende Manie der Ausübung von Dynamitattentaten anbetrifft, denn einzelne derartige Vorfälle werden ſtets ſo unvermeidlich ſein, wie Brandſtiftung, Raub und Mord durch andere Waffen.

Bisher iſt, wie ſchon Eingangs bemerkt, Deutſchland von der anarchiſtiſchen Mordmanie noch verſchont geblieben. Wir wollen hoffen, daß es auch ferner geſchehe. Sollte aber auch uns eine Aera von Dynamitattentaten bevorſtehen, wie die in England von 1881 bis 1885, oder die gegenwärtig in Frankreich herrſchende, ſo iſt von der Beſonnenheit und dem geſunden Sinne des deutſchen Volkes zu erwarten, daß es ſich dieſen Verſuchen einer Bande von Auswürflingen, Schrecken zu verbreiten, mit jenem ruhigen Muthe und jener Kaltblütigkeit gegenüberſtellen werde, wie ſeine engliſchen Vettern, die ohne Ausnahmegeſetze und ohne außerordentliche Maßregeln mit den modernen Schreckensmännern fertig wurden.

Die Entſtehung der Sinne.

Naturwiſſenſchaftliche Studie von **W. Berdrow.**

(Nachdruck verboten.)

Wenn wir in den folgenden Blättern durch einen kurzen Ueberblick über die Entwickelung unſeres Wahrnehmungs- und Empfindungsvermögens eine Antwort auf die Frage zu geben ſuchen: wie ſind wir eigentlich zu unſeren fünf Sinnen gekommen? ſo kann dieſe Antwort nach dem heutigen Stande unſeres Wiſſens noch nicht durchaus beſtimmt erfolgen. Wir wollen auch unſere Leſer nicht damit ermüden, jedes einzelne unter unſeren Sinnesorganen bis an ſeinen Urſprung zurückzuverfolgen, nur eine ſchnelle Gedankenreiſe mag uns von den erſten Merkmalen der Empfindungsfähigkeit lebender Weſen in großen Zügen bis zum Wunderbau der menſchlichen Sinnesorgane hinauftragen.

Iſt es doch ohnehin ein weiter Weg, den wir zurückzulegen haben, denn um die erſten Anzeichen des Empfindens zu belauſchen, muß man hinabſteigen zu Lebensſtufen, welche ſelbſt der Trennung von Thier und Pflanze noch vorhergehen.

Der ganze Reichthum des Lebens, ob pflanzlicher oder thieriſcher Natur, baut ſich bekanntlich aus Zellen auf, und dieſe Zellen, welche aus einfacher Eiweißſubſtanz mit einem verdichteten und von einer feinen Haut umgebenen Kern

bestehen, hat man lange Zeit als die frühesten Vertreter des Lebens angesehen, so lange, bis vor kaum dreißig Jahren Professor Häckel in den sogenannten Moneren noch einfachere Lebewesen entdeckte. In ihnen sehen wir das Protoplasma sowohl des festeren Zellkernes als überhaupt jeder bestimmten Form noch völlig entbehren; halbflüssige gestaltlose Eiweißklümpchen, Haut und Magen, Kopf und Rumpf, Hand und Fuß in Eines verschmolzen, wimmeln diese Uranfänge eines individuellen Daseins scheinbar planlos auf dem Grunde von Meeren und Süßwasserbecken umher, und je nach Bedarf entsenden sie von jeder Stelle ihres Körpers zarte Fäden oder Füßchen zum Fange oder zur Bewegung aus, um gleich darauf wieder zum formlosen Klumpen zusammenzuschrumpfen.

Und doch sind schon in ihnen die Einwirkungen der Außenwelt auf den Organismus, welche unsere Sinne in höchster Stufe zeigen, deutlich verfolgbar. Sowohl den Anprall des Lichtes und der Wärme, als den Reiz der Elektrizität sehen wir die Moneren kräftig beantworten. Häckel beobachtete, wie sie, in einem Glasgefäß den Lichtstrahlen ausgesetzt, in bestimmten Gruppen theils zum Hellen, theils in's Dunkle strebten, offenbar ihren Trieben und Neigungen folgend; Engelmann sah sie unter dem Mikroskop sich plötzlich zusammenziehen, sobald ein voller Lichtstrahl ihren zarten Körper traf. Selbst schwachen chemischen Reizen gegenüber sind sie empfänglich, und ihre Nahrung suchen sie so sorgfältig aus, daß wir schon auf dieser Anfangsstufe allen Lebens, wo Auge und Haut, Herz und Nerv, ja Mund und Magen noch ungeahnte Dinge sind, die Funktionen aller dieser Gebilde in ihren Ursprüngen gewahren können, sämmtlich ausgeübt von derselben schleimartigen Eiweißsubstanz, aus welcher das ganze Wesen besteht.

So enthüllt sich uns das Geheimniß der Empfindung, soweit es unserer Forschung überhaupt offen steht, bereits

an der Kindheitsſchwelle des Lebens, indem wir ſehen, daß es der einfachſte organiſche Stoff iſt, der mit der Fähigkeit zu leben, zu wachſen und ſich fortzupflanzen, auch gleichzeitig die Fähigkeit zu empfinden beſitzt. Alle ſpäteren Ausbildungen dieſer Fähigkeit, ja die ganze Scheidung des Empfindungsvermögens in einzelne Sinnesorgane iſt nichts weiter, als eine allmälige Steigerung und Verfeinerung dieſer urſprünglichen Eigenſchaft des lebenden Stoffes ſelbſt.

Denn ſo roh, wie jene Urweſen, iſt allerdings auch ihr Empfindungsvermögen. Ihren waſſerhellen, gallertartigen Leib kann das Licht ebenſo ungehindert durchdringen wie die Wärme, und auch jede Berührung, jeder Druck, mag er nun vom Waſſer, von der Luft oder von anderen Lebeweſen herrühren, kann von dem nachgiebigen Schleimkörper der Moneren nur als eine dumpfe Preſſung empfunden werden.

Ganz anders mußte die Einwirkung der Außenwelt ſich geſtalten, wenn das Licht dunkle und undurchſichtige, wenn der äußere Druck harte oder elaſtiſche Beſtandtheile im Monerenleibe vorfand, wie es an einigen höher entwickelten Arten in der That geſchah. Die ſogenannten „Geißelſchwärmer“ haben, obwohl ebenfalls weiche und durchſichtige Körperchen, ſich doch ſchon mit einer trockenen Haut bedeckt, welche jeden Stoß von außen und jede Aenderung des umgebenden Druckes ungleich beſſer empfindet und erwiedert, als der weiche Körper ihrer Ahnen; auch eine dünne, bewegliche Geißel ſtreckt ſich hier bereits als Taſtorgan in die Welt hinaus, und hinter derſelben finden wir in dem glashellen Körperchen eine rothe, lichtempfängliche Stelle, den ſogenannten Augenfleck. Noch fehlt jede Spur von Nerven und Gehirn, noch fehlt Linſe und Kryſtallkörper des Auges zum Abbilden der Außenwelt, aber immerhin ſehen wir hier ſchon einen feſten Punkt, auf den ſich Licht- und Wärmeſtrahlen konzentriren können, um ihre

Wirkung zu erhöhen, und daher iſt dieſer rothe Fleck als Keim des Auges zu betrachten. —

Um die Anfänge der Gehörorgane zu finden, müſſen wir allerdings noch ein Stückchen aufwärts ſteigen in der Entwickelungsreihe der Weſen, denn erſt im Reiche der ſchaalen- oder ſtachelbewehrten Wurzelfüßler finden wir Bedingungen vor, unter denen etwas unſeren Tonempfindungen Aehnliches zu Stande kommen konnte. Nicht der weiche Protoplasmakörper war geeignet, die erſten Schallwellen aufzufangen, ſondern die Kalkhüllen oder Skelette jener kleinen Architekten, welche uns in den Verſteinerungen der Kreide- oder Feuerſteinſchichten eine wahre Wunderwelt an Formenreichthum hinterlaſſen haben: ſie ſind es, in denen wir die erſte Spur von Hörwerkzeugen entdecken.

„Wie?“ wird man fragen, „Kalkgebilde als Urſprung des Gehörſinns?“ — Allem Anſchein nach allerdings; ſowohl Theorie als Beobachtung beſtätigen dieſe Anſicht, und ſogar an uns ſelbſt können wir noch den Beweis führen, daß die Knochen zur Aufnahme von Schallwellen gar nicht ſo ungeeignet ſind. Wenn wir eine Stimmgabel ſchwach anſchlagen und dann vor den geöffneten Mund halten, ſo hören wir ſie nicht, wohl aber, ſobald wir ſie mit den Zähnen berühren und ihren Schwingungen ſo Gelegenheit geben, ſich durch Zähne und Kieferknochen fortzupflanzen. Für Ohrenkranke gibt es ſelbſt nach Zerſtörung des Trommelfells und der Gehörknöchelchen noch eine Möglichkeit zu hören, weil die Schädelknochen dem inneren Ohr eine ganz beträchtliche Menge von Schallſchwingungen zuzutragen vermögen. Von Laura Bridgman, der berühmten Taubſtumm-Blinden, welche der Menſchenfreund Howe im Blindeninſtitut zu Boſton zu einer bewundernswürdigen geiſtigen Vervollkommnung erzog, ſteht es ſogar feſt, daß ſie ſelbſt leiſe Geräuſche, wie Sprechen, durch ihre Gliedmaßen vernahm. Mit ihrer Lehrerin am Waſſer ſitzend, ſagte ſie

z. B. einmal: „Seien Sie ruhig, etwas in meinem rechten Fuß hört.“ Aufgefordert, es mit dem linken zu versuchen, sagte sie: „Ich kann nicht gut hören mit meinem linken Fuß; was ist es denn, das im rechten Fuße hört?“

Allerdings müssen wir uns wohl hüten, an die reiche Welt unserer eigenen Tonempfindungen anzuknüpfen, wenn wir uns von den akustischen Fähigkeiten der niederen Thierwelt ein Bild entwerfen wollen. Was uns subjektiv Klänge und Töne sind, das ist objektiv nichts weiter als Schwingung bewegter Luft, bewegten Wassers oder zitternder Körper, und nichts steht uns dafür, daß andere Wesen diese Schwingungen in derselben Weise empfinden müßten, wie wir.

Eines aber ist in allen Fällen zur Wahrnehmung dieser Schwingungen nöthig, nämlich feste oder elastische Körper, welche gleich den Gehörknöchelchen unseres eigenen Ohres zum Mitschwingen fähig sind; und auf keinem Gebiete der Sinnesentwickelung hat sich die Natur so verschwenderisch erschöpft, wie in der Ausbildung solcher Körper. Bald sind es lediglich, wie bei den niederen Schalthieren und auch noch bei den Seesternen, Seeigeln und Austern, die Kalkgehäuse, welche diese Thiere zum Hören befähigen, während ihre schalenlosen Verwandten sich, wie mehrfache in unseren Aquarien angestellte Versuche gezeigt haben, ziemlich taub erweisen. Bald sehen wir weit vom Körper ausstrahlende Kalk- oder Kieselstacheln die Rolle von Schallleitern spielen, und dann finden wir einfache harte Körper oder Steinchen in die Masse der Weichthiere, Quallen und ähnlicher Wesen eingebettet, um auch ihnen das Hören zu ermöglichen. Auch kleine stiftartige Gebilde, sogenannte „Hörstifte“, sind in der Haut der niederen Thierwelt vielfach verstreut, und als am meisten verbreitete Hörorgane kennen wir endlich feine Härchen, welche oft, um sich der Richtung der Schallwellen besser anpassen zu können, sogar auf eigenen

Stielen ſitzen. Alle dieſe Organe haben nur den einen Zweck, die rhythmiſchen Schallſchwingungen der Luft in's Innere der Lebeweſen fortzupflanzen, und zeigen darin eine unleugbare Verwandtſchaft mit der urſprünglichen Fähigkeit des einfachen Druckgefühls. Wie der Taſt- oder Druckſinn die Anweſenheit fremder Körper, ſo verräth uns das Gehör im Grunde nur die ſchwingende Bewegung derſelben, welche von der Luft, vom Waſſer oder von feſten Gegenſtänden unſerem Ohre zugeleitet wird.

Die Haut, für Licht, Wärme, Druck und Schall das urſprüngliche Sinnesorgan, mußte es auch für die von uns mit Unrecht als niedere Sinne bezeichneten Fähigkeiten des Schmeckens und Riechens werden. Mögen für den Menſchen Geſchmack und Geruch mit der Zeit wirklich zu verhältnißmäßig unwichtigen Sinnesthätigkeiten geworden ſein, ſo ſind ſie es jedenfalls nicht immer geweſen. Noch in der höheren Thierwelt ſehen wir den Geruch eine bedeutende Rolle ſpielen, und für die niederſte Lebewelt, welche für Licht und Schall noch faſt ganz unempfindlich iſt, dürfen wir den Geſchmack ſicher als die wichtigſte, über die ganze Oberfläche des Leibes gleichmäßig verbreitete Fähigkeit anſehen. Häckel nennt das Riechen und Schmecken mit Recht ein „chemiſches Taſten"; nicht die Anweſenheit oder die Bewegung fremder Körper, wie ſie ſich durch das Gefühl und Gehör kundthut, ſondern ihre chemiſche Beſchaffenheit verräth ſich im Geruch und Geſchmack, und die Erfahrung mußte bald das ihrige dazu thun, um ſchon den Protiſten, den Urweſen, eine zweckmäßige Auswahl ihrer Nahrungsſtoffe zu ermöglichen. Im Laufe langer, nach Jahrhunderttauſenden zählender Zeiträume entwickelte dann die Natur, wie alle früher genannten, ſo auch dieſe Fähigkeiten zur Vollkommenheit.

Der Hergang dieſer Entwickelung aber iſt einfach genug. War doch den erſten Lebeweſen ihre Empfänglichkeit für

äußere Einflüsse eine der nothwendigsten Daseinsbedingungen, insofern sie allein ihnen Kunde vermittelte, sowohl von Nahrungsstoffen, die es zu ergreifen, als auch von Feinden, denen es zu entwischen galt. Mußte da nicht durch den Kampf um's Dasein mit Sicherheit eine Auslese des Tauglichsten erfolgen, indem die an Empfindung bevorzugten Individuen erhalten bleiben, die minder befähigten aber zu Grunde gingen und sich in natürlicher Zuchtwahl beständig veredelten?

Zu den wichtigsten Erfolgen dieser langsamen Veredelung gehört die schon früh beginnende Arbeitstheilung der Sinnesorgane. In dem Augenfleck des Geißelschwärmers, den Kalkstacheln einzelner Wurzelfüßler sehen wir diese Arbeitstheilung schon unter den ältesten Lebensformen auftreten, und einmal begonnen, hat sie sich schnell das ganze Thierreich erobert. Mit diesem Prinzip aber mußte begreiflicherweise eine wunderbare Vielseitigkeit Hand in Hand gehen, denn wohin konnte nicht überall die erfinderische Natur ihre neuerschaffenen Organe verlegen? Einzig und allein der Geschmack scheint sich von Anfang an ziemlich auf eine Körperstelle beschränkt zu haben, indem er, sobald die niedere Thierwelt sich eine Mundöffnung gebildet hatte, stets in ihr oder in ihrer nächsten Umgebung sein Hauptquartier aufschlug, alle anderen Sinne dagegen haben sich ihren Sitz im Laufe der Zeiten an den verschiedensten Theilen des Körpers erkoren.

Schon für den Geruch gehen die Resultate der Forscher, welche verschiedene Thiergattungen untersucht haben, weit auseinander, wobei wir freilich nicht verschweigen wollen, daß das Auffinden und Feststellen der Riechorgane bei der niederen Thierwelt eine äußerst schwierige Arbeit ist. Oefter als einmal finden wir, daß Organe, welche ein Forscher als Riechwerkzeuge ansieht, von einem Anderen für Gehörorgane und von einem Dritten als Tastapparate

bezeichnet werden. Feststehend scheint indeß soviel, daß die niedere Thierwelt durchweg nicht so bescheiden ist, sich wie der Mensch und fast alle Säugethiere mit einem Riechorgan zu begnügen, sondern daß ihre meisten Angehörigen verschiedene „Nasen" haben.

Viele Ringelwürmer besitzen z. B. zu beiden Seiten des Kopfes mehrere flache Grübchen, die, mit kleinen Wimpern besetzt, den Geruch zu vermitteln scheinen. Die in der See lebenden Weichthiere finden wir, so lange sie noch des Kopfes und der Glieder entbehren, auf ihrer ganzen Oberfläche mit einer gewissen Empfindlichkeit ausgerüstet, sobald sich aber, wie bei den Schneckenarten, Kopf und Fühler zeigen, verlegt sich der Geruchssinn in die letzteren, und auch bei den verwandten Kopffüßlern oder Tintenfischen scheint dasselbe geschehen zu sein. Die meisten Insekten, z. B. Ameisen, Wespen, Bienen, viele Käfer, Fliegen und andere riechen ebenfalls mit ihren Fühlern, haben sich aber, wie in der richtigen Erkenntniß, daß diese wenig geschützten Organe ihnen unter Umständen leicht verloren gehen könnten, auch in den sogenannten Palpen, kleinen warzenförmigen Stiften der Mundgegend, noch einige Riechfähigkeit bewahrt. Auch die Krebsthiere haben meist ähnliche Wege eingeschlagen; fast bei allen diesen Thieren aber finden wir als eigentliche Werkzeuge des Geruches nicht die Schleimhäute, wie bei den Wirbelthieren und dem Menschen, sondern lediglich feine, mit Nerven verbundene Härchen oder Stifte.

In ungleich größerer Mannigfaltigkeit konnte sich die Natur bei der Anlage der Ohren und Augen ergehen, welche uns ein kurzer Streifzug durch das niedere Thierreich an allen möglichen Körpertheilen zeigt. Von den Kalkhüllen oder Stacheln, die den ältesten Thiergeschlechtern als Ohren dienen müssen, war schon oben die Rede. Die Quallen und Medusen besitzen am Rande ihres glockenförmigen

Körpers zahlreiche mit Härchen oder harten Steinchen ausgefüllte Gruben, welche als Hörorgan dienen und bei manchen Arten die Zahl von 600 erreichen. Bald sind diese Grübchen offen, so daß die Schallwellen des Wassers die Hörhärchen oder Hörsteinchen unmittelbar in Mitschwingungen versetzen können, bald sind sie geschlossen, und die Töne der Außenwelt müssen erst an eine Art von Trommelfell pochen. Bei den Krebsen, Hummern und ihren Verwandten, welche die Hörorgane meistens in den Fühlern tragen, bestehen dieselben ebenfalls aus einfachen, mit Steinchen oder Sand gefüllten, bald offenen, bald geschlossenen Säckchen, und genaue Beobachtungen, welche an Krebsen gemacht wurden, lehren sogar, daß die Thiere sich diese Hörkörperchen selbst vom Grunde des Wassers aufsuchen und in die Ohren stopfen.

Eine kleine Krebsgattung, Mysis genannt, trägt die Ohren ausnahmsweise im Schwanz anstatt in den Fühlern, und dieselbe Eigenthümlichkeit besitzen die Amphicorinen, eine kleine, in den Gewässern der europäischen Küsten lebende Wurmgattung, in Bezug auf ihre Augen, die ebenfalls am Schwanzende stehen. Manche Schwimmkäfer tragen, wie die Krebse, ihre Ohren auf den Fühlern, andere an den Seiten des Leibes oder am Kopf. Unter den Insekten haben sehr viele, sowohl Käferarten als Ameisen, Bienen, Grillen, Mücken und andere, das Gehör in den Fühlern, welche somit als Taster, Nasen und Ohren, drei verschiedenen Sinnen zu gleicher Zeit dienstbar sind.

Wie in der Anordnung ihrer Geruchsorgane, so erweisen sich indessen auch in akustischer Hinsicht die Insekten als vorsorgliche Wesen, und um einem Theil ihrer Ohren eine gesichertere Stelle als auf den Fühlern anzuweisen, bargen sie dieselben in ihren Beinen. Schon vor langer Zeit fand Lehmann, daß ein Heimchen, wenn es seiner Fühler beraubt wird, sein Hörvermögen keineswegs einbüßt, und er

schloß daraus mit Recht auf das Vorhandensein von Reserve- oder Nebenohren, ohne daß er indessen dieselben hätte finden können. Johannes Müller wies dann nach, daß die gesuchten Organe nicht nur bei den Grillen, sondern auch bei den Laubheuschrecken, in den Schienbeinen der vorderen Gliedmaßen zu suchen seien. Es sind kleine ovale Höhlungen, welche durch eine Art Trommelfell überspannt und von kleinen Hörstiften und Hörbläschen angefüllt sind. Auch die Feldheuschrecken haben ähnliche Ohren, welche ihren Platz jedoch, anstatt in den Beinen, im Bauch erhalten haben. Später entdeckte dann Lubbock in den Beinen der Ameisen Organe, die sich ebenfalls als Ohren herausstellten. Ja selbst in den Flügeln sind bei vielen Käfern, manchen Fliegen, Schmetterlingen und verwandten Thieren Hörorgane entdeckt worden, und bei anderen Insekten, deren Flügel verkümmert sind und nur noch als kleine gestielte Kölbchen wahrgenommen werden können, scheinen sich diese ebenfalls in die Rolle von Ohren geschickt zu haben, so daß wir die Natur gerade auf diesem Gebiete von einer unbegrenzt scheinenden Biegsamkeit und Mannigfaltigkeit finden.

Und wieder dieselbe Mannigfaltigkeit der Ausbildung und Vertheilung, dieselbe unerschöpfliche Verschwendung in Form und Lage tritt uns entgegen, wenn wir auf dem Gebiet des Auges Umschau halten. Wie zeitig die Natur begonnen hat, für die Ausstattung ihrer Geschöpfe mit optischen Sinnesorganen zu wirken, lehrte uns schon früher das Beispiel der kleinen, mit einem sogenannten Augenfleck versehenen Geißelschwärmer. Aber selbst manche mikroskopisch kleinen Pflanzenformen sehen wir bereits mit ähnlichen lichtempfindlichen Flecken ausgestattet. Freilich schritt in ihnen, den Vorläufern der seßhaften, an die Erde gebundenen Lebensformen, die Entwickelung nie zur Bildung eigentlicher Augen fort, um so schneller aber bei den Thieren, wo wir sie in allen Stadien beobachten können.

Die den Augenfleck bedeckende Haut ward mehr und mehr durchscheinend bis zur glashellen Schicht, sie wölbte sich zur Linse und trat, um gegen Beschädigungen von Außen geschützt zu sein, hinter ihre Umgebung zurück; feine Nervenendigungen breiteten sich an Stelle des einfachen Augenflecks aus, die Netzhaut entstand, und die einfache Unterscheidung von Hell und Dunkel ward allmälig zum sicheren Erkennen von Formen und Dingen.

Freilich, Millionen von Jahren rollten inzwischen in den Schoß der Ewigkeit, Hunderttausende von Arten blieben auf niederer Stufe stehen und sahen ihre Brüder über sich emporwachsen, Milliarden von Wesen war die Welt niemals mehr als ein grauer Nebelschleier, von Duft und Wärme durchathmet und von Freunden und Gegnern belebt. Selbst Thiere, die wie die Landschnecken und viele andere Weichthiere, ein verhältnißmäßig hochentwickeltes Auge mit Linse, Glaskörper und Netzhaut auszeichnet, vermögen häufig nur Licht und Dunkel zu unterscheiden, und bemerken den Schatten einer Hand kaum auf 20 Centimeter Entfernung. Dafür aber sind die niederen Lebewesen oft mit einem Heer von Augen bewaffnet. Wer, der sich nicht gerade das Studium der Sinnesorgane zur Aufgabe gemacht hat, würde es errathen, daß schon viele Arten aus dem niederen Geschlecht der Stachelhäuter, zu dem die Seesterne und ihre Verwandten gehören, mit etwa 200 Augen versehen sind? Und das ist noch wenig, wenn man die Besitzer mit den Schnecken und Muscheln vergleicht, unter denen einige Arten entdeckt wurden, die 300 bis 1000, andere gar, die 10,000 und noch mehr Augen besitzen. Selbst unter den Trilobiten, einer noch sehr unentwickelten Krebsart, welche in früher Vorzeit die Meere belebte, haben die fossilen Funde bereits Hunderte von Augenlinsen, zu mächtigen Facettenaugen vereinigt, erwiesen, und bei dem sogenannten Wunderauge, einer von der neueren Tiefsee-

forschung entdeckten Krebsart, nehmen die Augen vollends den vierten Theil der ganzen Körperoberfläche ein.

Und wo sitzen nicht überall diese Augen! — Die mit einem Kopf versehenen Thiere haben sie naturgemäß an diesem, doch fehlt es nicht an Beispielen, daß sich außerdem noch auf dem Rücken, an den Seiten des Körpers, ja über den ganzen Leib zerstreut eine Menge von Nebenaugen finden. Bei vielen Gattungen von Schnecken ist nicht nur der ganze Rand des Körpers dicht mit Augen besetzt, sondern dieselben durchbrechen auch zu Hunderten und Tausenden die Schale, welche den Rücken der Thiere bedeckt. Bei den Insekten finden sich neben den großen Facettenaugen auf beiden Seiten des Kopfes, von denen beiläufig ein jedes mehrere, oft viele tausend Linsen enthält, noch eine Anzahl kleiner, den unserigen ähnlich gebildeter Sehorgane auf der Stirn. Die Augen der Krebsthiere sind ebenfalls auf's Verschiedenartigste ausgebildet und würden zu ihrer Schilderung ein eigenes Kapitel erfordern. Gibt es doch Krebsarten, welche so große Augen besitzen, daß dieselben von der Stirn bis zum Schwanz reichen, und andere wieder, welche ihre Augen in den Beinen tragen.

Wir müssen diese kurze Uebersicht hier abbrechen, ist sie doch schon mehr als genügend, um von dem maßlosen Reichthum an Sinnesorganen, den die Natur aus den einfachen empfindenden Urwesen zu gestalten wußte, dem Leser ein Bild zu entrollen. Richten wir lieber den Blick noch zum Schlusse auf die staunenswürdige Höhe, zu welcher sich schließlich die aus so bescheidenen Anfängen hervorgegangene Empfindungsfähigkeit im Menschen entwickelt hat. Freilich, wir sind nicht mehr im Stande, wie die naturwüchsigen Bewohner amerikanischer Steppen oder afrikanischer Urwälder, Freund und Feind mit Hilfe des Geruches zu unterscheiden und unsere Jagdbeute meilenweit nach dem Geruch ihrer Spur zu verfolgen; aber würden diese Natur-

kinder um ein Haar beſſer daran ſein, wenn wir ihnen die Aufgabe ſtellten, aus einem halben Hundert unſerer mit Aufwand einer raffinirten Geruchsverfeinerung hergeſtellten Parfums ſich das wohlduftendſte herauszuſuchen? Unſer Auge, jener wundervolle Apparat, der für Fern und Nah, für Farbe und Licht, für Hell und Dunkel in den feinſten Schattirungen gleich empfindlich iſt, deſſen labyrinthiſches Netzgewebe ſich in der Sekunde achtmal mit Lichteindrücken vollzuſaugen und die aufgenommenen achtmal wieder zu verwiſchen vermag — welchen Abſtand zeigt es gegen das Auge des Vögleins, das gemalten Bäumen die Früchte abzunaſchen verſucht! Und vollends ein Malerauge, das aus einer ſonnenüberglänzten Wieſe, einem herbſtlichen Walde, einem wellenbeſpülten Geſtade Farben und Formen herauszuleſen vermag, die dem Laien ewig ein Geheimniß bleiben, übertrifft es nicht an Feinheit das Sehvermögen des jagdkundigſten Indianers?

Wenn wir unſer Ohr ſtudiren, deſſen Inneres in dem Corti'ſchen Organ eine Klaviatur von mehr als viertauſend Saiten enthält, von denen jede nur auf einen unter Tauſenden von Tönen zu antworten gewohnt iſt, ſo ſtehen wir vor einem Sinnesapparat, der ſich in einzelnen Perſonen zu einer faſt unbegreiflichen Feinheit geſteigert hat. Die aſtronomiſchen Beobachtungen zeigen, daß unſer Ohr höchſtens Pendelſchläge, alſo einzelne Klänge, trennt, die um den fünfzigſten Theil einer Sekunde auseinanderliegen, das hindert aber nicht, daß in der Muſik Intervalle ſehr wohl unterſchieden und auseinandergehalten werden, welche in demſelben Bruchtheil einer Sekunde einmal 100 und dann 101 Schwingungen in unſer Ohr tragen, d. h. eine hundertfach geſteigerte Feinheit des Gehörs beanſpruchen. Wir laſſen in Konzert und Oper ſtundenlang Tonmaſſen und Klangvermiſchungen über uns ergehen, vor denen der Wilde höchſt wahrſcheinlich ſchaudernd davonfliehen würde,

und wir fühlen uns gehoben und entzückt. Wir haben in der Zubereitung und der Würze unserer Speisen einen Luxus großgezogen, dem gegenüber die Geschmacksnerven eines Naturkindes so hilflos bleiben würden, wie die unserer Katzen und Hunde, und doch müssen wir bei der Erkenntniß stehen bleiben, daß alle diese Steigerungen, alle diese Verschiedenheiten der Empfindungsfähigkeit von ungezählten mikroskopischen Nervenendigungen keine andere Quelle haben, als die ursprünglichste und einfachste Eigenschaft des belebten Stoffes, die Fähigkeit, auf die Einflüsse der Außenwelt in ihrer Weise zu erwiedern.

Ein ausſterbendes Volk.

Beitrag zur Völkerkunde. Von **Ernſt Montanus.**

Mit 10 Illuſtrationen.

(Nachdruck verboten.)

Im ſüdlichen Theile des Jackſonparkes erhob ſich auf dem Platze der vorjährigen Weltausſtellung in Chicago ein weißſchimmernder Palaſt mit der Aufſchrift: „Anthropology — Man and his Works“ (Völkerkunde — Der Menſch und ſeine Werke). Die darin aufgeſtellten Sammlungen gaben einen Ueberblick der verſchiedenen Entwickelungsſtufen der menſchlichen Kultur von der Urzeit bis zu unſeren Tagen und boten eine Fülle von Belehrung.

Das Hauptgewicht hatte Profeſſor F. W. Putnam, der Leiter dieſer höchſt eigenartigen Sammlung, mit allem Rechte auf die Abtheilungen gelegt, welche die noch immer räthſelhafte Vorgeſchichte und das Alterthum Amerika's veranſchaulichten.

Bekanntlich wichen die Völker, welche den Europäern in der Neuen Welt entgegentraten, in Körper- und Geſichtsbildung, in Hautfarbe, Tracht und Lebensgewohnheiten von allen vorher und nachher bekannt gewordenen Völkern durchaus ab und gehörten offenbar einer beſonderen Raſſe an. Es drängten ſich daher alsbald die Fragen auf, wer dieſe Menſchen ſeien und woher ſie ſtammten — Fragen, die auch heute noch die Gelehrten beſchäftigen, weil ſie noch keine durchaus zufriedenſtellende Beantwortung gefunden haben. Lange Zeit nahm man eine Herkunft der ameri-

kanischen Rasse von der mongolischen an, doch kann diese Theorie jetzt als aufgegeben gelten, da man nachgewiesen hat, daß schon in der entferntesten Urzeit Menschen in Amerika existirten, als man von einer spezifisch „mongolischen Rasse" wohl kaum noch reden konnte.

Aus jener Urzeit der Neuen Welt bot die anthropologische Ausstellung in Chicago mancherlei Ueberreste, die jedoch zu vereinzelt sind, als daß man sich darnach ein zutreffendes Bild von den Erzeugern jener roh zugehauenen Feuersteinstücke und sonstigen primitiven Geräthe machen könnte. Deutlicher treten uns schon die Maund-Builders oder Hügelerbauer entgegen, die in vorkolumbischer Zeit im Mississippi- und Ohiothal die zahllosen Indian maunds, das ist: Hügelgräber, Opferstätten und Befestigungen angelegt haben, die zu den interessantesten amerikanischen Alterthümern gehören.

Noch merkwürdiger als die Kultur der Maund-Builders im Osten vom Mississippi ist die der westlich davon ansässig gewesenen sogenannten Cliff-Dwellers oder Klippenbewohner, welche auf der vom Rio Colorado durchströmten Hochebene zwischen Felsengebirge und Sierra Nevada an hochgelegenen, schwer zugänglichen Klippen und Felswänden ihre Wohnsitze angelegt und in tiefen Höhlungen ganze Städte erbaut haben.

Diese Wohnungen und Städte sind aber Ruinen, und Niemand vermag zu sagen, seit wieviel Jahrhunderten sie bereits verlassen daliegen oder was aus ihren Bewohnern geworden ist. Manche Forscher nehmen an, daß die heute in denselben Bezirken lebenden Pueblo-Indianer von den Hügelerbauern und Klippenbewohnern der Vorzeit abstammen, aber auch diese sind im Aussterben begriffen und hausen in zerfallenden Städten und Dörfern. Um so anziehender dürfte daher der Besuch einer Ansiedelung dieser dem Untergange geweihten Stämme

ſein, wohin wir den Leſer uns im Geiſte zu begleiten auffordern.

Dieſe Indianer ſind keine Nomaden, wie die meiſten amerikaniſchen Rothhäute, ſondern haben ſeit den älteſten Zeiten feſte Wohnſitze mit ſoliden Steinbauten, und nähren ſich von Ackerbau und Viehzucht. Sowohl ihre Ortſchaften als deren Einwohner bezeichnet man mit dem ſpaniſchen Worte „Pueblos“, das heißt Dörfer, Ortſchaften. Die eigentlichen Pueblo-Indianer wohnen im nordöſtlichen Neumexiko, am oberen Rio Grande del Norte und ſeinen Zuflüſſen. Ihre Nachbarn ſind im Weſten und Süden die Navajo und Apatſchen, wie die Yabipais; im Oſten aber die mexikaniſchen Komantſchen.

Anſicht von Zuñi.

Das ganze, ehemals von den Cliff-Dwellers und heute von den Pueblos bewohnte Gebiet ſtellt ſich nach Rudolph Cronau's zutreffender Schilderung „als ein weites, troſtlos ödes Hochplateau dar, auf welches während des

größten Theiles des Jahres die Sonne mit unbarmherziger Gluth niederbrennt. Nur während des Frühlings, wo mächtige Regengüsse fallen und die Schneemassen der Hochgebirge schmelzen, strömen gewaltige Fluthen die Höhen hernieder,

Brunnen von Zuñi und Wasserträger.

nicht aber, um mit segenbringendem Naß überall die Natur zu beleben, sondern nur, um mit zerstörender Gewalt die furchtbaren, schreckenvollen Wüsten noch mehr zu verheeren, und in endlose Labyrinthe kaum zugänglicher Steilschluchten zu verwandeln. In schäumendem Gischte donnern nämlich reißende Ströme über den undurchlässigen Felsboden, die letzten Krumen des Humus hinwegspülend, sich selbst aber tiefe und immer tiefere Engpässe und Schluchten grabend. Ein jedes kleine Wässerlein hat hier sein Rinnsal, ein jeder Bach seinen Engpaß, ein jeder Strom seine Steilschlucht, sein „Cañon". Und Tausende solcher, in unzu-

gänglichen Schluchten dahindonnernden Bäche und Ströme bilden den berühmten, in den kaliforniſchen Meerbuſen ſich ergießenden Colorado, der ſelbſt das getreueſte Abbild all'

Der Gobernador Pa-lo-wah-ti-wa.

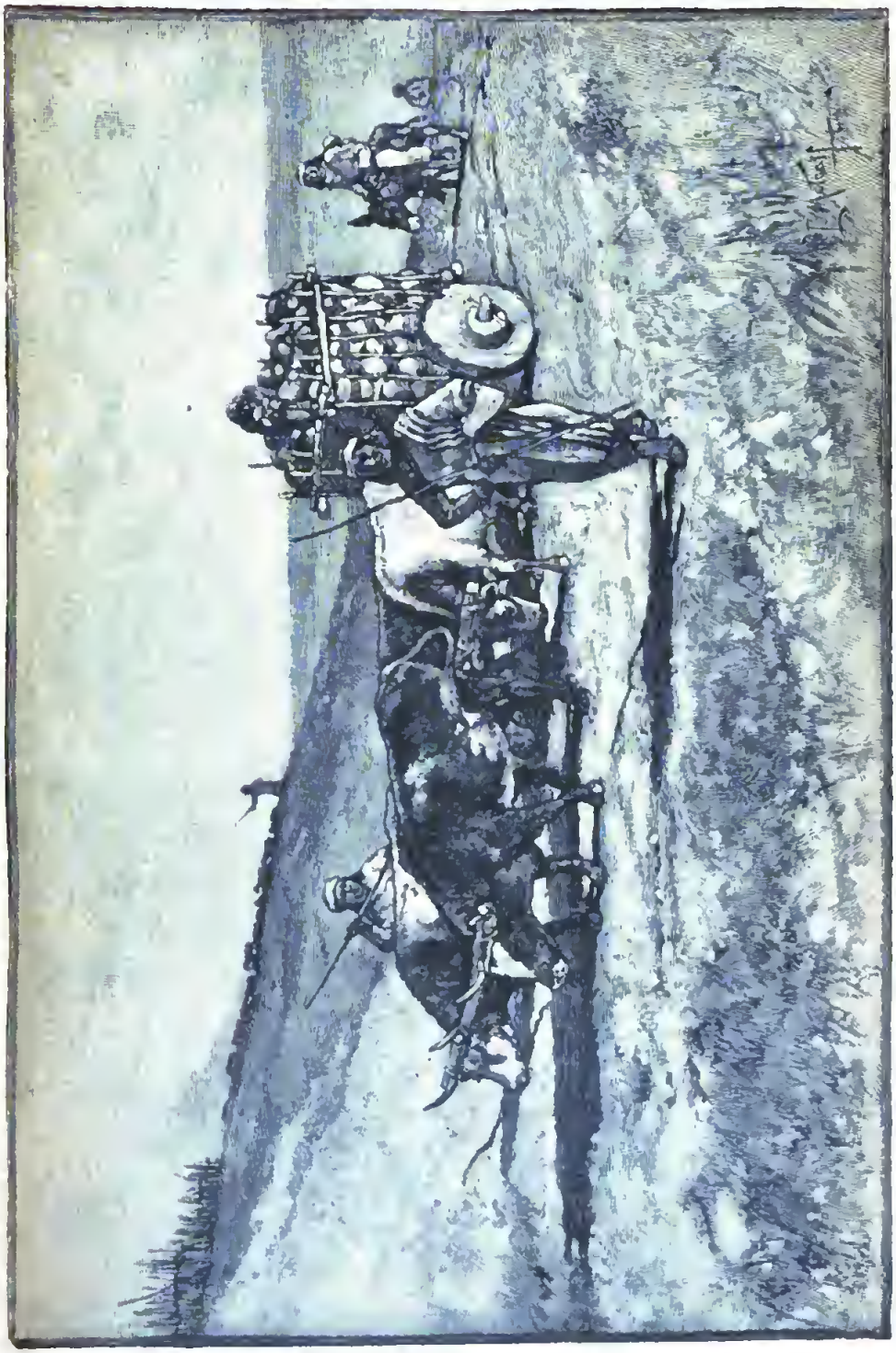
ſeiner unzähligen, das Land mehr entwäſſernden als bewäſſernden Nebenflüſſe iſt. Da raſt er dahin, in ſchwindelnder Tiefe, 1000 Meter unter der Oberfläche der Erde, unzugänglich im wahrſten Sinne des Wortes, denn nur an

zwei bis drei Stellen ſeines über 2000 engliſche Meilen langen Mittellaufes iſt es möglich, den Cañons von in ihn mündenden Flüſſen folgend, bis an den Rand ſeiner eigenen, gelb dahinſchießenden Fluthen zu gelangen. Nirgends anders vermöchte man die furchtbaren, ſenkrecht abfallenden Felswände hinabzukommen."

Und überall in dieſen Thälern und Cañons, wie auf den Hochebenen ſehen wir bald menſchliche Wohnſtätten gleich Adlerhorſten in die Niſchen der ſteilen Schluchtwände geklebt, bald ausgedehnte, kaſernenartige Ruinenſtädte. Theils ſind ſie ſeit langen Zeiten von ihren Bewohnern verlaſſen, denn ſchon den erſten ſpaniſchen Eroberern im Anfange des 16. Jahrhunderts zeigten die Indianer ſolche, angeblich viele hundert Jahre alten Ruinen, theils finden wir Pueblo-Indianer in ihnen.

Dieſe Rothhäute ſcheinen einem raſchen Ausſterben entgegenzugehen; 1883 waren ſie nur noch 9240 Köpfe ſtark, was umſomehr zu bedauern iſt, als ſie friedlich und gaſtfreundlich, fleißig und betriebſam ſind. Sie treiben Viehzucht, Acker- und Gartenbau und machen gelegentlich Reiſen zu den Steppenindianern, um deren Pelze und Häute gegen Tauſchartikel heimzubringen. Andererſeits ſind ſie in ſtetem Verkehr mit den Mexikanern und haben in Sitten und Tracht Vieles von ihnen angenommen. Der größte Theil von ihnen iſt ſogar der ſpaniſchen Sprache mächtig und hat — wenigſtens äußerlich — das Chriſtenthum angenommen.

Sie zerfallen in acht Gruppen: die Tano; die Tao, die, öſtlich vom Rio Grande angeſiedelt, am weiteſten nach Norden wohnen; die Tehua; die Jémes (ſprich: Chémes) im Thale des Jemes River, auch wohl Vallatoa genannt; die Quéres (ſprich: Kéres); die Acoma; die Moqui, nördlich vom Colorado Chiquinito in Arizona, und endlich die Zuñi (ſprich: Sunji).



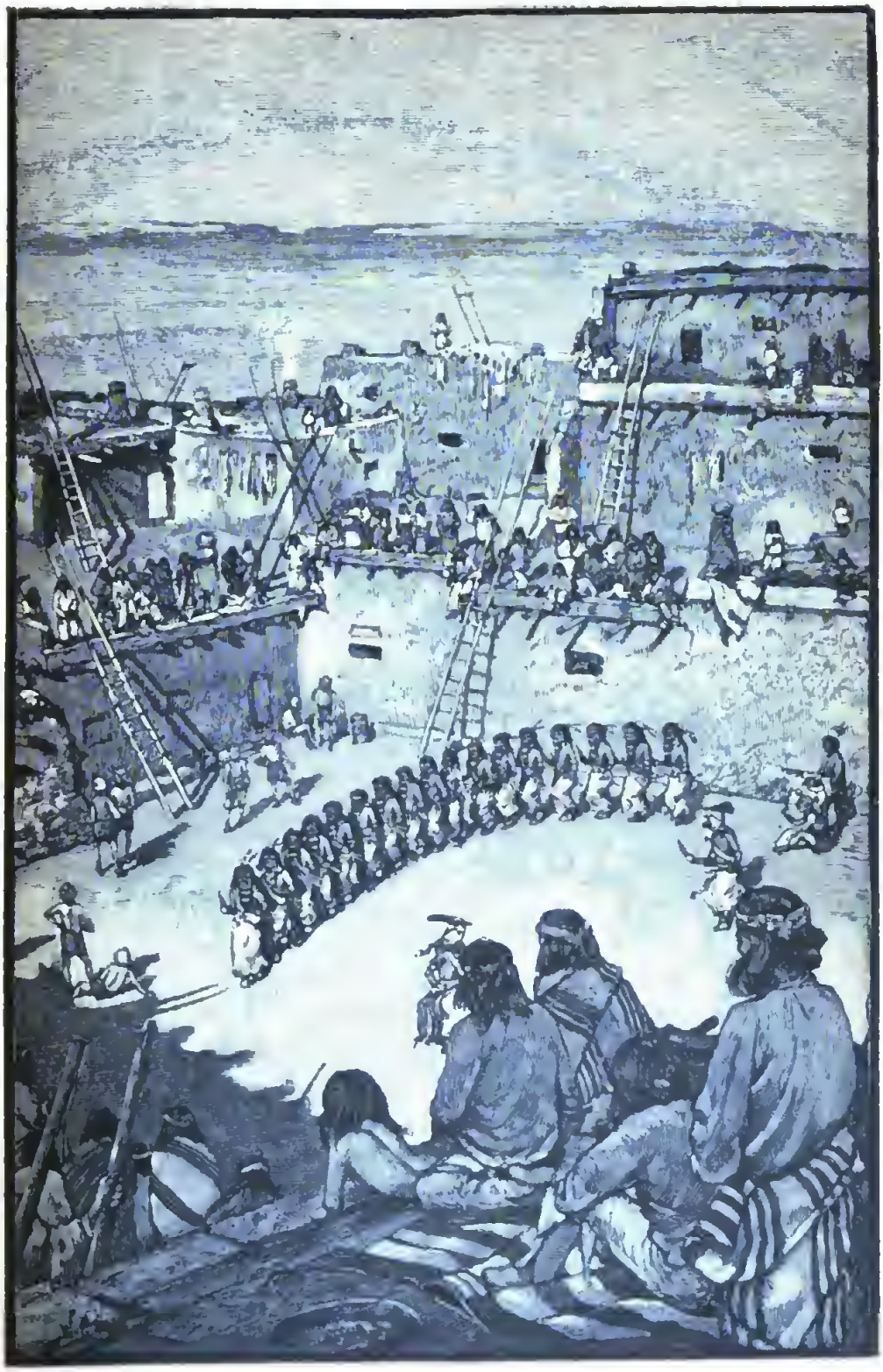
Heimkehr von der Feldarbeit.

Letztere sind friedliche, freundliche Menschen, deren Dörfer terrassenförmig erbaut sind, so daß drei bis sieben Stockwerke übereinander liegen. Da das obere jedesmal kleiner ist, als das, worauf es sich erhebt, so bekommt dadurch jede Etage einen Vorhof oder eine Gallerie.

Das sehenswertheste Dorf darunter ist der mit dem Stamm gleichnamige Hauptort Zuñi, wohin wir unsere Leser geleiten. Er erhebt sich auf einer Anhöhe der Coloradohochebene. Die Häuser sind theils aus Stein, theils aus Adobe (ungebrannten Ziegelsteinen) aufgeführt und gleichen mit ihren flachen Dächern langen, niedrigen, viereckigen Kasten. Sie stehen nicht sämmtlich auf dem Erdboden, wie wir das gewohnt sind, sondern scheinen wie die Holzstücke eines Baukastens willkürlich neben- und übereinander gewürfelt. Entweder haben sie gemeinsame Zwischenwände, oder sie sind durch enge Gäßchen von einander getrennt und bis zur Höhe von sieben Stockwerken, von denen — wie gesagt — eines immer kleiner wird als das andere, aufeinander gethürmt. Bei dem bräunlichen Tone des Ganzen wird man unwillkürlich an einen riesigen Honigkuchen in Pyramidenform erinnert.

Von den tieferen in die höheren Stockwerke gelangt man mittelst Leitern, die man überall stehen sieht. Als Schornsteine dienen irdene Töpfe, die übereinandergestülpt werden, nachdem man die Böden herausgeschlagen hat. Der einzige Brunnen des Ortes liegt zwischen den Gärten, die Zuñi rings umgeben, tief eingebettet, und wohlbehauene Steinstufen führen zu ihm hinab. Hierhin kommen die Frauen und Mädchen mit ihren großen, buntbemalten Wasserkrügen, um diese zu füllen und dann auf dem Kopfe heimzutragen.

Wenn ein Fremder von Stand nach Zuñi kommt, so verfehlt der Gobernador oder oberste Häuptling des Ortes, Pa-lo-wah-ti-wa, nicht, ihm seinen Besuch zu machen. Er



Der große Messertanz.

zählt etwa fünfundfünfzig Jahre, ist von mittlerer Größe und hinkt etwas. Er ist ernst und ein Mann von wenig Worten, doch trägt sein edelgeschnittenes Gesicht, wie aus seinem mit Unterschrift und Wappen versehenen Porträt ersichtlich ist, einen wohlwollenden Ausdruck. Im Allgemeinen sind die Pueblos wohlgebaut; Männer und Weiber tragen die Haare lang, nur auf der Stirn über den Augenbrauen stumpf abgeschnitten; ferner drehen die Männer ihre Wirbellocken in einen kurzen dicken Zopf, den sie mit einem rothen Bande umwinden. Viele tragen hellbraun gefärbte lederne Jagdhemden mit Fransen und reichen Stickereien, die gut zu den farbigen und bis zu den Knieen reichenden Beinkleidern passen. Andere werfen nur eine gestreifte Decke um die Schultern, unter der sie dann noch ein kattunenes Hemd anhaben. Die Weiber befestigen um ihre Hüften einen fast bis auf die Füße reichenden dunkelfarbigen Rock; ihren Oberkörper verhüllt eine leichte Decke, die über den Kopf gezogen oder um die Schulter geschlungen wird. An den Füßen tragen beide Geschlechter Mokassins, die oft hübsch gestickt sind.

Die Arbeit der Männer besteht in Ackerbau und Gärtnerei; außer den schon erwähnten Gärten in unmittelbarer Nähe des Ortes gibt es auch in größerer Entfernung zwischen dürrem unfruchtbarem Land noch bedeutende Strecken mit üppiger Vegetation. So sind denn die nach Zuñi führenden Straßen immer von Indianern belebt, die auf die entlegeneren Felder ziehen oder von ihrer Arbeit heimkehren. Ochsenkarren, von Treibern begleitet, führen die Ernte den Wohnsitzen zu; Schafheerden werden einer neuen Weide auf einer Mesa (so heißen die charakteristischen terrassenförmigen Tafelberge dieser Region) zugetrieben, und dazwischen tauchen Reiter auf Eseln oder leichtfüßigen Ponies auf.

Dem Namen nach gehören die Pueblos, wie schon be-

merkt, größtentheils dem Christenthume an, doch sind unter ihnen noch viele Spuren ihrer alten Naturreligion lebendig, die sie freilich den Augen eines Weißen mit mißtrauischer Scheu zu entziehen suchen. Die Zuñi sind durchweg noch Heiden; ihr Hauptfest ist der Ho-mah-tschi oder große Messertanz, eine heilig gehaltene Ceremonie, die ehedem dem Ausbruche eines Krieges vorherging.

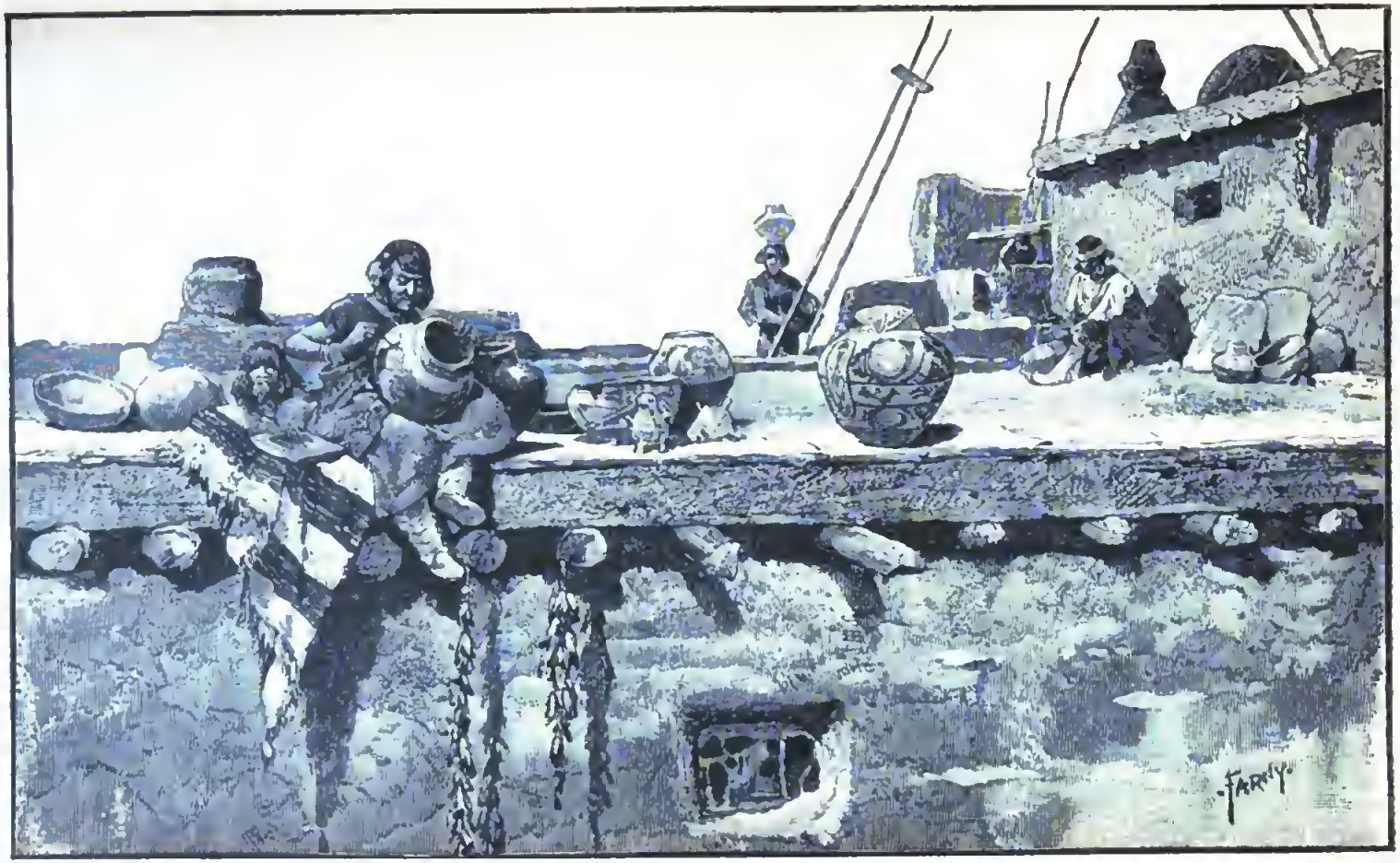
Er findet in einem Hofe zu den sich taktmäßig wiederho-

In einer Straße von Zuñi.

lenden Klängen von Trommeln und Klappern statt, während auf den ringsum sich erhebenden Dächern und Terrassen die gesammte Einwohnerschaft von Zuñi versammelt ist. Die Ceremonie wird damit eröffnet, daß in die Mitte des Hofraums einer ihrer Priester tritt, um

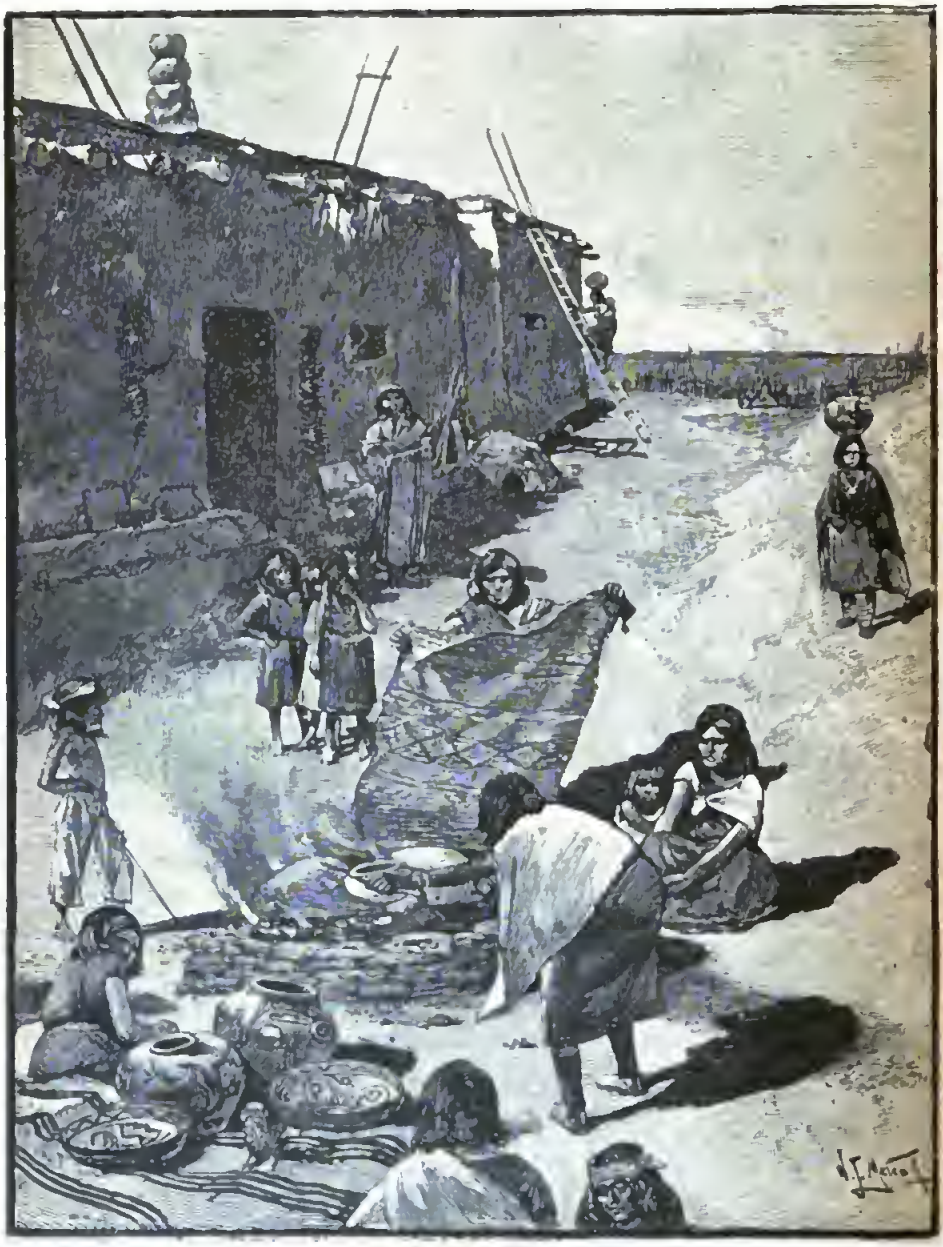
dessen Schultern ein weißer Mantel wallt. Mit der Linken schwingt er einen Fächer von kostbaren Papageienfedern, während er mit der Rechten Stücke geweihten Fleisches auf die Erde streut. Ihm folgen etwa zwanzig Tänzer, deren Köpfe enganliegende Perrücken von Vogelfedern bedecken; vor dem Gesicht haben sie schwarze Masken mit gelben Augen und langen Bärten, die noch besonders abschreckend gemacht werden durch die zwischen einer von Ohr zu Ohr reichenden Reihe großer Zähne hervorhängende blutrothe Zunge. Die halbnackten Körper sind schwarz und gelb bemalt. Streifen gewebten Stoffes hängen von den Schultern und dem Leibgurt herab; die Füße stecken in grünen und rothen Halbstiefeln, und um die Schenkel sind Schnüre mit aufgereihten Schildkrötenschalen und Ochsenhufen befestigt, die bei jeder Bewegung ein rasselndes Geräusch erzeugen. Auch um den Nacken hängen Reihen von aufgezogenen Muscheln und Korallen; die Arme und Handgelenke sind mit grünem Zeuge, abstehenden Truthahnfedern und Silberspangen geschmückt. Jede dieser seltsamen Gestalten trägt in der rechten Hand eine Kürbisklapper, in der linken Bogen, Pfeile und lange Ruthen aus Yukkaholz.

Der leitende Priester gibt jetzt mit einer Klapper ein Zeichen, worauf sich die Tänzer in einem Halbkreise aufstellen und nach dem Takte einer wilden Musik ihren Reigen beginnen. Hinter ihnen, im Schatten eines der Häuser, kauern zehn nicht minder eigenartig maskirte Gestalten auf der Erde. Die beinahe nackten Körper sind mit einer rothen Farbe bemalt, die im Verein mit den runden, warzigen Kopfmasken ihnen beinahe das Aussehen riesiger Reptile gibt. Es sind dies die sogenannten Kéoye-mo-schi oder Hüter der heiligen Tänze, denen das Amt obliegt, während der Pausen die Zuschauer durch komische Pantomimen und sonstige Späße zu unterhalten. Sie



Bemalen irdener Waaren.

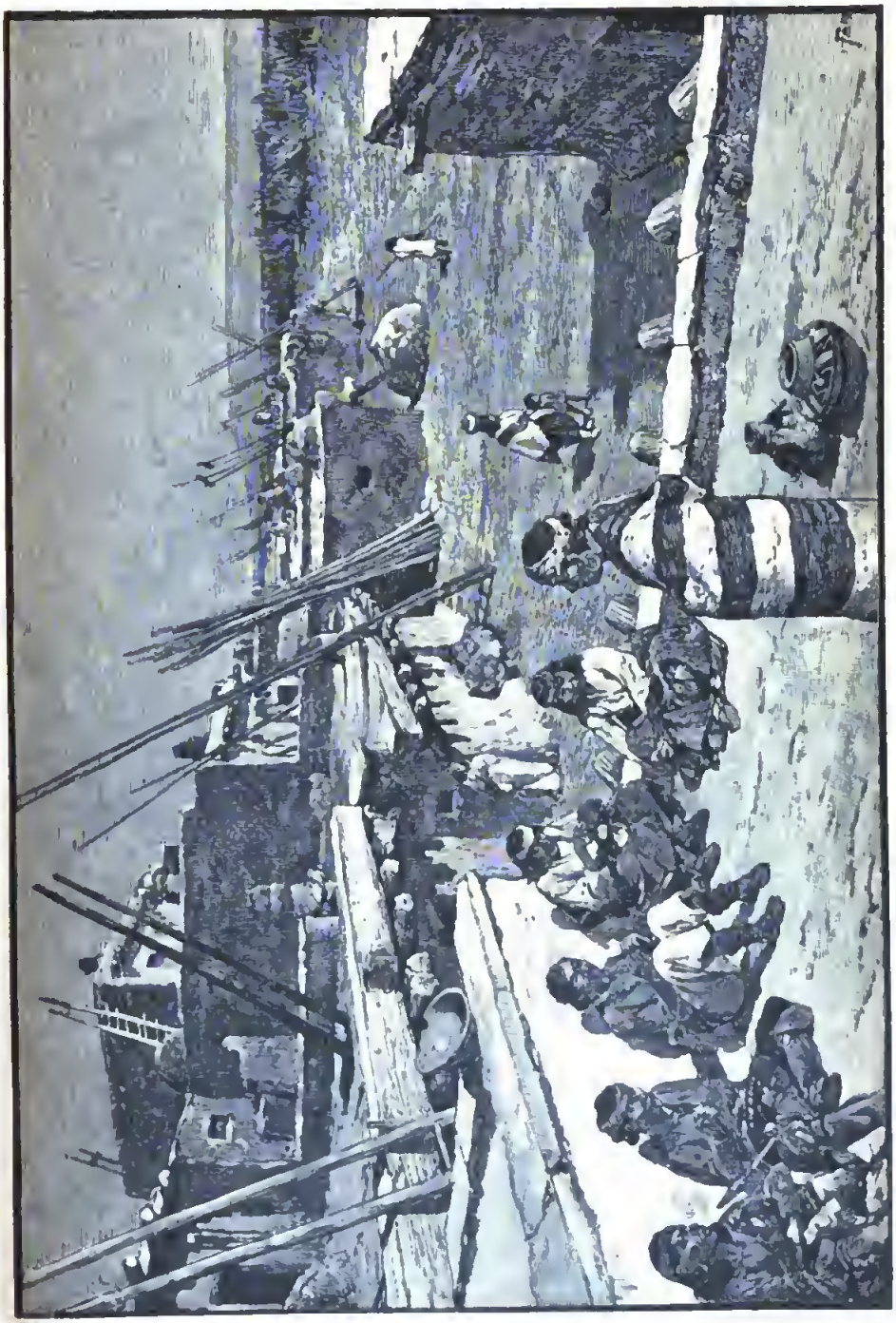
werden alljährlich aus der Mitte der Priesterschaft neu gewählt, denn ihr Dienst gilt als ein geweihter.



Töpferarbeit.

Sobald der den Tanz leitende Priester ein abermaliges Zeichen gibt, beendigen die Ausführenden ihren Reigen und verschwinden im Gänsemarsch unter Kriegsrufen und

Schwenken ihrer Waffen, worauf die Kéo-ye-mo-schi an ihre Stelle treten.



Auf einer Terrasse in Zuñi.

Wenn die Tänzer zum letzten Male auftreten, so schwingen sie mit Blut beschmierte blattförmige Stein-

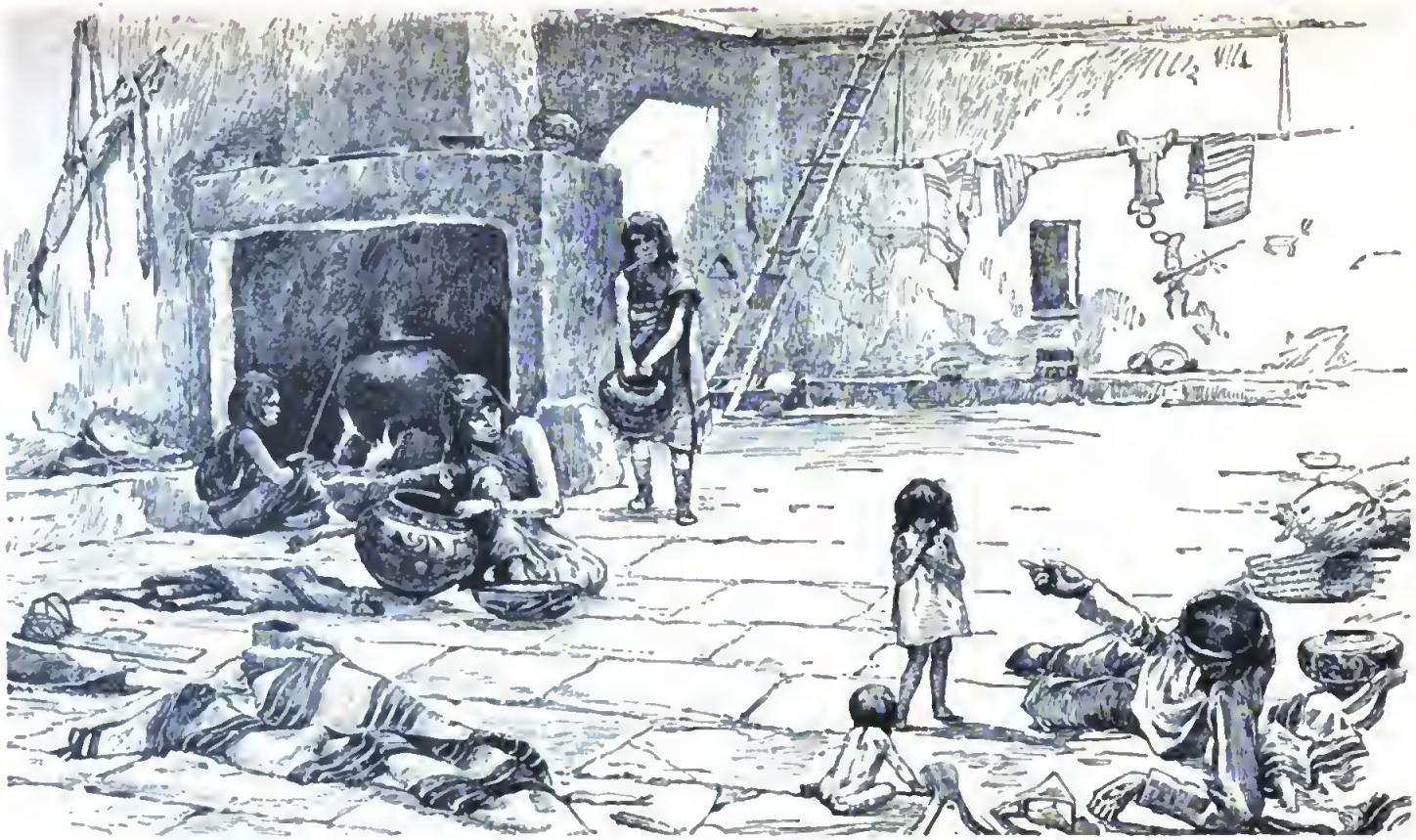
messer, und die Ceremonie endet damit, daß zwei besonders wild und schaurig kostümirte Gestalten einem Hunde den Leib aufschlitzen.

Wenn ein Weißer naht, so flüchten die sonst zahlreich überall umherspielenden Kinder und wohl auch die Frauen und Mädchen scheu aus den Straßen über Leitern, durch Fenster und Thüren in die nächsten Häuser, um freilich nachher desto neugieriger aus allen Oeffnungen und um die Ecken herum dem Fremdlinge nachzuschauen.

Wenn man das häusliche Leben der Pueblos genauer beobachten will, so muß man schon eine Gelegenheit suchen, auf die Terrasse zu schauen, wo während der guten Jahreszeit der Lieblingsaufenthalt aller Bewohner ist. Dort sieht man sie plaudern und allerlei Handarbeiten betreiben oder die hübsch geformten neuen Thonkrüge bemalen, die draußen in den Korrals (mit Pfosten und Riegeln von Cedernholz abgegrenzte Viehweiden) in Haufen von zusammengetragenem trockenem Schafsmist gebrannt werden. Auch wird auf den Terrassen Korn zum Trocknen ausgebreitet, oder in großen Wolltüchern, deren Enden vor der Stirn zusammengeknüpft sind, auf dem Rücken über die Leitern in die Vorrathsräume geschafft.

An all' diesen Arbeiten betheiligen sich auch stets sehr lebhaft die Frauen, die gar nichts von der sonstigen indianischen Trägheit gewahren lassen. Ihnen liegt natürlich außerdem noch das Spinnen, Nähen und Weben ob, sowie die Bereitung der Mahlzeiten in den großen Kaminen der Wohnräume, wobei die Kinder eifrig mithelfen.

Mit dieser regen Thätigkeit der Pueblo-Indianer und ihrer unleugbaren Intelligenz steht nun durchaus in Widerspruch, daß sie ihre Wohnstätten ganz und gar verfallen lassen, nicht die geringste Mühe auf Ausbesserung und Wiederherstellung schadhafter Häuser verwenden und sämmtlich in Ruinen hausen.



Bereitung der Mahlzeit.

Dies hängt jedoch mit ihrem religiösen Glauben zusammen. Jeden Morgen steigen sie auf die Terrassen und Dächer ihrer Häuser, um sich der aufgehenden Sonne zuzuwenden. Zu derselben Zeit müssen mit Schellenriemen umgürtete Männer unten eine Strecke weit nach Osten, dem aufgehenden Tagesgestirn entgegenlaufen. Sobald sie, mit ihren Schellen klingend, zurückkommen, steigt Alles von den Dächern: die Ceremonie ist beendet.

Die Ursache dieses seltsamen Brauches ist nach E. v. Hesse-Wartegg eine Ueberlieferung, wornach eines Tages Montezuma, der unter Cortez getödtete vorletzte Beherrscher des mexikanischen Reiches, von der Sonne zu ihnen herabkommen und ihre alte Herrlichkeit wiederherstellen wird. Deshalb senden sie an jedem Morgen Boten aus, um ihn zu empfangen, falls er kommen sollte, und werden des vergeblichen Wartens ebenso wenig müde, wie dieses rührenden Glaubens. Dieser Glaube lehrt aber ferner, daß die Zeit ihrer Erlösung von dem Zustande ihrer Wohnstätten abhängt: je eher diese nämlich im Laufe der Zeit dem natürlichen Verfall unterliegen und zu Ruinen werden, desto eher wird ihre Erlösungsstunde schlagen. In diesem Wahne rühren die Pueblos nichts an und verbessern nichts.

Sie haben deswegen auch die ihnen angebotene Unterstützung der Regierung der Vereinigten Staaten zurückgewiesen, und wollen das traurige Schicksal eines aussterbenden Volkes, das sie über sich selber verhängt haben, durch nichts abgewendet sehen.

Mannigfaltiges.

Die Erfindung des Siegellacks. — In alter Zeit siegelte man mit Wachs und war jahrhundertelang mit diesem recht zweckmäßigen Material zufrieden. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts mischte man dem Wachs Harze und andere Substanzen bei und brachte so eine Art Siegellack von schlechter Beschaffenheit zu Stande. Dann wurden um's Jahr 1600 die Oblaten Mode, welche man sehr schön und in allen möglichen Farben verfertigte.

Damals lebte zu Paris ein Kaufmann Namens François Rousseau, der das war, was man heutzutage Droguist nennt. In einer Dezembernacht des Jahres 1625 brach in seinem Hause Feuer aus und griff so rasch um sich, daß nur mit genauer Noth Rousseau selbst und dessen Angehörige gerettet werden konnten. Alle seine Waaren und sonstigen Habseligkeiten fielen dem gierigen Element zum Opfer. Krachend stürzten zuletzt die Mauern und das brennende Gebälke darüber zusammen, so daß Alles einen rauchenden Schutthaufen bildete.

Der unglückliche Kaufmann hielt sich für gänzlich ruinirt; denn Versicherungsanstalten für Häuser und Waaren gab's damals nicht. Um wo möglich den Inhalt seiner Geschäftskasse — mochten die Gold- und Silbermünzen geschmolzen sein oder nicht — wieder zu erlangen, wühlte er mit seinen beiden Söhnen einige Tage nach der Feuersbrunst in dem erkaltenden Schutthaufen herum. In dem Ladentisch war die Kasse in einer verschlossenen hölzernen Schieblade verwahrt gewesen; unter derselben in einem Fach hatten ein Kistchen Zinnober, ein Gefäß mit Schellack, ein Fäßchen Harz

und andere derartige Waaren gelagert. Da die Drei ungefähr wußten, an welcher Stelle nachgeforscht werden mußte, so erzielten sie auch richtig den gewünschten Erfolg.

Nach Wegräumung einiger Mauertrümmer und verkohlter Balkenstücke stießen sie auf Reste des zum Theil verbrannten Ladentisches und der Kassenschieblade, deren eisernes Schloß sie fanden. Die Vorräthe an Schellack, Harz, Zinnober, und was sonst da gelagert, mußten zuerst auch tüchtig gebrannt haben, waren dann aber zu einem großen rothen Klumpen zusammengeschmolzen und die Flamme desselben jedenfalls beim Zusammensturz des Mauerwerks erstickt worden. Die Gold- und Silbermünzen aus der verbrannten Kassenschieblade waren auf diesen Klumpen gefallen und klebten daran und staken darin.

François Rousseau und dessen Söhne machten sich daran, die Münzen von der rothen Masse loszuklauben. Da rief plötzlich ganz erstaunt der jüngere Sohn: „O Vater, sieh doch, wie wunderschön das Bildniß des Königs auf dem rothen glänzenden Klumpen abgedrückt ist!"

Der junge Mensch hatte Recht. Es war da zufällig ein prachtvoller Münzenabdruck entstanden. Rousseau, der ein gewandter Geschäftsmann und denkender Kopf war, sagte freudig zu seinen Söhnen: „Wahrlich, das ist Glück im Unglück! Ich hielt uns für ruinirt, meine Lieben; aber ich glaube sicher, in dem Schutte unseres Hauses haben wir hier soeben eine herrliche Entdeckung gemacht, die es uns ermöglichen wird, bald noch wohlhabender zu werden, als wir zuvor gewesen sind!"

„Wie meinst Du das?" fragte verwundert der andere Sohn.

Sein Vater sprach: „Wir müssen diese zusammengeschmolzene Masse mit fortnehmen und sie genau untersuchen. Dann wollen wir aus Schellack, Harzen und Zinnober zierliche wohlriechende kleine Stangen fabriziren, die man zum Siegeln brauchen kann. Das ist gewiß, einen so schönen und scharfen Siegelabdruck, wie mittelst dieser rothen Masse, vermag man sonst nicht herzustellen. Diese Erfindung wird die jetzt gebräuchlichen Oblaten sicherlich verdrängen oder sich doch neben ihnen die größte Geltung erobern."

Rousseau's Söhne begriffen auch die Wichtigkeit der Ent-

deckung. In einer Miethwohnung betrieben alle Drei eifrig die Fabrikation von Siegellackſtangen, zu welchem Behufe ſie zierliche Metallformen anfertigen ließen.

Nachdem ſie bedeutende Vorräthe fabrizirt, galt es, dem neuartigen Artikel Eingang und Geltung beim Publikum zu verſchaffen. Auch da hatten ſie Glück. Denn eben zu der Zeit erkrankte die Herzogin v. Longueville — es iſt die erſte Frau des Herzogs gemeint, alſo nicht die berühmte ſchöne Frondeheldin, welche ſpäter deſſen zweite Frau wurde — und die Aerzte bemerkten Vergiftungsſymptome. Bald ermittelte man die Urſache: grüngefärbte Oblaten, welche die Herzogin mit dem Munde angefeuchtet hatte. Durch dieſen Umſtand kamen plötzlich bei allen vornehmen Damen die gefärbten Oblaten in völligen Mißkredit, und da gerade zur ſelben Zeit Rouſſeau ſeine zierlichen parfümirten Siegellackſtangen auf den Markt brachte, ſo erlangten dieſelben ſogleich den größten Beifall, nicht nur bei den Damen des Hofes, ſondern auch bei Ludwig XIII. und dem Kardinal Richelieu, ja, bald überall, bei Hoch und Niedrig, bürgerte ſich die praktiſche Neuigkeit ein. Schon im Laufe des erſten Jahres erwarb Rouſſeau durch die Siegellackfabrikation über fünfzigtauſend Livres — und das war mehr, als er damals durch jene nächtliche Feuersbrunſt verloren hatte. So berichtet der glaubwürdige und ſachkundige Herr Pomet in ſeiner „Histoire générale des drogues“, welches Buch 1735 zu Paris erſchienen iſt. F. L.

Die Kreſſe. — Die anregenden, reinigenden und antiſkorbutiſchen, den Scharbock bekämpfenden Eigenſchaften der Kreſſe ſind bekannt, und nicht ohne Grund nennen Autoritäten in der Medizin ſie den Geſundheitsbeförderer des Körpers. Sie gehört in die Familie der ſogenannten kreuztragenden Pflanzen, ihre Wurzeln ſind weißlich, faſerig und ſehr loſe; die langen Stengel verzweigen ſich ſtark und ſchlagen ſehr leicht Wurzel: die Blätter ſind gefiedert, die Kelchblättchen oval und dunkelgrün: die Blüthe iſt weiß, büſchelförmig und entfaltet ſich im Juni und Juli. Uebrigens kennt ja Jedermann die Brunnenkreſſe, wie ſie allgemein heißt, und es hätte vorſtehender Beſchreibung kaum bedurft. Schreiber dieſes hat ſie als Kind ſchon häufig auf dem Butterbrod gegeſſen.

Die Kreſſe wächst wild am Rande von Bächen und Quellen, und man hat ſich lange mit der wilden Pflanze begnügt, die von armen Weibern oft aus bedeutenden Entfernungen auf die Märkte der Städte gebracht ward. Heute genügt dieſe primitive Ernte dem Bedarf nicht mehr und man zieht ſie in den Gärten in eigens hierzu hergerichteten Beeten, oder auf großen Feldern in der Umgebung der Großſtädte. Es dürfte kaum ein anderes Land geben, wo ſo viele Kreſſe konſumirt wird, wie in Frankreich, und namentlich in Paris, und Angeſichts der in hohem Grade ſanitären Eigenſchaften dieſes Pflänzchens wäre auch ein größerer Verbrauch in anderen Ländern ſehr wünſchenswerth. Schon im Alterthum legte man übrigens auf die Kreſſe den größten Werth, und zwar nicht allein als mediziniſche Pflanze, ſondern auch als Nahrung. Bereits zu Cyrus' Zeiten war die Kreſſe in Perſien geſchätzt, die Römer machten hiervon den ausgedehnteſten Gebrauch, auch die Araber hielten hierauf große Stücke und die keltiſchen Ureinwohner Frankreichs waren hierauf wahrhaft verſeſſen.

Die Kreſſe dient nicht allein als Speiſe, ſondern die Pharmazie konſumirt auch große Quantitäten hiervon zur Bereitung blutreinigender Mittel. B. Fr.

Gut gemeint. — Chriſtian Gotthilf Salzmann, der berühmte Pädagog und Schöpfer der Erziehungsanſtalt Schnepfenthal, war als Kind ein aufgeweckter, munterer Knabe, deſſen Lebhaftigkeit ſeinem Vater, der in Sömmerda Prediger war, viel zu ſchaffen machte. Doch war der kleine Salzmann gutherzig und von einer köſtlichen Naivetät, ſo daß man häufig über ihn lachen mußte. Eines Tages kam der Knabe mit einem Weidenzweige in der Hand vom Spielplatze in das Wohnzimmer ſeiner Großmutter geſtürmt und ſchlug die am Spinnrad Sitzende mehrmals mit der Gerte über den Arm. Die alte Frau erſchrak, begann zu weinen, und rief nach ihrem Sohne, dem Prediger. Dieſer erſchien auch ſogleich auf der Schwelle und fragte, nachdem er das Vergehen ſeines Sprößlings erfahren, in ſtrengem Tone: „Warum haſt Du Deine Großmutter geſchlagen?"

Treuherzig antwortete der Kleine, indem er die Augen voll zu ſeinem zürnenden Vater aufſchlug: „Ich habe es gut gemeint, lieber Vater. Im Geſangbuch ſteht doch: ‚Den alten Menſchen

kränke, daß er neu leben mag!' Ich habe also die Großmutter gekränkt, daß sie neu leben soll!"

Der Vater unterdrückte ein Lächeln über die kindliche Einfalt, ließ die bereits zur Züchtigung erhobene Ruthe wieder sinken und erklärte dem Knaben den Sinn des Verses, welcher den Anlaß zu dem drolligen Mißverständniß gegeben hatte. E. K.

Das rothe Tuch. — Im Jahre 1785 verließ Graf Lapérouse mit den beiden Schiffen „Astrolobe" und „Boussole" Frankreich, blieb aber seit dem 7. Februar 1788 in der Südsee verschwunden. Der Kapitän D'Entrecasteaux suchte ihn vergeblich (1791), obgleich er nahe an der Insel, wo Lapérouse Schiffbruch gelitten, vorbeifuhr, ebenso erging es den beiden Schiffen „Uranie" und „Coquille". Da fand ein Walfischfahrer in den Händen von Wilden von Neukaledonien ein Ludwigskreuz und Medaillen. Der englische Kapitän Dillon erfuhr (15. Mai 1826) von dem preußischen Deserteur Buschart die Insel, an der Lapérouse gescheitert, und die näheren Umstände dabei. Er sammelte auch eine Menge Gegenstände aus dem Schiffbruche auf. Dafür erhielt er von Karl X. die Ehrenlegion, 10,000 Franken Belohnung und 4000 Franken Pension. Nun schickte die französische Regierung den Kapitän d'Urville auf die Suche. Ihm gegenüber verhielten sich die Eingeborenen zurückhaltend, denn sie glaubten, er wolle seine Landsleute, von denen sie mehrere aufgefressen, rächen. Kein Anerbieten konnte sie reizen, den Ort des Schiffsbruch anzugeben. Als man aber ein Stück rothes Tuch vor ihnen ausbreitete, konnte ein Wilder nicht widerstehen, er sprang in ein Boot und erbot sich gegen jenes Tuch zur Führung. Er fuhr voran, hielt an einem Riffe an und zeigte hinunter in das klare Wasser. Da erkannte man an Ankern, Kanonen, Kugeln, Bleiplatten u. s. w., daß man endlich gefunden, was man so lange gesucht. D.

Bitte, nochmals zu pfeifen! — Im Jahre 1790 wurde von dem bekannten Schriftsteller Demoustier in Paris ein Drama „Die drei Söhne" aufgeführt, welches durchfiel. Demoustier wohnte in einer Loge der Vorstellung bei. Ein junger Logennachbar rief fortwährend: „Wie dumm; wie läppisch! Hätte ich doch einen hohlen Schlüssel, wie wollte ich pfeifen!"

„Damit kann ich dienen, mein Herr," meinte Demouſtier lächelnd. „Hier iſt ein hohler Schlüſſel!"

Der junge Mann nahm den Schlüſſel und benutzte ihn eifrig. Als das Stück zu Ende war, trat ein Freund des Verfaſſers in die Loge und rief: „Es thut mir recht leid, mein lieber Demouſtier, Ihr Werk ſo ungünſtig aufgenommen zu ſehen!"

Der Schlüſſelvirtuoſe horchte beſchämt auf und bat dann Demouſtier um Verzeihung. Dieſer ſchüttelte ihm freundlich die Hand und erwiederte: „Hat nichts zu bedeuten. Erzeigen Sie mir die Ehre, morgen bei mir zu ſpeiſen!"

Der Herr ſagte zu und erſchien am anderen Tage pünktlich. Jetzt ſtellte ſich heraus, daß auch er ein Theaterdichter war. Er brachte ſogar ein Manuſkript mit und bat, es Demouſtier vorleſen zu dürfen. Sie wurde ertheilt, und der Herr Kollege las ſein Opus vor. Als er damit zu Ende war, reichte ihm Demouſtier lachend den Schlüſſel und meinte: „Bitte, wollen Sie freundlichſt nochmals pfeifen!" E. K.

Die Verflüchtigung des Goldes. — Für die Verflüchtigung des Goldes bietet das Nachſtehende einen treffenden Beleg. Vor mehreren Jahren wurde die Oelfarbe, mit der das Thurmdach der alten Tabernakelkirche in Philadelphia beſtrichen geweſen, abgekratzt und daraus bei der Abſcheidung für 5000 Dollars Gold gewonnen. Neuerdings zahlte Jemand für die alten, verroſteten Zinkbleche des Daches, die ergänzt werden mußten, 3000 Dollars, und man nahm an, daß er dabei kein ſchlechtes Geſchäft machen werde, indem das auf dem Zink noch vorhandene Gold mindeſtens ebenſo viel, wenn nicht mehr werth ſei.

Der Urſprung dieſer Goldablagerung iſt ganz eigenthümlich: das edle Metall ſchlägt ſich auf das Thurmdach von der in der Nähe befindlichen Münze der Vereinigten Staaten nieder. Wenn nämlich Gold geſchmolzen wird, ſo verflüchtigt ſich ein nicht unbedeutender Theil davon. Das flüchtige Gold ſteigt dann mit dem Rauche durch den Schornſtein nach aufwärts und ſinkt ſofort herunter, ſobald es mit der äußeren Luft in Berührung kommt. Viel von dieſem flüchtigen Golde fällt auf das Münzgebäude ſelbſt, und zwar in ſolcher Menge, daß die Münzbeamten angewieſen ſind, bei jedem Regenfall das Dach- und Rinnenwaſſer aufzufangen

und in Bottichen zu ſammeln, die in den Kellern des Gebäudes durch Goſſen mit dem Dache in Verbindung ſtehen. Das geſammelte Waſſer wird dann durch Siebe und wollene Decken durchgelaſſen und ſo gewinnt man die Rückſtände an Gold darin. v. B.

Das Exerzieren bei den alten Römern. — Fortwährend ſich in den Waffen üben, ſchon im Frieden an alle Mühſeligkeiten des Krieges ſich gewöhnen, war das Ziel des römiſchen Soldaten. Zweimal des Tags rückten die Rekruten, einmal die gedienten Soldaten zum Exerzieren aus. An regneriſchen Tagen fand daſſelbe in Säulenhallen, die mit Schilf überdeckt waren, ſtatt. Nach alter Gewohnheit wurde dreimal des Monats 20,000 Schritt in militäriſcher Ordnung, mit Beobachtung der Abſtände, im Takte und trotzdem geſchwind zur Uebung marſchirt. Ferner wurde der Laufſchritt mit ſämmtlichen Waffen eifrig geübt, ebenſo Hoch- und Weitſprung und das Schwimmen. Den Angriff auf den Feind lernte der Rekrut durch das Scheingefecht mit einem mannshohen Pfahle, wobei der Exerziermeiſter darauf Acht gab, daß er ſich ſelbſt keine Blöße gab. Dann kam das Speerwerfen und Pfeilſchießen an die Reihe. Die Reiterei lernte ſich ſchnell und gewandt von rechts oder links, auch mit gezücktem Schwerte und der Lanze, auf ein hölzernes Pferd ſchwingen, was keineswegs ſo leicht war, da die Alten den Steigbügel nicht kannten. Der römiſche Soldat verſchanzte ſich in ſeinem Lager ſelbſt und trug die Schanzwerkzeuge ſtets auf dem Marſche bei ſich, aber auch hierin war Uebung nöthig. Er mußte die Signale, die z. B. beim Abbrechen eines Lagers gegeben wurden, kennen lernen, ebenſo den Wachtdienſt, die Gefechtsdisziplin, die Bezeichnung der verſchiedenen Legionen und Reiterabtheilungen, die Verehrung der Fahne, die zuweilen in die feindlichen Reiter geworfen wurde, um die Soldaten zum Folgen anzufeuern, das Tragen ungewöhnlich ſchwerer Laſten u. ſ. w. D.

Geizige Künſtler. — Paganini war ſo ſparſam geweſen, daß er ſeinem Sohne Achill ein Vermögen von zwei Millionen Franken hinterlaſſen konnte. Daß aber auch dieſer glückliche Erbe keineswegs ſein Vermögen verſchwenden würde, bewies er ſchon als Knabe durch folgenden ſehr bezeichnenden Zug. Einſt befand ſich

Achill mit zwei Herren bei dem Sänger Lablache, in deſſen kleinem Salon vier Kerzen brannten. Dieſe Lichtverſchwendung empörte das Gefühl des jungen Achill Paganini. Schnell entſchloſſen ſchlich er an den ihm zunächſt ſtehenden Leuchter, und während ſich die Herren lebhaft unterhielten, löſchte er das Licht aus. Lablache, den ſein Gebahren amüſirte, bedeutete die beiden Herren, den Knaben gewähren zu laſſen. Als dieſer ſich unbemerkt glaubte, löſchte er ebenſo ſchnell das zweite und dritte Licht aus. Als aber auch die vierte Kerze an die Reihe kommen ſollte, ſagte Lablache in freundlichem Tone: „Aber, mein Lieber, wenn Du auch dieſes Licht ausbläſeſt, ſo können wir ja nicht mehr ſehen.“

„Braucht man denn zum Plaudern zu ſehen?“ fragte trotzig der künftige reiche Erbe. E. K.

Feine Zurechtweiſung. — Als König Heinrich IV. von Frankreich in Paris mit dem Landgrafen Wilhelm von Heſſen zuſammentraf, fragte er den Letzteren: „Ihr Deutſchen thut wohl daran, zu uns zu kommen, um feine Sitten und Sprache zu lernen; was ſollten wir aber wohl von euch Deutſchen lernen?!“

Der Landgraf antwortete trocken: „Beſcheidenheit, Sire!“

— dn —

Goethe und Klinger. — Goethe kam einmal zu ſeinem Jugendfreund Klinger und verlangte ihn zu ſprechen. Die Magd entfernte ſich auf einen Augenblick und kam mit dem Beſcheid wieder, daß ihr Herr nicht zu Hauſe wäre. Goethe hatte aber Klinger's Stimme gehört und merkte alſo gut, daß er ſich nur verleugnen ließ.

Einige Tage ſpäter kam Klinger zu Goethe und fragte deſſen Bedienung, ob er den Herrn ſprechen könne.

„Er iſt nicht zu Hauſe!“ ſchrie Goethe mit lauter Stimme aus ſeinem Fenſter heraus.

„Was?“ rief Klinger, „erkenne ich denn Deine Stimme nicht?“

Da antwortete Goethe mit lautem Lachen: „Weißt Du, Klinger, Du biſt ein unverſchämter Menſch. Ich habe, als ich neulich bei Dir war, Deiner Magd geglaubt, daß Du nicht zu Hauſe ſeieſt, und Du willſt jetzt mir ſelber nicht glauben!“ J. D.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Schatzkästlein
des guten Rats.

Sechste vielfach vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 54 Illustrationstafeln.

Preis elegant gebunden 5 Mark.

Dieses Hausbuch gibt auf alle möglichen Fragen, die das tägliche Leben mit sich bringt, ausführliche Antwort. Der Inhalt gliedert sich in folgende Abteilungen:

Unser Haus. — Die Gesundheit. — Die Haushaltung. — Am Schreibtisch. — Unsre Tiere als Hausfreunde. — Der Hausgarten. — Die gute Lebensart. — Erziehung und Berufswahl. — Unser Recht. — Spiele;

also ein reichhaltiger Stoff, der unendlich viel des Wissenswerten und Nützlichen bietet. — Ein genaues Register erleichtert das Nachschlagen ungemein.

In den meisten Buchhandlungen zu haben.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Jeder Band bildet ein für sich abgeschlossenes Ganzes.

Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen.

Herausgegeben von

C. Falkenhorst.

12 elegant in Ganzleinwand gebundene Bände.

Preis eines Bandes M. 2.50.

Das Werk bietet in seinen zwölf Bänden folgenden reichen und interessanten Inhalt:

Bd. 1. Emin Paschas Vorläufer im Sudan.
„ 2. Emin Pascha, Gouverneur von Hatt-el-Estiwa.
„ 3. Henry M. Stanleys Forschungen am Kongo und Nil.
„ 4. Deutsch-Ostafrika. Geschichte der Gründung einer deutschen Kolonie.
„ 5. Auf Bergeshöhen Deutsch-Afrikas.
„ 6. Durch die Wüsten und Steppen des dunklen Weltteils.
„ 7. In Meerestiefen. Geschichte der Erforschung und Eroberung der Meere.
„ 8. Prschewalskis Reisen in Centralasien.
„ 9. Nordpolfahrten.
„ 10. Luftfahrten.
„ 11. Weltentdecker und Weltumsegler. } Jubelschriften zur Feier der Entdeckung Amerikas.
„ 12. Amerikanische Staatenzerstörer und Staatengründer. }

Die Verlagshandlung hat sich bei Herausgabe dieser Bibliothek die Aufgabe gestellt, den Bedingungen einer echt populären Darstellung gerecht zu werden. Die Darstellungen sind so kurz gehalten, daß jedermann Zeit finden kann, sie zu lesen; dennoch enthalten sie das Wichtigste, was zur Orientierung über eine der bewegenden Fragen nötig ist, in einer Form, die nicht ermüdend, sondern anregend wirkt. Die schmucken Bände sind eine Zierde für jede Hausbibliothek und verdienen zur Anschaffung dafür wärmstens empfohlen zu werden.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bildersaal
der
Welt-Litteratur
von
Johannes Scherr.

3 Bände in Lex.-Format. Eleg. brosch. M. 18.—,
in 3 Halbfranzbänden M. 24.—

Bildersaal der deutschen Litteratur
von Johannes Scherr.

Separat-Abdruck aus dem Bildersaal der Welt-Litteratur.

Elegant broschiert Mark 8.—,
schön gebunden
Mark 10.—

In den meisten [illegible] en.